

Rundfunk und Geschichte

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

29. Jahrgang Nr. 1 / 2 – Januar / April 2003

Nationalsozialismus im Nachkriegsrundfunk

Der 17. Juni und der Rundfunk der DDR

**Rundfunkpropaganda in Shanghai
während des Zweiten Weltkriegs**

Weihnachtsringsendung 1942

**Das Programm des DDR-Fernsehens
zu Stalins Tod**

Rezensionen

Bibliographie

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Zitierweise: RuG – ISSN 0175-4351

Redaktion: Ansgar Diller Edgar Lersch

Redaktionsanschrift

Dr. Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt am Main – Potsdam-Babelsberg, Bertramstraße 8,
60320 Frankfurt am Main, Tel. 069-15687212, Fax 069-15687200, Email: adiller@hr-online.de
Prof. Dr. Edgar Lersch, Südwestrundfunk, Historisches Archiv, 70150 Stuttgart, Tel. 0711-9293233,
Fax 0711-9293345, Email: edgar.lersch@swr-online.de
Redaktionsassistentz: Dr. Stefan Niessen
Herstellung: Michael Friebel

Redaktionsschluss: 26. Mai 2003

Das Inhaltsverzeichnis von ›Rundfunk und Geschichte‹ wird ab Jg. 19 (1993), H. 1, im INTERNET
(<http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/zeitschr/RuGe/rugindex.htm>) angeboten.

Texte von ›Rundfunk und Geschichte‹ werden ab Jg. 25 (1999), H. 4, online im INTERNET
(<http://www.medienrezeption.de>) angeboten.

Inhalt

29. Jahrgang Nr. 1 / 2 – Januar / April 2003

Aufsätze

- Edgar Lersch
Die Thematisierung des Nationalsozialismus im Rundfunk der Nachkriegszeit 5
- Ingrid Pietrzynski
»Eine Republikpartei, noch dazu eine schlechte ...«
Der 17. Juni 1953, der DDR-Rundfunk und ein Memorandum
von Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler 20
- Astrid Freyeisen
XGRS – Shanghai Calling
Deutsche Rundfunkpropaganda in Ostasien während des Zweiten Weltkriegs 38

Dokumentation

- Die Weihnachtsringsendung 1942
Der Produktionsfahrplan der RRG
(Ansgar Diller) 47

Miszellen

- Wann hat das Fernsehen Geburtstag?
Ein alter Streit neu entfacht
(Ansgar Diller) 52
5. März 1953: Der Tod Stalins
Das Trauerprogramm des DDR-Fernsehens
(Jörg-Uwe Fischer) 52
- Medialität der Geschichte und Historizität der Medien
Interdisziplinäre Tagung an der Universität Konstanz
(Edgar Lersch) 56
- Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik
Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik – Eine Tagung
(Georg Wamhof) 58
- Geschichte der SRG 1958 - 1982/83. Ein Kolloquium in Zürich
(Edgar Lersch) 61
- Symposium des »Netzwerkes Mediatheken« 62
- »Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte« 62
- 40 Jahre ZDF. Eine Ausstellung und ein Buch 63
- 100 Jahre Telefunken. Sonderausstellung im Rundfunkmuseum der Stadt Fürth 63

Rezensionen

- Stefan Andriopoulos / Bernhard J. Dotzler (Hrsg.): 1929.
Beiträge zur Archäologie der Medien
(Ansgar Diller) 64
- Angela Cziczatka: US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg.
Österreich im Spiegel des US-Rundfunks
(Ansgar Diller) 64
- Claus-Dieter Krohn / Axel Schildt (Hrsg.): Zwischen den Stühlen?
Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit
(Hans-Ulrich Wagner) 65

Ursula Heukenkamp (Hrsg.): Schuld und Sühne? Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945 - 1961) (Ansgar Diller)	65
Jörg Hucklenbroich / Reinhold Viehoff (Hrsg.): Schriftsteller und Rundfunk (Irmela Schneider)	66
Ruth Blaes / Heike Kraft (Hrsg.): Geschichten, die das Medium schrieb. Schriftsteller über 80 Jahre Radio (Hans-Ulrich Wagner)	67
Götz Schmedes: Medientext Hörspiel. Ansätze einer Hörspielsemiotik am Beispiel der Radioarbeiten von Alfred Behrens (Wolfram Wessels)	68
Michael Stapper: Unterhaltungsmusik im Rundfunk der Weimarer Republik (Thomas Münch)	69
Franca Wolff: Glasnost erst kurz vor Sendeschluss. Die letzten Jahre des DDR-Fernsehens (1985 - 1989/90) (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	70
Manfred Görtemaker / Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz (Hrsg.): Weimar in Berlin. Porträt einer Epoche (Michael Grisko)	71
Horst Jaedicke: Tatort tagesschau. Eine Institution wird 50 (Joseph Garncarz)	72
Karin Wehn: »Crime-Time« im Wandel. Produktion, Vermittlung und Genreentwicklung des west- und ostdeutschen Fernsehkrimis im Dualen Rundfunksystem (Peter Hoff)	72
Jörg Döring: »...ich stelle mich unter und machte mich klein...« Wolfgang Koeppen 1933 - 1948 (Michael Grisko)	74
Werner Faulstich (Hrsg.): Die Kultur der fünfziger Jahre (Ansgar Diller)	75
Helmut Schanze (Hrsg.): Metzler Lexikon Medientheorie – Medienwissenschaft. Ansätze – Personen – Grundbegriffe (Edgar Lersch)	76
1999: Geschichte der Medien (Edgar Lersch)	77
Patrick Donges: Rundfunkpolitik zwischen Sollen, Wollen und Können. Eine theoretische und komparative Analyse der politischen Steuerung des Rundfunks (Dietrich Schwarzkopf)	78
Felix Keller: Archäologie der Meinungsforschung. Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen (Oliver Zöllner)	79
Walter Albert Eberstadt: Whence We Came, Where We Went. From the Rhine to the Main to the Elbe, from the Thames to the Hudson (Hans-Ulrich Wagner)	80
Guntram Vogt: Die Stadt im Kino. Deutsche Spielfilme 1900 - 2000 (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	81
Ursula von Keitz / Kay Hoffmann (Hrsg.): Die Einübung des dokumentarischen Blicks. Fiction Film und Non Fiction Film zwischen Wahrheitsanspruch und expressiver Sachlichkeit 1895 - 1945 (Christian Filk)	82
DEFA-Stiftung (Hrsg.): apropos: Film 2002. Das Jahrbuch der DEFA-Stiftung Herrmann Zschoche: Sieben Sommersprossen und andere Erinnerungen (Thomas Beutelschmidt)	83

Dagmar Schittly: Zwischen Regie und Regime. Die Filmpolitik der SED im Spiegel der DEFA-Produktionen (Wolfgang Mühl-Benninghaus)	85
Gerd Hallenberger / Helmut Schanze (Hrsg.): Live is Life. Mediale Inszenierungen des Authentischen (Edgar Lersch)	86
Gunnar Roters u.a. (Hrsg.): Inter@ktive Medien. Trends und Zukunftsperspektiven (Christian Filk)	87
Christoph Marx: Reeducation und Machtpolitik. Die Berliner Presselandschaft 1945 - 1947 (Ansgar Diller)	88
Werner Faulstich: Die Geschichte der Medien, Bd. 4: Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700 - 1830) (Christian Filk)	88
Otto Altendorfer: Das Mediensystem der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1 (Ansgar Diller)	89
Frauke Pieper: Der deutsche Auslandsrundfunk Peter Niepalla: Deutsche-Welle-Gesetz (Ansgar Diller)	89
Simone Tippach-Schneider: Das große Lexikon der DDR-Werbung. Kampagnen und Werbesprüche, Macher und Produkte, Marken und Warenzeichen (Elisa Satjukow)	90
Thomas Flemming: Kein Tag der deutschen Einheit. 17. Juni 1953 (Ansgar Diller)	91
Christian Filk / Michael Grisko (Hrsg.): Einführung in die Medienliteratur (Ansgar Diller)	92
Asa Briggs / Peter Burke: A Social History of the Media. From Gutenberg to the Internet (Edgar Lersch)	92
DGB-Bildungswerk (Hrsg.): Radio. Kommunikation in Afrika (Oliver Zöllner)	93
Bibliographie	
Zeitschriftenlese 87 (1.7. - 31.12.2002) (Rudolf Lang)	94
Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte	
Radio-Mythen und -Realitäten. 34. Jahrestagung des Studienkreises (Margarete Keilacker)	99
Aus dem Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden während der Mitgliederversammlung am 27. März 2003 in Berlin (Reinhold Viehoff)	101
Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv	
Neu in der Buchreihe des DRA	
Tondokumente zur Kultur- und Zeitgeschichte 1936 - 1938	103
Hörspiel 1950 - 1951. Eine Dokumentation	103
Neue CDs mit Tonaufnahmen zur Geschichte Deutschlands	
100 Deutsche Jahre 1900 – 2000. Tondokumente und Fotografien	103
Die Reichskanzler der Weimarer Republik in Originaltonaufnahmen	104

Autoren der längeren Beiträge

Dr. Jörg-Uwe Fischer, Deutsches Rundfunkarchiv, Information und Dokumentation,
Marlene-Dietrich-Allee 20, 14482 Potsdam-Babelsberg

Astrid Freyeisen, Bayerischer Rundfunk, Regionalstudio Mainfranken, Bahnhofplatz 2,
97070 Würzburg

Prof. Dr. Edgar Lersch, Südwestrundfunk, Historisches Archiv, 70150 Stuttgart

Dr. Ingrid Pietrzynski, Deutsches Rundfunkarchiv, Information und Dokumentation,
Marlene-Dietrich-Allee 20, 14482 Potsdam-Babelsberg

Edgar Lersch

Die Thematisierung des Nationalsozialismus im Rundfunk der Nachkriegszeit

Für die alliierten Besatzungsmächte war der Einsatz der Medien zur »Umerziehung« ein durchaus heikles, widersprüchlichen Zielvorstellungen unterliegendes Terrain. Mussten doch einerseits die Umrisse eines freien und der demokratischen Erneuerung verpflichteten Mediensystems erkennbar werden. Andererseits wollten und konnten die Alliierten auch nicht völlig auf dessen im weitesten Sinne »propagandistischen« Möglichkeiten der Medien verzichten, um die Ziele ihrer Besatzungspolitik zu erreichen. Dies galt vor allem für den Rundfunk, mit dessen Hilfe viel früher als durch Zeitungen viele Bürger regelmäßig erreicht werden konnten. Zum Konzept der »Umerziehung« gehörte zweifellos auch, sich mit den Ursachen und Voraussetzungen des NS-Regimes und damit auseinander zu setzen, was zwischen 1933 und 1945 wirklich alles geschehen war. Erste Meinungsumfragen ließen erkennen, dass etwa die Hälfte der Deutschen der Meinung war, dass der Nationalsozialismus sei eine »gute Idee« gewesen, »die schlecht ausgeführt wurde«.¹ Solche Urteile waren in einigen, wenn keineswegs in allen Fällen darauf zurückzuführen, dass die Deutschen nicht ausreichend informiert waren über das »Dritte Reich« und die in Konsequenz nationalsozialistischer Ideologie und Herrschaftspraxis verübten Scheußlichkeiten.

Den Realisten unter den alliierten Verantwortlichen war bewusst, dass es bei einer Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit nicht darum gehen konnte, in den Zeitungen und vor allem im Radio unablässig darüber zu berichten, wie das Hitlerregime an die Macht gekommen war, welche Verbrechen die nationalsozialistische Regierung und die Parteigliederungen begangen hatten, oder darüber, öffentlich zu debattieren, welches Maß an Schuld und Verantwortung für die begangenen Gräueltaten das deutsche Volk insgesamt zu tragen habe.

Vielmehr bestand die Aufgabe darin, Sendungen zu diesem Thema in das »normale« Rundfunkprogramm so zu integrieren, dass nicht etwa ein Übermaß an Information über das Geschehene und dessen allzu unerbittliche Kommentierung dazu beitrugen, das angestrebte Ziel eher zu verfehlen anstatt es zu erreichen. Der Rundfunk war nach über 20 Jahren seines Bestehens in allen Bevölkerungsschichten verbreitet und hatte den Charakter des Sensationellen

längst eingebüßt. Er zog damit nicht von vornherein Aufmerksamkeit auf sich, lockte deswegen die Menschen nicht mehr ohne weiteres vor den Lautsprecher, obwohl dies zeitgenössische Kommentare über die Allmacht des Raum und Zeit überwindenden Rundfunks gelegentlich suggerierten. Der Rundfunk hatte im Alltag Nutzungsgewohnheiten entstehen lassen bzw. sich spezifischen, von der nationalsozialistischen Rundfunkpolitik für propagandistische Zwecke geschickt ausgenutzten Bedürfnissen und Erwartungen der Hörer angepasst.

Der jeweilige Stellenwert von Rundfunksendungen zum Nationalsozialismus lässt sich daran messen, ob sie in den so genannten Haupthörzeiten und in den aktuellen Sendungen bzw. deren Umfeld platziert waren, sowie daran, inwieweit mit Sondersendungen und kleineren Sendereihen zum Thema das übliche Programm-schemata durchbrochen wurde. Ferner ist von Belang, in welchen Programm-gattungen das der Nationalsozialismus überhaupt angesprochen wurde. Gab es die Auseinandersetzung mit dem »Dritten Reich« und seiner Wirklichkeit in verschiedenen Genres oder beschränkte sie sich auf ein Programmumfeld bzw. Programm-gattungen, wo politische und gesellschaftsrelevante bzw. vergleichbare Themen »normalerweise« angesprochen wurden?

Sendungen über den Nationalsozialismus im Überblick

Eine zusammenfassende Untersuchung der Sendungen zum Nationalsozialismus im Zeitraum von 1945 bis 1948 liegt nur für den NWDR vor, mit genauen Berechnungen der quantitativen Anteile einzelner Themen, die mit ihrem Vorkommen zu bestimmten Sendezeiten und ihrem Auftauchen in spezifischen Programm-gattungen in Bezug gesetzt werden.² Die Ergebnisse lassen trotz teilweise geringer »Fallzahlen«, trotz der in manchen Details nicht in jedem Fall unter einen Hut zu bringenden Vielfalt und Abweichungen einige interessante Trends erkennen, die belegen, dass die Thematisierung des Nationalsozialismus im Radio der britischen Zone relativ verhalten war – ein Befund, der sich auch auf die Stationen der amerikanischen Zone übertragen lässt.

Bei der Zuordnung der aufgeführten 623 Sendungen über den Nationalsozialismus im NWDR-Programm zeigt sich, dass im Jahr 1946 die meisten Programmbeiträge zum Nationalsozialismus gesendet wurden, mehr als 1945, 1947 und 1948. 66 Prozent der erhobenen Sendungen sind für das Jahr 1946, weniger als 20 Prozent für 1945, etwa 20 Prozent für 1947, und 7 Prozent für 1948 ausgewiesen. Auch wenn man die Verteilung der Minutenanteile pro Jahr zur Grundlage eines Vergleichs nimmt, ergeben sich ähnliche Werte. Für 1948 ist nach dieser Zählung ein höherer Anteil zu registrieren, da in diesem Jahr im »Nachtprogramm« erstmals längere Beiträge mit ausführlicheren Analysen zu Teilaspekten der nationalsozialistischen Herrschaft ausgestrahlt wurden.³

Die auffällig häufige Thematisierung des Nationalsozialismus in Sendungen des Jahres 1946 ist damit zu erklären, dass bis zur Urteilsverkündung die deutschen Rundfunksender und auch der NWDR regelmäßig über den am 20. November 1945 begonnenen Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg als zentralem Bezugspunkt der Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus berichteten. Mit dem Verlesen des Urteils am 30. September/1. Oktober 1946 gingen die Gerichtsverhandlungen und damit auch diese spezifische Form der »Aufklärung« über die Jahre von 1933 bis 1945 zu Ende. In knapp 160 Sendungen berichtete der NWDR über das Prozessgeschehen. Diese Berichte wie auch die Mehrzahl der sonstigen Sendungen, die sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigten, wurden beim NWDR in der Regel in den aktuell-informierenden Sendeformen von etwa 15 Minuten Dauer und überwiegend zu den günstigen Sendezeiten am frühen Morgen, zeitweise mittags und am Abend vor 22.00 Uhr ins Programm genommen: Über 80 Prozent der Beiträge zum Nationalsozialismus dauerten nicht länger als 15 Minuten, über 70 Prozent dieser Sendungen gehörten zum so genannten »Zeitfunk«.

Mit der gerade zu Ende gegangenen nationalsozialistischen Herrschaft setzte sich im NWDR 1945 zuerst Axel Eggebrecht in regelmäßigen Reportagen auseinander, indem er über den Bergen-Belsen-Prozess in Lüneburg berichtete. Bezogen auf das noch geringe Gesamtvolumen des Radioprogramms dieser Monate kam diesen Berichten ein relativ hoher Anteil im Gesamtprogramm zu. Über diese »Zeitfunkberichte« hinaus waren von den genauer einzuordnenden Beiträgen 5 Prozent den Kommentaren, knapp 7 Prozent den so genannten Zielgruppenprogrammen zuzuordnen, weitere 5 Prozent der Nennungen entfallen jeweils auf das Hörspiel oder die Servicesendungen.

Auch die Verteilung der Sendungen auf die erwähnten »Haupthörzeiten« ergibt ein eindeutiges Bild: Schwerpunkte sind der Morgen (20 Prozent), die Mittagszeit (22 Prozent), die Zeit zwischen 18.00 und 21.00 Uhr (25 Prozent) sowie zwischen 21.00 und 24.00 Uhr (27 Prozent). Bei einer Zählung der Anteile nach Jahren wird deutlich, dass die 1946 in den späten Abendstunden – in der Regel jedoch nicht später als zwischen 21.45 und 22.00 Uhr – übertragenen Berichte und Kommentare aus Nürnberg für diese auf den ersten Blick überraschende Verteilung ausschlaggebend waren. Die Verteilung nach Minutenanteilen auf die einzelnen Jahre zeigt für 1948 eine neue Schwerpunktbildung an: Sie hat – wie erwähnt – damit zu tun, dass Beiträge zum Nationalsozialismus beim NWDR sich 1947 allmählich aus den Zeitkorridoren heraus verlagerten, die normalerweise für den »Zeitfunk« reserviert waren. Jetzt standen Zielgruppensendungen im Vordergrund, in denen Voraussetzungen und Wirklichkeit des Nationalsozialismus unter spezifischen Aspekten betrachtet wurden. Von da aus entwickelten sich Ausarbeitungen des Themas in den Langformen des Mediums, unter anderem in Hörfolgen und im Hörspiel. So war 1948 der Nationalsozialismus Gegenstand einer sechsteiligen Sendereihe im Nachtprogramm des NWDR nach 22.00 Uhr.⁴

Neben der Aufklärung über den Nationalsozialismus in Sendereien wurde auch in tagesaktuellen Sendungen sich jährlicher Ereignisse aus der Zeit des »Dritten Reiches« wie auch der Weimarer Republik gedacht, die im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus standen: so des Hitlerputsches (9. November 1923), der Wahl Hindenburgs (26. April 1925) und des Staatsstreichs von Papens gegen Preußen (19. Juni 1932), des Reichstagsbrands (27. Februar 1933), der Verkündung des Ermächtigungsgesetzes (24. März 1933), der »Reichskristallnacht« (9. November 1938), des Beginns des Zweiten Weltkriegs (1. September 1939), des Überfalls auf die Sowjetunion (22. Juni 1941), der Kapitulation der deutschen Truppen in Stalingrad (Januar/Februar 1943).⁵

Ähnlich verteilten sich die Sendungen zum Nationalsozialismus in Programmen der Sender der amerikanischen Zone, die sie ebenfalls sehr ausführlich mit dem Nürnberger Prozess befassten. Die Prozessberichte wurden zentral verbreitet und täglich zweimal ausgestrahlt: Bei Radio Stuttgart und Radio München sind in den Programmausdrucken täglich jeweils mittags um 12.30 Uhr und abends um 20.15 Uhr die »Kommentare aus Nürnberg« ausgewiesen; Radio Frankfurt sendete die Mittagskommentare eine Stunde später, um 13.30 Uhr, und gleichfalls um 20.15 Uhr den Abendkommentar.

Der Berichterstattung über den Nürnberger Prozess war in den Sendungen von Radio Stuttgart eine Sendefolge vorausgegangen, die zwischen August und November 1945 unter dem Titel »Die öffentliche Meinung spricht« mit etwa drei bis fünf Minuten langen Beiträgen in das aktuelle »Programm der Militärregierung« (dann »Echo des Tages«) integriert war. In ihnen wurden die Zustände in der NS-Zeit mit denen der bei aller Härte doch nach klaren Rechtsgrundsätzen geführten Besatzungspolitik verglichen. Ihre Verfasser sind leider unbekannt: Aus heutiger Sicht wirkt der beflissene Ton, der gegenüber der Besatzungsmacht angeschlagen wrude, unterwürfig und anbiedernd.

Über die Berichterstattung vom Kriegsverbrecher-Tribunal hinaus gedachten vor allem 1946 die Sender der amerikanischen Zone sich jährender Ereignisse, die im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus und seiner Herrschaft standen, mit halb- oder einstündigen Hörfolgen. So sendete z.B. Radio Stuttgart am 8. Mai 1946 das Hörbild »Ende und Anfang«; »Heute vor zwei Jahren« erinnerte am 6. Juni 1946 an den Beginn der alliierten Invasion an der französischen Atlantikküste; am 10. Juni 1946 gab es eine Sondersendung zum Gedächtnis der Ermordeten von Oradour-sur-Glane (als Vergeltungsakt hatte die SS am 14. Juni 1944 ein ganzes Dorf auf grausamste Weise ausgelöscht); am 21. Juni 1946 erinnerte eine Sendung an den Beginn des Russlandfeldzugs, zudem gab es 1946 einen langen Kommentar zum 20. Juli 1944 und am 1. September eine Gedenksendung für die Opfer des Zweiten Weltkrieges.⁶

Radio München, Radio Frankfurt und Radio Stuttgart setzten auch nach dem Ende des Nürnberger Tribunals einmal wöchentlich die Berichterstattung über die nachfolgenden Prozesse gegen Kriegsverbrecher fort, wie z.B. das spektakuläre Spruchkammerverfahren in Frankfurt gegen Fritz Thyssen⁷ oder das Verfahren gegen den in Nürnberg freigesprochenen ehemaligen Reichsfinanzminister Hjalmar Schacht in Stuttgart.⁸ Radio Frankfurt sendete bis Ende 1948 zweimal wöchentlich von 13.30 bis 13.45 Uhr die »Prozesse der Zeit«. Radio Stuttgart strahlte die Sendung ebenfalls um die Mittagszeit aus, Radio München hingegen am Abend kurz nach 20.00 bzw. kurz vor 22.00 Uhr.

In Sende- und Kommentarreihen von Radio Stuttgart und Radio München waren immer wieder auch Beiträge nicht nur zur aktuellen Lage, sondern auch zu den Ursachen der Entstehung des Nationalsozialismus und seines Siegeszugs zu hören. Der Stuttgarter Chefkomentator Fritz Ermarth widmete mehrere Halbstunden-Beiträge diesem Thema im Rahmen der wöchentlichen

Sendung »Volk und Staat«.⁹ Die Reihe diente in erster Linie der Ermutigung und der Aufklärung über den Neuaufbau demokratischer Zustände in Deutschland. Auch Herbert A. Gessner, ein junger, Widerstandskreisen nahe stehender Antifaschist, setzte sich 1946 in Radio München in ausführlichen Kommentaren mit den Wurzeln des Nationalsozialismus in der deutschen Geschichte auseinander.¹⁰

Bei Radio München betreuten von Januar 1946 bis zum April 1947 Fritz Benschler und Fritz Meingast die Sendereihe »Nie wieder Krieg«. Im ersten Halbjahr 1946 befasste sich sonntags am Spätnachmittag die Reihe »Widerstand, Opfer, Ansporn« mit den Konzentrationslagern und der Gestapo.¹¹ Vom Herbst 1946 bis zum Frühjahr 1947 übernahm der Münchner Sender die Reihe »Das heimliche Deutschland« vom RIAS Berlin, in der aktive Antifaschisten zu Wort kamen. Eine Hörfolge »Junge Antifaschisten« mit der Schilderung der Schicksale junger, häufig zum Tode verurteilter Widerstandskämpfer bildete noch einmal vom August bis Oktober 1947 einen Höhepunkt in der Auseinandersetzung mit der Hitlerdiktatur bei Radio München, die sich besonders an die Jugend wandte.¹² 1947 ging bei allen Stationen die Zahl der Sendungen zurück, die sich mit dem Nationalsozialismus befassten, eine Entwicklung, die sich 1948 fortsetzte.¹³ Dies gilt auch für Radio Frankfurt und Radio Stuttgart.¹⁴

Programmbeiträge zum Nationalsozialismus über die erwähnten Sendegattungen hinaus platzierten die anglo-amerikanischen Zonensender zurückhaltend: Der Frauenfunk des NWDR widmete sich bis 1948 lediglich in drei Sendungen der Frage, welche Haltung die weibliche Bevölkerung in Deutschland dem Nationalsozialismus gegenüber eingenommen hatte. In Sendungen für die Jugend kam der Nationalsozialismus lediglich in einer sechsteiligen Serie der Funk-schule über den Generalstab der Deutschen Wehrmacht und in der Reihe »Jugend heute und morgen« vor.¹⁵ Auch die Rundfunkoffiziere in der amerikanischen Zone waren der Meinung, dass in für weibliche und Jugendliche Zielgruppen vorgesehenen Programmen ein positiver Beitrag zum Aufbau der Demokratie geleistet werden müsse, während allzu düstere Betrachtungen über die Fehler der Vergangenheit ihr Ziel verfehlen würden:

»Die Hörer mit ›sich selbst‹, mit ihrer Alltagserfahrung in der NS-Zeit zu konfrontieren, wurde offenkundig bewußt vermieden zugunsten der indirekten ›Erziehungs‹-Methode, andere, bessere Lebens- und Zukunftsmodelle zu beschreiben (...), daß selbst mit einem so antifaschistischen Programm einer Rundfunkanstalt wie Radio München das Millionenpublikum der Durchschnittsbürger mit sich selbst nicht be-

heilig wurde, um ihm nur möglichst rasch und bruchlos den Übergang ins neue Demokratie-Selbstbewußtsein zu ermöglichen. Denn auch die speziellen Sendereihen zur Aufarbeitung der Vergangenheit, die Berichte von den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen ebenso wie die Sendungen über KZ-Erfahrungen und deutschen Widerstand – all dies betraf ja doch nur in Ausnahmefällen jemanden wirklich persönlich und gewiß niemanden, der es nicht wollte und ohnehin bekanntlich ›nichts gewußt und nichts gesehen‹ hatte.¹⁶

Es liegt in der Natur der Sache, dass die literarische und künstlerische Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit im Radioprogramm am wenigsten »steuerbar« war. Die Schubladen der Dichter und Schriftsteller waren bekanntlich leer, es erhoben nur wenige nach Kriegsende ihre Stimme, um davon Kunde zu geben, wie sie Unterdrückung und Unfreiheit, die Kriegserlebnisse und vielleicht auch das eigene Versagen gegenüber dem Regime in Lyrik, Prosa und Drama verarbeitet hatten. Der Rundfunk bot damals den Literaten vor allem die Plattform des Hörspiels, die Dramaturgen suchten händeringend nach dem so genannten Zeitstück, das ihnen jedoch nicht angeboten wurde. Eines der wenigen literarischen Zeugnisse überhaupt war gleichzeitig auch eines der wichtigsten und machte als Hörspiel seinen Weg in die Öffentlichkeit: Wolfgang Borcherts »Draußen vor der Tür« wurde vom NWDR mit Hans Quest in der Hauptrolle produziert und am 13. Februar 1947 erstmals gesendet,¹⁷ dann übernommen von Radio Frankfurt am 10. Oktober 1947, am 16. November 1947 gesendet von Radio Stuttgart und von Radio München als Eigenproduktion am 14. April 1948 ausgestrahlt. Die Hörspielabteilung des NWDR erarbeitete darüber hinaus nur noch ganz wenige Produktionen, die sich mit dem Nationalsozialismus und dem zu Ende gegangenen Weltkrieg auseinander setzten, so »Die Begegnung« (6. März 1948) und »Die Madonna von Novi Sad« (20. März 1948) von Dieter Rohkohl.

Außer zwei zu Hörspielen umgearbeiteten Szenen aus Bert Brechts »Furcht und Elend des Dritten Reiches« – bereits am 2. Dezember 1945 wurde eine Szene mit dem Titel »Die Rechtsfindung«, am 13. April 1946 eine weitere mit dem Titel »Deserteure« ausgestrahlt – entstand lediglich ein als Beitrag des Frankfurter Hörspiels zur Problematik der Heimkehrer gedachtes Hörspiel (6. Januar 1946), das über die Darstellung individueller Konflikte nicht hinauskam. Herausragend war in der Reihe »Das ewige Licht« die dokumentarische gestaltete Fiktion »Die Schlacht im Warschauer Ghetto« (26. September und 23. November 1947).¹⁸ Auch bei Radio München kann man die für das Thema einschlägigen Hör-

spiele an einer Hand aufzählen: Es sind dies von Günter Weißenborn »Die Illegalen« (19. Mai 1946), »Karrer oder es stimmt etwas nicht in der Welt« von Artur Müller (31. August 1947) und »Ein jeder von uns« von Jörg Schmitthenner (18. Mai 1947) sowie als Übernahmen aus Frankfurt »Die Rechtsfindung« und »Die Jüdische Frau« (10. März 1947) – für das Hörspiel adaptierte Szenen aus »Furcht und Elend des Dritten Reiches«.¹⁹ Radio Stuttgart brachte es in dreieinhalb Jahren auf gerade zwei Hörspielinszenierungen, die jedoch kaum als adäquate Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit gewertet werden können. Die eine behandelt am Beispiel des Vorstoßes Napoleons nach Moskau und seines Rückzugs die Problematik von Gehorsam und Verantwortung (»Der Ritt nach Osten« von Hermann Rossmann, 26. November 1946) und die andere das Schicksal eines Kriegsheimkehrers, der sein Augenlicht verloren hatte – aus heutiger Sicht reiner Kitsch (»Der Weg aus dem Dunkeln«, 30. Mai 1948).²⁰

Kontrolle, Autoren und Journalisten

Den Aufbau des Rundfunks im Dienste eines demokratischen Deutschland mussten die Alliierten durch Kontrollmaßnahmen und gleichzeitig durch eine geeignete Personalpolitik auf den Weg bringen. Da meist schon wenige Wochen nach der Kapitulation und der Besetzung der Rundfunkhäuser durch alliierte Truppen die Sender wieder in Betrieb genommen wurden, konnten die Vorschriften des anglo-amerikanischen Handbuchs zur Kontrolle der Informationsdienste vom 12. Mai 1945 – es bestimmte, ohne nach der ersten, der Phase der Säuberung genaue zeitliche Fristen zu setzen, wieder deutsche Mitarbeiter einzustellen – zu Engpässen führen, so dass der im Prinzip geltende Grundsatz: »Deutsche ans Mikrofon« nicht ohne weiteres in die Realität umgesetzt werden konnte.

Insgesamt verfolgte die britische Militärregierung auf diesem Sektor einen konsequenteren personalpolitischen Kurs als die der US-Amerikaner, der auf einer insgesamt etwas anders akzentuierten Besatzungspolitik beruhte. Nicht nur, dass bereits im Herbst 1945 zahlreiche deutsche Mitarbeiter die politischen Wortsendungen des NWDR gestalteten und ihnen ihre noch lange nachwirkende Prägung verliehen. Auch in der »Anmutung« des Programms, seinem Aufbau und seiner Präsentation sollte – wie im November 1945 anlässlich von Besprechungen über die Aufgabenteilung zwischen dem deutschsprachigen Dienst der BBC und dem zentralen Sender der Besatzungszone, dem NWDR, festgehalten wurde – den deutschen Zuhörern nicht zu viel

zugemutet werden: Unter Kontrolle der Besatzungsmacht sollten die Sendungen ausschließlich von deutschen Mitarbeitern gestaltet und deutsche Zuhörer auf ihre vertrauten Programmgewohnheiten nicht verzichten müssen.²¹

Für die amerikanische Seite ist ein Bekenntnis oder eine verbindliche Direktive für ein derart konsequentes Vorgehen nicht bezeugt. Es ist nicht ganz klar ersichtlich, ob die Einflussnahme auf das Programm und die strenger gehandhabte Programmkontrolle darauf beruhen, dass man gewillt war, die anfangs prägende »Austerity«-Philosophie für die Besatzungspolitik länger durchzuhalten. Unumstritten war der rigide und den Deutschen gegenüber misstrauische Kurs unter den Mitgliedern der Radio-Banches der Militärregierung jedenfalls nicht. Bereits im Sommer 1945, etwa eine Woche nach der Aufnahme des regelmäßigen eigenständigen Programms, gab es unter den amerikanischen Rundfunkoffizieren bei Radio Stuttgart unterschiedliche Auffassungen darüber, inwieweit der alltägliche Programmbetrieb von ihnen selbst in der bisherigen umfassenden Weise in der Hand zu halten sei oder sie sich in der Tat auf Kontrolle der von Deutschen hergestellten Sendungen zu beschränken hätten. Am 11. Juli 1945 wandten sich Mitglieder des Kommandos an ihren damaligen Chef bei Radio Stuttgart, Burke Miller. Die Radio-Branch in der Information Control Division (ICD) sei vom westalliierten Oberkommando (Supreme Headquarters, Allied Expeditionary Force, S.H.A.E.F.) beauftragt worden, als »Control Command« den Betrieb von Radio Stuttgart zu überwachen. Es sei also nicht ihre Aufgabe, den Rundfunkbetrieb selbst durchzuführen. Als erste Maßnahme schlugen sie vor, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens an die Mikrophone zu lassen, natürlich alle vorher sorgfältig auf ihre Zuverlässigkeit überprüft.²²

Es blieb auch in den folgenden Monaten bei Unterschieden zwischen dem NWDR und den US-amerikanisch kontrollierten Stationen. Die Radio-Banches der amerikanischen Militärregierung griffen bis Mitte 1946 stärker in die Programmproduktion und -gestaltung ein. Auch die einzelnen Angebote entsprachen in vielen Fällen nicht dem vertrauten deutschen Muster. Zahlreiche, meist sehr kurze und manchmal etwas zusammenhanglos hintereinander platzierte Sendereihen mit einem schon am Titel erkennbaren allzu durchsichtigen Anspruch zur »Umerziehung« beizutragen waren charakteristisch für die Sendungen in den Programmen von Radio Frankfurt, Radio München und Radio Stuttgart. Der Tenor der meisten Reihen war – wie für die Frauen- und Jugendsendungen bereits festgestellt – nicht rückblickend und anklagend, sondern aufbauend: Positive Beispiele von demo-

kratischer Kultur und Rechtsstaatlichkeit wurden präsentiert.²³ Inwieweit die Kontrolloffiziere mit ihren spezifischen Programmvorstellungen das deutsche Personal gängelten und seinen Entfaltungsspielraum einengten, war von Rundfunkhaus zu Rundfunkhaus gleichfalls unterschiedlich. Dies ist über die dafür nicht unbedingt aussagekräftigen Zensureingriffe hinaus im Einzelnen nur schwer nachzuweisen. Erst nach der radikalen Verkleinerung der Kommandos auf vier bis fünf Leute zu Beginn des zweiten Halbjahrs 1946 beschränkte sich der Einfluss der Rundfunkoffiziere auf reine Kontrollaufgaben.

Die überwiegende Zahl der ausschließlich deutschen Autoren, die die Sendungen über den Nationalsozialismus verfassten, waren entweder bereits vor Kriegsende als seine entschiedenen Gegner aufgetreten, waren verfolgt worden oder hatten sich im Verlauf von Kriegserfahrungen und Gefangenschaft zu Antifaschisten gewandelt. Dies traf auf etwa ein Drittel der Autoren zu, die beim NWDR sich überhaupt mit dieser Thematik auseinandersetzen. Dass sie darüber hinaus häufig eine starke Affinität zu sozialistischen Ideen besaßen, machte sie und damit auch ihr Engagement angreifbar, als im Laufe des Jahres 1947 der aufziehende Kalte Krieg alle anderen Überlegungen und damit zugleich die Konsequenzen für eine engagierte Umsetzung der Politik der Umerziehung auch im Rundfunk zweitrangig werden ließ.²⁴ In der »News, Talks and Feature Section« der Funkhäuser in Hamburg und in Köln handelte es sich – rechnet man die Sendungen über den Nürnberger Prozess nicht hinzu – um die bekanntermaßen im linken Spektrum anzusiedelnden Mitarbeiter Karl Eduard von Schnitzler, der über 30 Beiträge insbesondere über das Problem der Entnazifizierung verfasste, Axel Eggebrecht (von ihm stammen 40 Sendungen zum Thema, darunter allein 22 Berichte über den Bergen-Belsen-Prozess 1945). Ein häufig sich zum Nationalsozialismus äußernder Autor war auch der dem Strasser-Flügel der NSDAP zugehörige und von 1939 bis 1945 im KZ inhaftierte Herbert Blank: 25 Sendungen sind von ihm nachgewiesen. Häufiger vertreten waren Karl Brunner, Sozialdemokrat und NS-Verfolgter (12 Sendungen), Karl Georg Egel (achtmal), Peter von Zahn (siebenmal).²⁵ Andreas Günther, d.i. Elef Sossidi, und Kurt Martin berichteten ausschließlich vom Nürnberger Prozess. Sossidi bestritt über 100 Sendungen aus Nürnberg, Martin war mit 40 Sendungen vom Verhandlungsort beteiligt. Beide Journalisten hatten in der NS-Zeit Repressionen zu erleiden, sie sind darüber hinaus als Autoren von Sendungen über das »Dritte Reich« nicht weiter hervorgetreten.

Für die amerikanische Zone kommentierte den Nürnberger Prozess exklusiv Gaston Oulmàn alias Walter Ullmann. Mit dem Einsatz von Oulmàn brachen die US-Amerikaner mit dem Grundsatz »Germans reporting to Germans«. Er galt ihnen als Ausländer (als gebürtiger Kubaner), da sie seinen gefälschten Papieren glaubten. Oulmàn war bekanntermaßen ein peinlicher Fehlgriff der Informationskontrolle und zuständigen Screening-Abteilungen der amerikanischen Militärregierung. Noch während seiner Tätigkeit als Kommentator im Nürnberger Prozess wurde er als Hochstapler entlarvt. Um einen imageschädigenden Skandal zu vermeiden, beließen ihn die Amerikaner bis zum Ende des Prozesses an seinem Platz.²⁶

Bei Radio München engagierte sich vor allem der ehemalige KZ-Insasse Fritz Benschler mit seiner Sendereihe »Nie wieder Krieg« für die Auseinandersetzung mit der unmittelbaren Vergangenheit sowie in Kommentaren der bereits erwähnte Herbert A. Gessner. Für wenige Monate, Ende 1947/Anfang 1948, war auch noch Karl-Georg Egel, der vom Funkhaus Köln nach München gekommen war, an vergleichbaren Sendungen beteiligt. Gessner verließ bereits im Herbst 1947 Radio München und ging nach (Ost-)Berlin, zu einem Zeitpunkt übrigens, als auch von Schnitzler zusammen mit einigen anderen Gesinnungsgenossen in die sowjetisch besetzte Zone übergewechselt war; Egel folgte ihnen im Januar 1948.²⁷

Bei Radio Frankfurt war von März 1946 bis Januar 1947 Hans Mayer, später Professor für deutsche Literatur in Leipzig, Chefredakteur und damit verantwortlich für die politischen Sendungen. Er war ebenfalls aus der Emigration nach Deutschland zurückgekehrt, doch über sein Engagement für die Sache der Vergangenheitsbewältigung kann angesichts der schlechten Materiallage bis heute Näheres nicht berichtet werden. In Stuttgart traten als Autoren von Vorträgen und Kommentaren zum Nationalsozialismus Fritz Eberhard und vor allem Fritz Ermarth hervor. Der Linkssozialist und von 1938 bis 1945 im englischen Exil lebende Eberhard, der bis Juni 1946 als Programmberater bei Radio Stuttgart beschäftigt war, ging auf den Nürnberger Prozess gelegentlich in seinen Wochenkommentaren ein. Mehrere Beiträge zum Thema schrieb sein Nachfolger als politischer Kommentator, der Jurist Fritz Ermarth, der sich von 1934 bis 1945 ebenfalls im Exil in den Vereinigten Staaten aufgehalten hatte und in den Jahren davor Sympathien für vom Faschismus inspirierte Staatstheorien entwickelt und darüber auch publiziert hatte.²⁸

Aus dem hier in groben Umrissen skizzierten Kreis von Autoren, die sich im Programm für

Sendungen über den Nationalsozialismus besonders engagierten, gab es auch gelegentliche Äußerungen dazu, welche Konzeption sie ihren Sendungen zugrunde legten. Sie blieben dabei sehr im Allgemeinen, ein engerer Zusammenhang mit den alliierten Vorstellungen zur »Umerziehung« kann nicht hergestellt werden. Die Ansicht, dass der Rundfunk politisch aufklären und Meinungspluralismus gewährleisten solle, verband z.B. Peter von Zahn beim NWDR im Blick auf den Nürnberger Prozess mit dem Hinweis, dass die Hörer mit den »Verbrechen der Angeklagten bekannt« gemacht werden sollten. Axel Eggebrecht wollte demgegenüber weniger »den großen Schrecken«, sondern den »Alltag der zwölf Jahre« an die deutschen Mitbürger herantragen, damit sie sich der eigenen Verantwortung bewusst würden. Karl-Eduard von Schnitzler hielt es für die Aufgabe dieser Sendungen, historische »Kenntnisse der Ursachen unserer deutschen Katastrophe [zu] vermitteln«, damit – wie es an anderer Stelle hieß – die Deutschen sich ihres Versagens in den letzten 30 Jahren bewusst würden. Dabei sollten jedoch nicht nur die deutschen, sondern auch die europäischen Entwicklungen betrachtet werden.²⁹ Was die Form der Sendungen anging, so trat von Schnitzler für kurze Beiträge, die Hörfolge als »illustrierter Kommentar« ein. Über den Verstand zu argumentieren helfe nach zwölfjähriger »Infizierung« durch die nationalsozialistische Propaganda wenig. Das war alles wenig spektakulär, und die Berichte und Analysen der Autoren zeichneten sich in der Tat nicht durch besondere Zuspitzung und radikale Forderungen aus.³⁰

Es sind zurecht Zusammenhänge zwischen dem im Jahr 1947 spürbaren Rückgang der Sendungen über das »Dritte Reich« und den sich wandelnden Prioritäten in der Besatzungspolitik und damit auch der Informationskontrolle vor dem Hintergrund des aufziehenden Kalten Krieges hergestellt worden. Hierzu gehörten der Weggang von in Frontstellung gegen den Nationalsozialismus besonders engagierten Kontroll-offizieren (vor allem geht es dabei immer um Field Horine, den Chef von Radio München), das Ausscheiden von Mitarbeitern der Abteilungen »Politisches Wort« aus Köln (insbesondere von Schnitzler) und die Entlassung Hans Mayers als Chefredakteur von Radio Frankfurt. Das Überwechseln Gessners und Egels von ihren Positionen bei Radio München in die sowjetische Besatzungszone gehören ebenfalls dazu.³¹ Aufgrund der fragmentarischen Quellenlage ist nicht (mehr) alles bis ins letzte Detail zu klären, Persönliches und eher Zufälliges ist möglicherweise in der Rundfunkhistoriographie der 70er Jahre, in denen diese Vorgänge erstmals beschrieben

wurden, vorschnell dem sich rasch verschärfenden Antikommunismus bei den Westalliierten zugeordnet worden. Dass die Ereignisse alles in allem auch Ausdruck eines Klimawechsels waren, mit dem die Aufarbeitung der Schrecken des »Dritten Reiches« an Gewicht im Programm verlor, dürfte jedoch unstrittig sein.

Inhaltliche Schwerpunkte

Die für das NWDR-Programm der Jahre von 1945 bis 1948 vorhandene Themenanalyse³² von Sendungen zum Nationalsozialismus gibt interessante Hinweise darauf, was im Laufe der ersten Nachkriegsjahre herausgehoben und welche Themen – aus heutiger Sicht – erstaunlicherweise nicht angesprochen wurden. Folgt man den gewählten analytischen Kategorien, so ist das Material zur Hälfte dem Themenbereich »Prozesse bzw. Prozeßberichterstattung« mit den vielfältigen dort angesprochenen Themenfeldern zuzuordnen. Dieser Komplex umfasst allein 45,9 Prozent aller im Programm des NWDR ausgewerteten Nennungen. Rechnet man den Anteil von 5,9 Prozent der Kategorie »Bergen-Belsen-Prozess« hinzu, kann über die Hälfte der Sendungen unter der Rubrik »Prozessberichterstattung« zusammengefasst werden. Sehr selten eigenständig behandelte Themen sind beim britisch kontrollierten Zonensender die »Ideologie des Nationalsozialismus« (1,7 Prozent) und die »nationalsozialistische Innenpolitik« (1,4 Prozent). Gleiches gilt erstaunlicherweise für den Bereich »Verfolgung von Andersdenkenden, Regimegegnern und Minderheiten« (1,4 Prozent). Die politischen und kulturellen Voraussetzungen des Nationalsozialismus bilden mit jeweils 3,1 Prozent ebenfalls einen vergleichsweise schmalen Sektor der Berichterstattung. »Widerstand und Emigration« (5,0 Prozent) und Außenpolitik (5,6 Prozent) haben einen höheren Stellenwert. 7,6 Prozent der Beiträge befassen sich fast ausschließlich mit der Person Adolf Hitlers; um Verantwortung und Schuld des deutschen Volkes geht es in 8,4 Prozent der ausgestrahlten Sendungen zum »Dritten Reich«. Mit 11,2 Prozent erreicht die Statistik beim Stichwort »Entnazifizierung« ihren Höhepunkt – ein Thema allerdings, das stark mit den jeweils aktuellen Gesichtspunkten des Umgangs mit der Vergangenheit bzw. ihren Folgen für die Gegenwart vermischt war.³³

Fasst man die verschiedenen Themen unter zwei Haupttypen zusammen, so ergibt sich ein ziemlich eindeutiges Bild: Sendungen, die an die aktuellen Ereignisse der »Vergangenheitspolitik« der Alliierten anknüpfen, machen zumindest auf der Basis der für den NWDR gewählten Katego-

rien und errechneten Werte etwa 70 Prozent der Sendungen aus. Zählt man die Kategorie »Adolf Hitler« hinzu, kommt man sogar auf fast 80 Prozent. Denn neben den während des Nürnberger Prozesses behandelten Themen, bei denen vor allem danach gefragt wurde, welche justiziablen bzw. strafbaren Handlungen den Hauptakteuren vorzuwerfen waren, standen die Themen »Schuld und Verantwortung« sowie »Entnazifizierung« in direktem Zusammenhang mit dem Prozessgeschehen und tagesaktuellen Vorkommnissen. Ging es doch hier wie dort darum, den Neuanfang von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit, der nur von politisch zuverlässigen Einzelpersonen in die Tat umgesetzt werden konnte, mit der Frage zu verbinden, inwieweit die dafür vorgesehenen Personen in das verbrecherische Tun des »Dritten Reiches« jeweils verstrickt und damit für den Neuanfang nicht qualifiziert waren.

Es leuchtet ein, dass hinter diesen Fragen allgemeinere, wie die nach der Entstehung des »Dritten Reichs« aus den Wirren der krisengeschüttelten Weimarer Republik oder nach historischen und möglicherweise im Volkscharakter der Deutschen liegenden Ursachen zurücktraten. Zu diesem Eindruck passt eine weitere Beobachtung: 1946 war nicht nur das Jahr mit den meisten Sendungen mit einem Bezug zum Nationalsozialismus, seiner Entstehung und seiner Wirklichkeit. Vielmehr waren in diesem Jahr auch alle anderen erwähnten Themenkategorien im Vergleich zu 1945, 1947 und 1948 am häufigsten im Programm vertreten. Bis auf vier Kategorien verringerte sich ihre Zahl dann in den folgenden beiden Jahren. Gleiches gilt auch für die Entwicklung der Sendelänge. Vier Themenbereiche, die sich mit den »kulturellen und politischen Voraussetzungen des Nationalsozialismus«, mit der Person »Adolf Hitler«, mit der »Verfolgung und Vernichtung von Gegnern und Minderheiten« durch die Nationalsozialisten sowie der nationalsozialistischen »Außenpolitik und [dem] Zweitem Weltkrieg« beschäftigten, nahmen seit 1947 geringfügig zu. Je größer der Abstand zum »Dritten Reich« wurde, desto eher schien man im Rundfunk in der Lage zu sein, sich mit dessen Hintergründen auseinander zu setzen.

Politische und kulturelle Voraussetzungen des »Dritten Reiches« und die nationalsozialistische Ideologie

Dieser Eindruck wird auch durch die sprachliche Gestaltung der NWDR-Sendungen über den Nationalsozialismus bestätigt. Lange Zeit fehlten in der Auseinandersetzung mit jüngsten Vergangenheit gängige und griffige Schlagworte. Die-

sem nun durchaus verschmerzbar Mangel steht eine metaphernreiche und teils pathetische Sprache gegenüber, die offensichtlich ein Indiz für das Unvermögen ist, die nationalsozialistische Ära in einem weiteren historischen und politisch-soziologischen Kontext zu betrachten. Es gelang, die Existenz der Verbrechen und Gräueltaten gegen die Leugnung und Minimierung durch die Hauptverantwortlichen beim Prozess in Nürnberg und anderswo nachzuweisen; das Geschehene zu deuten und in einen größeren Zusammenhang zu stellen, war sehr viel schwieriger. In kurzem zeitlichem Abstand zu den Ereignissen »sich den Voraussetzungen und Ursachen des Nationalsozialismus selbst einmal grundsätzlich zu stellen« – so formulierte es Fritz Ermarth in der ersten Sendung einer fünfteiligen Reihe zu den »Ursachen und Grundlagen des Nationalsozialismus« –, sei ein schwieriges Unterfangen. Es sei fraglich, »ob wir heute, weniger als zwei Jahre nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches schon die Objektivität und die Kraft der geistigen Distanzierung besitzen, um die Ereignisse vor 1933 sachlich schildern und werten zu können«. ³⁴

Die in diesem Selbsteinwand zutage tretenden Zweifel und Unsicherheiten werden sowohl an der erwähnten reaktiv geringen Zahl der Beiträge zu einschlägigen Themenfeldern deutlich als auch in den Aussagen zu Einzelfragen. Die kulturellen und politischen Voraussetzungen des Nationalsozialismus wurden in den Sendungen des NWDR selten behandelt. Wenn dies gelegentlich doch geschah, waren die Autoren wiederum meist im so genannten linken politischen Lager zu finden: Karl Eduard von Schnitzler und Axel Eggebrecht wagten sich einige Male an diese Themen heran, in München behandelte es der engagierte Antifaschist Herbert A. Gessner in seinen Kommentaren des Jahres 1946 häufiger und in Stuttgart, wie erwähnt, Fritz Ermarth.

Zu den längerfristigen kulturellen Voraussetzungen des Nationalsozialismus rechnen sowohl die NWDR-Autoren wie auch vor allem Gessner die in Deutschland in Jahrhunderten entwickelte Neigung zu Militarismus und Antisemitismus, das in der Bevölkerung fest verwurzelte obrigkeitsstaatliche Denken und die kritiklose Verabsolutierung des Staates. ³⁵ Gessner unternahm den Versuch, das Wesen des Nationalsozialismus als »das Machtstreben gewisser finanzieller und industrieller Kreise, welche sich mit der Regierung identifiziert haben«, zu deuten, ähnlich wie Ermarth die Grundlagen des Nationalsozialismus als tiefe gesellschaftliche Krise – damit meinte er die Ablehnung des Kapitalismus durch große Teile des deutschen Volkes – diagnostizierte. Hitler habe sich als »starker Mann« angepriesen und als Überwinder dieser Krise ange-

boten, sei dann jedoch mithilfe einer wunderlichen Koalition mit den Großkapitalisten an die Macht gelangt. In dem Zusammenhang äußerten sich Ermarth, aber auch andere Autoren mehrfach sehr kritisch zu den »Steigbügelhaltern« Hitlers, den Repräsentanten der führenden Schichten, die dem Diktator den Weg geebnet, sich jedoch gründlich in ihm getäuscht hätten. Ermöglicht worden sei dies allerdings auch dadurch – und dies wird als politische Voraussetzung der nationalsozialistischen Machtergreifung genannt –, dass die Weimarer Republik zu wenig in der Bevölkerung verankert war; auch einzelne Bestimmungen der Reichsverfassung von 1919 hätten den Übergang in die Diktatur erleichtert. Hinzu komme als Wesenszug der Deutschen, so Ermarth, ein mystisches und nebelhaftes Verhältnis zur Politik, bei dem richtig verstandene Volksliebe zu Chauvinismus, Idealismus in des Wortes doppelter Bedeutung zur manischen Fixierung auf eine Idee, entartet sei; dabei würden Minderwertigkeitsgefühle durch einen »Überwertigkeitskomplex« kompensiert. ³⁶

Zum Teil griffen die Autoren bereits auf vertraute, wenn auch nicht immer schlüssige und in ihrer Pauschalität kritisierte ³⁷ Deutungen der Voraussetzungen des Nationalsozialismus zurück. Die meisten Autoren der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten große Probleme, Ideologie und Wirklichkeit der nationalsozialistischen Herrschaft bzw. ihre soziale Fundierung auf den Begriff zu bringen. Die in dreieinhalb Jahren in nur zehn Sendungen behandelten Themenfelder »Ideologie des Nationalsozialismus« und »nationalsozialistische Innenpolitik« gehörten zu den am wenigsten thematisierten Problemzusammenhängen des »Dritten Reiches«. In den Sendungen wurde häufig verneint, dass es eine Ideologie des Nationalsozialismus überhaupt gebe. Vielmehr wurden die Erscheinungsformen nationalsozialistischer Herrschaft beschrieben, z.B. als Politisierung des Alltags; häufig wurde der Totalitätsanspruch des Regimes auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens herausgestellt. Doch blieb auch dessen Beschreibung ebenfalls an der Oberfläche, wenn beispielsweise Axel Eggebrecht in Beiträgen 1945 mit dem Titel »Rückblick ins Dritte Reich« auf die Presselenkung, den Umgang mit der Jugend und die Filmpropaganda durch das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda abhob: Er nahm damit eine verkürzte bzw. auf Nebengebiete sich konzentrierende Perspektive ein. Es war deshalb nur konsequent, wenn Ermarth eine quasi überzeitliche Definition eines Nationalsozialisten und damit auch der Ideologie des »Tausendjährigen Reiches« entwickelte. Nationalsozialist sei

»einfach ein Mensch, der keine Rücksicht auf andere kennt, ein Mensch, der sich und seine Interessen durchsetzt, ohne sich um andere und deren Interessen und ohne sich um das Recht und die Gerechtigkeit zu kümmern. Ein Nazi in dem Sinne ist ein Mensch, der in anderen Menschen nur Werkzeuge für seine persönlichen Zwecke oder für den überpersönlichen Moloch Staat sieht.«³⁸

Diese Definition formuliert auch die Kategorien, die den Deutungen der Persönlichkeit des »Führers und Reichskanzlers«, Adolf Hitler, zugrunde gelegt wurden. Galt er in späteren Deutungen als die der ganzen Epoche ihren Stempel aufdrückende und damit auch die anderen entlastende Zentralfigur des Nationalsozialismus, wurde ihm unmittelbar nach dem Krieg zwar eine überragende Bedeutung zugeschrieben, die wie andere Größen des »Dritten Reiches« in ihrem Totalitätsanspruch dem Volk ihren Willen aufzwang. Aber der Unterschied zu den anderen Repräsentanten wurde allenfalls quantitativ und nicht als ein grundsätzlicher, qualitativer gesehen. In den Rundfunksendungen fehlt es ganz augenscheinlich an qualifizierten Äußerungen, die die Persönlichkeit Hitlers charakterisierten und daraus folgernd ihr Handeln interpretierten. Dass im NWDR überhaupt eine größere Anzahl von Sendungen ausgestrahlt wurde, die sich eindeutig einem Themenschwerpunkt »Adolf Hitler« zuordnen lassen, hatte damit zu tun, dass 1947 in einer 20-teiligen Sendereihe – 1945 gab es keine und 1946 sowie 1948 jeweils nur eine Sendung über Hitler – dessen letzten Lebenstage ausführlich behandelt wurden (»Hitlers letzte Tage«, April 1947 - Oktober 1947). Diese Reihe bestand jedoch aus chronologisch-deskriptiven Detailschilderungen der letzten zehn Tage im Führerbunker unter der Reichskanzlei: Eine Analyse und Bewertung der Motive von Hitlers Handeln fehlte. Ernst Schnabel versuchte in einer Sendung am 9. Januar 1946 in der Reihe »Zum Tage« über Hitlers Selbstmord mit metaphorischen Anspielungen einen Zusammenhang von Person und politischer Wirkung herzustellen – mit frühen Anklängen an Joachim Fests These von dem als »Götterdämmerung« inszenierten Untergang im zerstörten Berlin.³⁹ Herbert Blank schloss – allzu simplifizierend – von der Kleidung und dem Aussehen Hitlers auf seinen Charakter und erregte sich darüber, dass das deutsche Volk es ruhig hingenommen hätte, »anstatt empört aufzuschreien, daß der Führer Großdeutschlands sich mit einem Photographiermädchen verheiratet« hatte.⁴⁰

Verantwortung und Schuld des deutschen Volkes – Umerziehung und Entnazifizierung

Ein zentrales Thema der Nachkriegszeit war die Frage der individuellen oder kollektiven Verantwortung des deutschen Volkes und jedes einzelnen Bürgers für das »Dritte Reich« und die von seinen Repräsentanten begangenen oder befohlenen Verbrechen. Je nachdem, wie verbrecherisch das Regime und der Grad der Verantwortung der deutschen Bevölkerung eingeschätzt und bewertet wurde, entwickelte sich – vor allem in den ersten Monaten nach Kriegsende – auch der Umgang der Sieger mit den Deutschen. Es waren vor allem amerikanische Politiker, die aus den verschiedenen Dokumenten zur Besatzungspolitik gelegentlich die Vorstellung von einer Kollektivschuld ableiteten und dies auch öffentlich aussprachen. Doch insgesamt schwankte schon im ersten Jahr die amerikanische Besatzungspolitik zwischen einer »harten« und einer »weichen« Linie; die Kollektivschuldthese geriet auch nicht zur Grundlage der Informationspolitik und Informationskontrolle. Selbst in den ersten Sendungen von Radio Stuttgart im Sommer und Frühherbst 1945, die unter dem Einfluss des »Austerity«-Konzepts standen, wurde sie nicht ausgesprochen. Dennoch blieb das Thema auch mit Blick auf die »Reeducation«-Politik und die aus ihr abgeleiteten Einzelmaßnahmen bedeutungsvoll für die öffentliche Diskussion. Der NWDR strahlte im zweiten Nachkriegsjahr 1946 die meisten Sendungen zur Problematik von »Verantwortung und Schuld« aus. Es waren insgesamt 13, bereits im Jahr darauf, 1947, ging ihre Zahl auf acht zurück. Schließlich war das Problem 1948 nur noch dreimal Hauptgegenstand von Programmbeiträgen. Es ist auffällig, dass sich der Kirchenfunk des NWDR mit der Thematik überhaupt nicht auseinandersetzte,⁴¹ während 1947 mit der zweimaligen Ausstrahlung des Hörspiels »Draußen vor der Tür« von Wolfgang Borchert eindringlich die Frage nach der Verantwortung für das »Dritte Reich« und seine Verbrechen sowie für den von ihm entfesselten Krieg behandelt wurde. Fiktionale Formen bzw. längere Sendungen wie Hörbilder eigneten sich besonders dafür, dieses komplexe Thema abzuhandeln. Zu keiner anderen, den Nationalsozialismus berührenden Problematik produzierte der NWDR so viele Hörfolgen und Hörspiele, insgesamt waren es fünf Beiträge.⁴²

Karl Eduard von Schnitzler schrieb zu diesem Themenkomplex allein fünf Beiträge, Axel Eggebrecht drei und Karl-Georg Egel zwei.⁴³ Über den Zusammenhang zwischen der Verantwortung für das Geschehene, die sich jeder Einzelne zuzuschreiben, und für die das deutsche Volk

in seiner Gesamtheit bzw. einzelne gesellschaftliche Gruppen beispielsweise die militärische Führung oder die Parteimitglieder einzustehen habe, gab es keine übereinstimmende Meinung. In der zentralen Frage der Kollektivschuld war man sich weitgehend einig: Von einer Ausnahme abgesehen sprachen sich die insgesamt acht dazu gesendeten Beiträge dagegen aus. Denn die Gegner fürchteten, dass pauschale Schuldzuweisungen dieser Art zu einer »rapide[n] Entpersönlichung« und zu »Deutschenhass« führten. Einer »kollektiven Haftung« des deutschen Volkes, wie sie auch in den Abschlussdokumenten der Potsdamer Konferenz anklang, stimmten die meisten Autoren zu. Hinzuzufügen ist, dass in vielen Sendungen die Diskussion von Schuld und Verantwortung für die Machtergreifung wie die Verbrechen des Nationalsozialismus in Deutschland mit religiösen, moralischen und politischen Appellen zur Solidarität verknüpft waren. Häufig wurde gleichzeitig damit eine ideelle Hilfestellung für den materiellen und auch den moralischen Wiederaufbau in der Nachkriegsgesellschaft formuliert. Für die zeitgenössischen Beobachter und Kommentatoren war also durchaus ein Zusammenhang zwischen der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und dem Neuanfang gegeben.⁴⁴

Von 40 Sendungen zum Thema »Entnazifizierung und Umerziehung« des NWDR verteilen sich 21 auf das Jahr 1946 und 17 auf das darauf folgende Jahr; die beiden übrigen Sendungen wurden 1945 und 1948 ausgestrahlt. Die Konzentration auf die beiden Jahre 1946 und 1947 unterstreicht ebenfalls, wie hier ein Zusammenhang zwischen der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit und der Aufgabe gesehen wurde, Voraussetzungen für den Aufbau eines neuen, demokratischen Deutschland zu schaffen. Inwieweit dazu die Deutschen umerzogen werden mussten und vor allem, ob überhaupt und wie dies geschehen könne, war unter den betroffenen, die Rundfunksendungen gestaltenden Deutschen umstritten. Im Vordergrund der Sendungen des NWDR standen Überlegungen, wie »Umerziehung« praktisch umgesetzt werden könne. Sie skizzierten Wege der Veränderungen durch eine neue Orientierung an Religion und Gott sowie mittels einer ernst gemeinten kritischen Einstellung der Menschen zu sich selbst. Gerne erörterten die Autoren auch neue gesellschaftspolitische Perspektiven für Deutschland, insbesondere wurde als Alternative zum Bisherigen ein sozialistisches Staats- und Gesellschaftsmodell beschworen: Sieben der 40 Beiträge schrieb allein Karl-Eduard von Schnitzler. Als die mit sozialistischen Ideen sympathisierende Autorengruppe um Karl-Eduard von Schnitzler den NWDR im Sommer 1947 verließ, ver-

schwand auch diese Perspektive fast völlig. Von da an spielten noch mehr als vorher christliche Ansätze der Selbstbesinnung und Umkehr eine Rolle, die sich mit Problemen der Selbstkritik des Menschen befassten und neue Orientierungen für die Jugend erörterten. An der »Umerziehung« im engeren Sinne des Wortes beteiligte sich ein halbes Jahr der NWDR mit einer monatlich gesendeten, zehnteiligen Reihe »Am Scheidewege – Eine Sendung für internierte Nationalsozialisten«. Sie wurde vom 3. Januar bis 11. Juli 1947 ausgestrahlt.⁴⁵

Praktizierten die Sender der amerikanischen Besatzungszone sehr viel bewusster und umfangreicher als die Briten die »Umerziehung« für alle Hörer in ihren Programmen, so setzten sie sich auch mit den durch die amerikanischen Militärbehörden in Gang gesetzten Entnazifizierungsverfahren auseinander. Die auf umfangreichen Einzelfallprüfungen beruhende Entnazifizierung führte erst einmal dazu, dass Millionen von Menschen per Gesetz als belastet eingestuft wurden, die in irgendeinem engeren – häufig beruflich bedingten – Zusammenhang mit dem NS-Regime gestanden hatten, und sei es nur als nominelle Mitglieder in einer der zahlreichen Gliederungen der Partei. Sie mussten deswegen förmlich entlastet werden. Angesichts der Vielzahl der Verfahren warteten jedoch zu viele minder schwer in die Verbrechen des »Dritten Reiches« Verwickelte allzu lange darauf, bis ihre Verfahren aufgerufen bzw. abgeschlossen wurden. Diese spezielle Problematik, die durch Freisprüche und dadurch, dass stärker in die Taten des NS-Regimes verwickelte Persönlichkeiten bereits entlastet waren, zusätzlichen Zündstoff enthielt, machte beispielsweise Fritz Ermarth von Radio Stuttgart zum Gegenstand längerer Ausführungen. Er warnte in einem Vortrag in der erwähnten Reihe »Volk und Staat« am 1. April 1947 davor, mit der Entnazifizierung und der so genannten Säuberung nationalsozialistische Politik mit umgekehrten Vorzeichen zu praktizieren. Es gehe darum, großzügig zu verfahren und den vielen, die nur in formaler Weise mit dem Nationalsozialismus und seinen Untergliederungen verbunden gewesen seien, keine ungebührlichen Strafen aufzubürden, vielmehr dafür Sorge zu tragen, dass wirklich die Hauptschuldigen zur Verantwortung gezogen würden.⁴⁶

Der Nürnberger Prozess

Mit dem vom 20. November 1945 bis 1. Oktober 1946 vor dem Internationalen Gerichtshof in Nürnberg geführten Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher schufen die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs »einen öffentlichen Rahmen der politischen Geschichte (...), an dem sich die

individuelle Erinnerung orientieren konnte«. Es war eines der Ziele dieses unter den Deutschen umstrittenen Unternehmens, gegen das rasch einsetzende Vergessen der Vorgeschichte der trostlosen Nachkriegsgegenwart anzugehen und »die Kausalbeziehungen zwischen Aggression und nationalsozialistischen Verbrechen einerseits und Elend der Nachkriegszeit« vorzuführen.⁴⁷ Damit »deutsche Ohren und Augen (...) es schwer haben [sollten], das vorgebrachte Beweismaterial nicht zu hören und zu sehen«,⁴⁸ musste der Prozess einen entsprechenden Widerhall in den Medien finden, und angesichts der Einschränkungen, denen die Tagespresse unterworfen war, kam als wichtigstes Organ der Verbreitung dieser Botschaft vor allem der Rundfunk infrage.

Neben den bereits erwähnten etwa 160 Direktberichten aus Nürnberg brachte der NWDR sieben Beiträge zu grundsätzlichen Fragen und 22 Kommentare zum Prozessgeschehen. Zweimal täglich, morgens von 6.45 bis 7.00 Uhr (Wiederholung vom Vortag) und abends von 21.45 bis 22.00 Uhr jeweils nach Nachrichten und Wetterbericht gab es Berichte aus Nürnberg. Am 1. Juli 1946 wurde die Berichterstattung um eine tägliche Sendung von 13.00 bis 13.15 Uhr erweitert, sodass bis zum 21. September der NWDR dreimal täglich aus Nürnberg berichtete: am 30. September und 1. Oktober 1946 übernahm der NWDR wie alle deutschen Sender – exakte Sendenachweise fehlen – die ganztägige Übertragung der Urteilsverkündung.⁴⁹ Bis Ende März 1946 mussten die NWDR-Hörer wegen entgegenstehender britischer Rechtsvorschriften auf Originalmitschnitte aus dem Prozesssaal verzichten. Von Mitte Juli 1946 an war Elef Sossidi mit einem Übertragungswagen des NWDR in Nürnberg vor Ort anwesend. Er stellte nun die Mehrzahl der Berichte zusammen, Gregor von Rezzori war mit dabei und mehr »für das Bunte« zuständig.⁵⁰ Die Aussagen der Angeklagten und ihrer Verteidiger nahmen den größten Teil der Sendezeit in Anspruch.⁵¹ Wer sich von Inhalt und Form der NWDR-Sendungen ein vergleichbares Bild machen will, kann dies inzwischen anhand der veröffentlichten Manuskripte von Eberhard Schütz tun, der für den deutschen Dienst der BBC aus Nürnberg berichtete.⁵²

Die Berichte von Schütz wie die vom NWDR gesendeten Zusammenfassungen über die jeweiligen Prozesstage waren so angelegt, dass ausführlich die Leugnung der Schuldvorwürfe seitens der angeklagten Kriegsverbrecher widerlegt wurde. Zu diesem Zweck gingen die Beiträge sehr detailliert auf die politischen Vorgänge während der nationalsozialistischen Herrschaft ein. Die Verbrechen selbst, die während des

»Dritten Reiches« begangen worden waren, wurden hingegen mehr am Rande angesprochen. Die NWDR-Journalisten berichteten im Großen und Ganzen eher deskriptiv als analytisch und wertend über den Nürnberger Prozess, was durch lange Originaltonpassagen vom Prozessgeschehen unterstrichen wurde. Die Vorgehensweise ist ein Beleg dafür, dass in den Berichten der Grundsatz der Trennung von Nachricht und Kommentar befolgt wurde.⁵³

Die Diskussion der Rechtsgrundlagen des Nürnberger Hauptkriegsverbrecher-Prozesses, seine Legitimation, war eine stark umstrittene Frage in diesen Nachkriegsmonaten: Kein Wunder, dass sich die Auseinandersetzung darum durch nahezu sämtliche Programmbeiträge zum Prozessgeschehen zog. Für Elef Sossidi, einen ausgebildeten Juristen, war dies ein interessanter Themenbereich. Er bejahte die Rechtmäßigkeit der Urteile nach anfänglicher Zurückhaltung. Andere Kommentatoren der NWDR-Sendungen brachten jedoch auch Zweifel vor.⁵⁴

»In den NWDR-Kommentaren fanden die Urteile gegen die NS-Organisationen gegen die Angeklagten weitestgehende Zustimmung. Hervorgehoben wurde in fast allen Äußerungen, daß die Urteile keine von Haß bestimmte Racheurteile der alliierten Sieger darstellten. Durch den Prozeß und die Urteile seien ferner neue Rechtsnormen entwickelt worden, der Angriffskrieg verurteilt und das totalitäre System des Nationalsozialismus überwunden worden.«⁵⁵

Soweit sich die Nürnberg-Berichterstattung für die Sender der amerikanischen Zone angesichts fehlenden Materials überhaupt rekonstruieren lässt, dürften Oulmàns Kommentare kompromisslos gewesen sein und können als »Sprachrohr der amerikanischen Strafpolitik« bezeichnet werden.⁵⁶

Während des Prozessverlaufs kamen aufgrund der Vorschriften der amerikanischen Militärregierung für die Berichterstattung nur wenige deutsche Stimmen zu Wort. Am 2. Dezember 1945 hob nach einem Aufenthalt in Nürnberg der Herausgeber der »Stuttgarter Zeitung« Josef Eberle in einem Erfahrungsbericht bei Radio Stuttgart den Gegensatz zwischen der Rechtsunsicherheit während des »Dritten Reiches« und der Tatsache hervor, dass den Angeklagten alle erdenklichen Möglichkeiten der Verteidigung eingeräumt worden seien.⁵⁷ Ähnlich äußerte auch Fritz Eberhard in der Radiowochenschau am 2. März 1946 zum Prozess.⁵⁸ Bereits im Herbst 1945 hatte Axel Eggebrecht in den Berichten über den Bergen-Belsen-Prozess »die streng gerechte Prozeßführung, (...) die unbeirrbar streng gerechte Sachlichkeit« hervorgehoben.⁵⁹

Ähnlich wie beim NWDR, wo nach dem Urteilspruch Anfang Oktober die Ergebnisse des

Prozesses in einzelnen Stellungnahmen und Kommentaren analysiert und bewertet wurden, kamen auch bei Radio Stuttgart nach dem Ende der Gerichtsverhandlungen mehrfach deutsche Politiker und Journalisten zu Wort. In der wöchentlichen Sendung »Parteien diskutieren« wurde am 11. Oktober 1946 das Urteil erörtert. Die Gesprächsteilnehmer aus allen Parteien – die CDU war in dieser Runde allerdings aus unbekanntem Gründen nicht vertreten – übten Kritik an den Freisprüchen für Hans Fritzsche, Franz von Papen und Hjalmar Schacht. Unliebsame Folgen für die Entnazifizierungsverfahren gegen die vielen nachgeordneten, »kleinen« Verantwortungsträger wurden in erster Linie befürchtet sowie auch der Umstand kritisiert, dass die »Steigbügelhalter« und die großbürgerlichen Unterstützer des »Dritten Reiches« ihrer Mitverantwortung enthoben worden seien.⁶⁰ Darauf wies in ziemlich scharfer Diktion auch der politische Kommentator und spätere erste Intendant von Radio Stuttgart, Fritz Ermarth, in seinen längeren Ausführungen hin, die am Tage der Hinrichtung der Verurteilten, am 16. Oktober 1946, ausgestrahlt wurden.⁶¹ Nicht unerwähnt bleiben sollte, dass eine Passage aus einem Gespräch von zwei altgedienten SPD-Funktionären über das Nürnberger Urteil vom zensurierenden Kontrolloffizier gestrichen wurde. Hier hatten sich die langjährigen, in Wolle gefärbten Sozialdemokraten aus grundsätzlichen Erwägungen gegen die Todesstrafe, auch gegen ihre Vollstreckung bei den Hauptkriegsverbrechern ausgesprochen.⁶² Kritische Anmerkungen dieser Art wurden zu diesem Zeitpunkt von den Amerikanern noch nicht akzeptiert, während Eggebrecht bereits ein Jahr zuvor Todesurteile im Bergen-Belsen-Prozess aus eben diesen Gründen abgelehnt hatte, ohne dass dies von britischer Seite beanstandet worden wäre.⁶³

Verfolgung, Widerstand, Emigration

Lange Zeit war das Bild des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik davon geprägt, dass vor allem das verbrecherische Handeln der Staatsführung, Parteigliederungen und anderen Organisationen spezifischen Einschätzungen und Bewertungen unterlag. Dagegen fanden die Verfolgung rassistischer Minderheiten und insbesondere das Ausmaß des Völkermordes an den Juden nicht die Beachtung, die das monströse Verbrechen verdient hätte. Für die Emigration und die Einzelschicksale der aus Deutschland Geflohenen oder Vertriebenen bestand nur wenig Interesse, wurde der Widerstand im Inneren in seinem quantitativen Umfang überbewertet, seine moralische Bedeutung stark überhöht. Diese Deutungsmuster finden sich im wesentlichen

auch in den Hörfunksendungen der ersten Nachkriegsjahre wieder. Die Vertreibung und Ermordung von Gegnern des Regimes und vor allem das Schicksal der aus »rassistischen« Gründen verfolgten Minderheiten nahm in den Rundfunksendungen außerhalb der Berichterstattung über den Nürnberger Prozess einen überraschend geringen Raum ein. Lediglich fünf Beiträge, die sich mit dieser Thematik beschäftigten, wurden 1947 und 1948 im NWDR gesendet. In vier der fünf Sendungen standen die Konzentrationslager im Vordergrund, in einer der Sendungen plädierte Karl Eduard von Schnitzler für bessere Lebensbedingungen der Überlebenden der Konzentrationslager im Nachkriegsdeutschland. Erstaunlicherweise war es sogar möglich, dass in einem anderen Beitrag der Autor einen antisemitischen bzw. antizionistischen Unterton anschlagen konnte. Die Betroffenen selbst, also überlebende Juden, Sinti und Roma, KZ-Häftlinge und andere Verfolgte, kamen indes nicht in einer einzigen Sendung des NWDR zu Wort.

Schon allein durch einen Vergleich der Zahlenverhältnisse fällt auf, dass hingegen Sendungen zum Thema »Widerstand und Emigration« dreimal so häufig im Programm des NWDR nachzuweisen sind. Allerdings sind von 18 Beiträgen bezeichnenderweise allein 14 dem Widerstand in Deutschland gewidmet, vier Sendungen den Emigranten, die vor der nationalsozialistischen Verfolgung ins Ausland geflohen waren. Diese Sendungen berichteten entweder in einem autobiographischen und strikt personenbezogenen Zeugnis über die Erfahrungen der Jahre außerhalb Deutschlands, so von Franz Peter Brückner (Kölner Journalist), Heinz Kühn (Journalist) und Thomas Mann.⁶⁴

Während der Besatzungszeit nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die Hörer der unter alliierter Kontrolle arbeitenden Rundfunksender über die Wirklichkeit des »Dritten Reiches« vor allem durch die Berichte über den Nürnberger Prozess informiert. Sie machten – das ergaben die Berechnungen am Beispiel des NWDR – über die Hälfte der für dieses Thema vorgesehenen bzw. aufgewandten Sendezeit aus. Diese vom Verlauf des Prozesses abhängigen Informationen wurden ergänzt durch eine weitere, knapp ein Drittel ausmachende Zahl von Sendungen, die sich schwerpunktmäßig mit den Folgen der nationalsozialistischen Zeit für die in die Verbrechen des Regimes verwickelten Deutschen beschäftigten. Tatsachen über die Wirklichkeit des nationalsozialistischen Regimes oder gar deren Bewertungen tauchen allenfalls in den Begleitinformationen zu Sendungen dieses Typs auf. Auch soweit Schuld und Verantwortung des deutschen Volkes für die Verbrechen des Re-

gimes, die Problematik der Entnazifizierung und der Umerziehung thematisiert wurden, war die Zeit des Nationalsozialismus nur mittelbar angesprochen. Dabei überwog häufig die Absicht, Erklärungen für die schwierige Situation in den ersten Nachkriegsjahren zu liefern, die von den Deutschen meist nicht im direkten Zusammenhang mit dem von den Nationalsozialisten entfesselten Krieg und den begangenen unvorstellbaren Verbrechen gebracht wurde.

Denkbar ist, dass als Grund für die rückläufige Zahl von Sendungen zum »Dritten Reich« neben dem Ende des Nürnberger Prozesses auch ein Wandel in der Besatzungspolitik eine Rolle gespielt hat. Nachdem die im linken politischen Lager beheimateten engagierten Autoren und Kommentatoren im ersten Halbjahr 1947 von den Mikrofonen verdrängt worden waren, hatte nicht nur die Zahl der einschlägigen Sendungen abgenommen, sondern war auch der Ton milder geworden.

Bemerkenswert sind auch folgende Beobachtungen: Wenn immer schlimmste Gräueltaten der Nazis zur Sprache gebracht wurden, fand der Umgang mit den Regimegegnern und besonders die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung im Reich und den besetzten Gebieten ein erstaunlich schwaches Echo. Die Betroffenen kamen kaum je selbst zu Wort, und die Analyse Ursachen wie der ideologischen Wurzeln des Nationalsozialismus wurde selten vertieft. Vielmehr wurde dieser nicht selten als atavistischer Ausbruch zügelloser Gewalt beschrieben, als Folge des Kalküls skrupelloser Machtmenschen. Zwar wurden gelegentlich auch die sozialen Gruppen erwähnt, die Hitler zur Macht gebracht und gestützt hatten, unter ihnen vor allem die konservativen »Steigbügelhalter«. Als deren Symbolfiguren galten Franz von Papen und Hjalmar Schacht, die im Nürnberger Prozess freigesprochen worden waren. Aber selbst die Autoren, die einen Neuanfang nach dem Kriegsende mit der Forderung verbanden, durch eine sozialistische Gesellschaftsordnung für alle Zukunft eine Wiedergeburt des Nationalsozialismus auszuschließen, verzichteten bei der Deutung der Vergangenheit darauf, einen unmittelbaren Kausalzusammenhang zwischen Kapitalismus und Nationalsozialismus herzustellen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Arnulf Kutsch: Einstellungen zum Nationalsozialismus in der Nachkriegszeit. Ein Beitrag zu den Anfängen der Meinungsforschung in den westlichen Besatzungszonen. In: *Publizistik* Jg. 40 (1995), S. 413-447, hier S. 424.
- 2 Christof Schneider: Nationalsozialismus als Thema im Programm des Nordwestdeutschen Rundfunks (1945-1948). Potsdam 1999.
- 3 Ebd., S. 91ff.
- 4 Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 99ff.
- 5 Ebd., S. 104ff.
- 6 Vgl. Edgar Lersch: Rundfunk in Stuttgart 1934-1949. Stuttgart 1990, S. 80ff.
- 7 Vgl. Heike Coerdts: Von Radio Frankfurt zum Hessischen Rundfunk 1945-1949. Die Hauptabteilung Politik und Nachrichten. *Publizistikwiss. Magisterarbeit* Univ. Münster 1994, S. 42f.
- 8 Archivwesen und Dokumentation. *Historisches Archiv / Süddeutscher Rundfunk: Ausgewählte Manuskripte 1945-1948* (Red.: Edgar Lersch / Jörg Hucklenbroich). Stuttgart 1990. Manuskripte Nr. 775, 776, 796, 811, 922.
- 9 Vgl. Fritz Ermarth: Volk und Staat. Zehn ausgewählte Rundfunkvorträge. Karlsruhe 1947; vgl. Lersch: Rundfunk (wie Anm. 6), S. 101.
- 10 Herbert A. Gessner: *Kommentare I*. München 1946; Rüdiger Bolz: *Rundfunk und Literatur unter amerikanischer Kontrolle. Das Programmangebot von Radio München 1945-1949*. München 1991, S. 50.
- 11 Vgl. Reinhard Bassenge: *Radio München 1945-1949. Kommunikationswiss. Magisterarbeit* Univ. München 1990, S. 42ff.; Bolz: *Rundfunk* (wie Anm. 10), S. 102.
- 12 Ebd., S. 120. Eine vergleichbare Sendung im Rahmen des Jugendfunks strahlte Radio Stuttgart am 8.4.1947 aus.
- 13 Für München vgl. Bassenge: *Radio* (wie Anm. 11), S. 52.
- 14 Ob hier die Sendungen über den Nationalsozialismus längst nicht so zahlreich waren, lässt sich angesichts einer gestörten Überlieferung der Programmbeiträge nicht mehr genau feststellen.
- 15 Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 103 u. S. 135.
- 16 Vgl. Bolz: *Rundfunk* (wie Anm. 10), S. 148f.
- 17 Vgl. Hans-Ulrich Wagner: »Der gute Wille etwas Neues zu schaffen«. *Das Hörspielprogramm in Deutschland 1945-1949*. Potsdam 1997, S. 246ff.
- 18 Ebd., S. 118ff.
- 19 Ebd., S. 211ff.

- 20 Ebd., S. 174f.
- 21 Vgl. Arnulf Kutsch: *Unter britischer Kontrolle: Der Zonensender 1945-1948*. In: Wolfram Köhler (Hrsg.): *Der NDR: Zwischen Programm und Politik. Beiträge zu seiner Geschichte*. Hannover 1991, S. 83-148, hier S. 116ff.
- 22 Vgl. Ulrich Bausch: *Die Kulturpolitik der US-Control Division in Baden-Württemberg von 1945 bis 1949*. Stuttgart 1992, S. 85
- 23 Vgl. Lersch: *Rundfunk* (wie Anm. 6), S. 77ff.
- 24 Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 55.
- 25 Ebd., S. 53ff. Der aus der Emigration zurückgekehrte spätere NWDR-Programmdirektor Eberhard Schütz war zu diesem Zeitpunkt lediglich im deutschen Programm der BBC zu hören. Vgl. Ansgar Diller / Wolfgang Mühl-Benninghaus (Hrsg.): *Berichterstattung über den Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher 1945/1946*. Edition und Dokumentation ausgewählter Rundfunkquellen. Potsdam 1998.
- 26 Ebd., S. 10.
- 27 Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 49.
- 28 Vgl. Lersch: *Rundfunk* (wie Anm. 6), S. 100f.
- 29 Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 67ff.
- 30 Ebd. Karl Eduard von Schnitzler machte am 15. Mai 1947 in dem Beitrag »Rache und Vergeltung« einen Vorschlag, der zu diesem Zeitpunkt vermutlich völlig außerhalb jeder Diskussion stand: Die Deutschen sollten die Taten der Sowjets beim Einmarsch in ihr Land vergessen. Diese lägen als scheinbar unüberwindliches Hindernis zwischen den beiden Völkern, die eigentlich befreundet sein sollten. Die Sendung wurde einen Tag vor der Entscheidung ausgestrahlt, von Schnitzler als Leiter der Politischen Abteilung des Funkhauses in Köln zu entlassen. Das Manuskript trägt die handschriftliche Bemerkung »Unerträglich«. In welchem ursächlichen Zusammenhang diese Sendung mit seiner Entlassung steht, lässt sich im Einzelnen nicht belegen. Vgl. Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 148f.
- 31 Vgl. Barbara Mettler: *Demokratisierung und Kalter Krieg. Zur amerikanischen Informations- und Rundfunkpolitik in Westdeutschland 1945-1949*. Berlin 1975.
- 32 Die Ergebnisse der quantitativen Themenanalyse der sich mit dem Nationalsozialismus beschäftigenden Sendungen des NWDR sind neben der Detailanalyse einzelner ausgewählter Beiträge das wichtigste Ergebnis der Dissertation von Christof Schneider. Für die Rundfunkeinrichtungen der amerikanischen Zone sind vergleichbare programmstatistische Berechnungen zur Thematisierung des Nationalsozialismus bisher nicht vorgenommen worden. So können zum Vergleich mit den Ergebnissen für den NWDR nur einige Annäherungen an vermutete Größenordnungen unternommen werden. Neben exakten Daten zum Anteil bestimmter Themen an der Berichterstattung sind auch die Korrelationen von Themen, Sendezeiten und Sendegattungen wichtig für ein abschließendes Urteil.
- 33 Vgl. Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 109ff.
- 34 Vgl. Ermarth: *Volk* (wie Anm. 9), S. 50ff.
- 35 Vgl. Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 118; Gessner: *Kommentare* (wie Anm. 10), 12ff., 48ff., 53ff., 139ff.
- 36 Vgl. Ermarth: *Volk* (wie Anm. 9), S. 95.
- 37 Vgl. Reinhard Kühnl: *Das Dritte Reich in der Presse der Bundesrepublik. Kritik eines Geschichtsbildes*. Frankfurt am Main 1966.
- 38 Vgl. Ermarth: *Volk* (wie Anm. 9), S. 113f.
- 39 Vgl. Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 132.
- 40 Ebd., S. 129f.
- 41 Wie aus einer Untersuchung der Ansprachen innerhalb der evangelischen Morgenfeiern bei Radio Stuttgart zwischen 1945 und 1948 hervorgeht, neigte die Mehrzahl der Redner dazu, von Schuld in der Weise zu sprechen, dass sich die Frage nach individueller Verantwortung nicht stellte. Entweder wurden auch andere Völker mit in die Problematik einbezogen oder der Nationalsozialismus, seine Verbrechen und der Krieg als allgemeines Geschick, als Einbruch des Bösen schlechthin dargestellt – teilweise auch unter der Prämisse kultur- und zivilisationskritischer Geschichtsdeutungen. Die Frage, »worin meine persönliche Schuld ganz praktisch besteht, etwa in meinem ängstlichen Schweigen vor dem Unrecht oder etwa darin, daß ich nach außen hin mit den Wölfen geheult habe [...]« (Ansprache am 22. August 1948), stellt eine Ausnahme dar. Vgl. Astrid Czerny: *Nationalsozialismus und Nachkriegszeit im Spiegel der evangelischen Morgenfeiern von Radio Stuttgart (1945-1949)*. Soziolog. Diplomarbeit Univ. Tübingen 1988, S. 45ff. u. 66f.
- 42 Vgl. Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 143.
- 43 Auch der Frauenfunk befasste sich mit dem Thema. Politisches Desinteresse und damit der Mangel an Einsicht in die Zusammenhänge machte die weibliche Bevölkerung gleichermaßen verantwortlich für das Geschehene wie die Männer (Frauenfunk am 3. November 1945, am 31. Dezember 1945 und am 15. Oktober 1948. Vgl. Schneider: *Nationalsozialismus* (wie Anm. 2), S. 145.
- 44 Ebd., S. 147f.
- 45 Ebd., S. 150ff.
- 46 Vgl. Ermarth: *Volk* (wie Anm. 9), S. 111ff.

-
- 47 Jeffrey Herf: Zweierlei Erinnerung. Die NS-Vergangenheit im geteilten Deutschland. Berlin 1998, S. 246.
- 48 Lucius D. Clay: Entscheidung in Deutschland. Frankfurt/Main 1950, S. 318.
- 49 Vgl. Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 162f.; Jürgen Wilke: Massenmedien und Vergangenheitsbewältigung. In: Jürgen Wilke (Hrsg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bonn 1999, S. 649-671, hier S. 653.
- 50 Vgl. Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 164.
- 51 Ebd., S. 170ff.
- 52 Vgl. Diller / Mühl-Benninghaus: Berichterstattung (wie Anm. 25), S. 17ff.
- 53 Vgl. Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 177.
- 54 Ebd., S. 167.
- 55 Ebd., S. 168.
- 56 Vgl. Bassenge: Radio (wie Anm. 11), S. 41)
- 57 Archivwesen (wie Anm. 8), Manuskript Nr. 222.
- 58 Ebd., Manuskript Nr.409.
- 59 Vgl. Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 159f.
- 60 Archivwesen (wie Anm. 8), Manuskript Nr. 638.
- 61 Ebd., Manuskript Nr. 641.
- 62 Ebd., Manuskript Nr. 639.
- 63 Vgl. Schneider: Nationalsozialismus (wie Anm. 2), S. 160.
- 64 Ebd., S. 138 u.142. Vgl. zur Emigration und Remigration in der Darstellung des Rundfunks sowie zum Einfluss der Remigranten auf den Wiederaufbau des Mediums: Rückkehr in die Fremde? Remigration und Rundfunk in Deutschland 1945 - 1955. Zusammengetragen von Hans-Ulrich Wagner. Berlin u.a. 2000

Ingrid Pietrzynski

»Eine Republikpartei-schule, noch dazu eine schlechte ...«

Der 17. Juni 1953, der DDR-Rundfunk und ein Memorandum
von Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler

Zur Vorgeschichte des 17. Juni 1953 in der DDR gehören umfangreiche innenpolitische Maßnahmen von Staat und SED, die eine massive Verschlechterung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Bevölkerung bewirkten. Im März 1952 war die Stalin-Note von den Westmächten abgelehnt worden, die Westintegration der Bundesrepublik war in vollem Gange. Daraufhin nahm die DDR-Staatspartei SED – in Abstimmung mit der sowjetischen Führung – radikal Kurs auf eine eigenständige Entwicklung des zweiten deutschen Teilstaates. Im Juli 1952 verkündete die 2. SED-Parteikonferenz den »planmäßigen Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in der DDR«. Die Maßnahmen, die diesem Beschluss folgten – u.a. die Forcierung des Aufbaus von Streitkräften, Verschärfung des Grenzregimes zur Bundesrepublik und zu (West)Berlin, Beginn der Kollektivierung und Erhöhung der Abgaben in der Landwirtschaft, Ausbau der Schwerindustrie, Kürzungen im sozialen Bereich, drastische Steuererhöhungen für den Mittelstand, einschneidende Preiserhöhungen für Lebensmittel, Enteignungen, Zentralisierungsmaßnahmen im politischen Bereich –, überforderten die ökonomischen, sozialen und politischen Möglichkeiten der DDR; nicht zuletzt waren auch erhöhte Lasten bei der Begleichung von Reparations- und Besatzungskosten an die Sowjetunion zu tragen. Damit geriet das Land bald in eine nahezu alle Bereiche der Gesellschaft erfassende Krise. Die immer mächtiger werdende Fluchtbewegung vieler Menschen in die Bundesrepublik im ersten Halbjahr 1953 war ein deutlicher Ausdruck dieser krisenhaften Entwicklung. Erste Kontroversen, Unruhen und Arbeitsniederlegungen löste der Beschluss des DDR-Ministerrats vom 28. Mai 1953 aus, in dem die Erhöhung der Arbeitsnormen verkündet wurde.

Anfang Juni erhielt die DDR-Führung aus Moskau – Stalin war inzwischen gestorben – die Aufforderung, diese Maßnahmen und den Sozialismusbeschluss rückgängig zu machen. Am 9. Juni verkündete das SED-Politbüro den sogenannten Neuen Kurs. Die Normenerhöhung wurde jedoch erst am 16. Juni zurückgenommen, als in Berlin schon mehrstündige Arbeitsniederlegungen und Demonstrationen stattfanden. Der Aufstand vom 17. Juni 1953 war nicht mehr abzuwenden.¹

Zu den politischen Zentralisierungsmaßnahmen hatte im August 1952 auch die Bildung des Staatlichen Rundfunkkomitees gehört. Der Hörfunk der DDR wurde nach sowjetischem Vorbild zum Staatsfunk umgestaltet. Die formale Unterstellung des Rundfunkkomitees unter den DDR-Ministerrat bedeutete in erster Linie die noch striktere Einordnung des akustischen Mediums unter Kontrolle und Anleitung der SED. Im Sommer 1952 hatten politische Überprüfungen aller Mitarbeiter und zum Teil Entlassungen stattgefunden. In den Jahren vor 1952 hatten weitere Maßnahmen die Entwicklung zum Staatsfunk schrittweise vorbereitet: Eingliederung in das politische Anleitungssystem der SED, Verringerung der Eigenständigkeit der Landessender, Zunahme des Einflusses der SED-Betriebsparteiorganisation, einheitliche politische Ausrichtung des Programms und inhaltliche Vorgaben. Diese Veränderungen wurden öffentlich oder im Rundfunk nicht zur Diskussion gestellt, so dass sie für die DDR-Bürger, aber auch für viele Rundfunkmitarbeiter nicht immer sofort erkennbar waren. Ihre Auswirkungen, insbesondere im gesendeten Programm, stießen so ab Anfang der 50er Jahre verstärkt auf Kritik in der Öffentlichkeit. Kritikpunkte waren vor allem der hohe Wortanteil (u.a. verursacht durch stundenlange Direktübertragungen von politischen Großveranstaltungen), klischeehafte Schwarz-Weiß-Darstellungen und, wie es später hieß, »schöngefärbte Berichte über die innenpolitische Lage«. Tabu-Themen und das Verschweigen von problematischen Entwicklungen waren an der Tagesordnung, die Aktualität wurde durch übervorsichtige Festlegungen von Sperrfristen oft hinten gestellt. Die Westintegration der Bundesrepublik, die Aktivitäten zum Aufbau der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und auch die militante Propaganda gegen die DDR schienen die Stalinsche »Zwei-Lager-Theorie« mit ihrer Prognose von der Verschärfung des Klassenkampfes zu bestätigen. Sie fand sich in oft klischeebeladenen, unbeholfenen und undifferenzierten Rundfunk-Polemiken wieder.

Die Komiteegründung brachte die Auflösung der Landessender mit sich, Bezirksstudios wurden eingerichtet, die als Zulieferer für die zentralen Berliner Programme fungierten, welche zu drei Einheitsprogrammen (Berlin I, II und III) mit schwachem inhaltlichen Eigenprofil unter Leitung von Chefredakteuren umgestaltet worden waren.

Gleichzeitig hob man die Senderstrukturen auf, Querschnittsredaktionen wurden gegründet, die für alle drei Programme arbeiteten.

Der DDR-Rundfunk begleitete die Maßnahmen von Regierung und SED ab Herbst 1952, deren Hintergrund die Durchsetzung eines strikten Sparsamkeitsregimes zur Verhinderung eines finanziellen Ruins des Staatshaushaltes war, – ebenso wie die Presse – durch Argumentationslinien, die die Proteststimmung in der Bevölkerung noch verstärkten: Jede tatsächliche Verschlechterung wurde in den Medien als Schritt zur Verbesserung des Lebensstandards interpretiert und als soziale Errungenschaft gefeiert.

Das Programm am 17. Juni

Ein Kulminationspunkt der genannten Entwicklungen war das Rundfunkprogramm am 17. Juni 1953: Der Hörfunk der DDR – das zu jener Zeit aktuellste und schnellste Massenmedium – berichtete an diesem Tag so gut wie nicht über die Ereignisse in (Ost)Berlin und in anderen Orten der DDR; er brachte keine Informationen sondern nur einige wenige offizielle Stellungnahmen. Der RIAS in (West)Berlin hatte demgegenüber schon seit dem Nachmittag des Vortages ein Sonderprogramm geschaltet, in dem nicht nur aktuell über die Vorgänge informiert, sondern auch Berichte und Reportagen von den Schauplätzen gesendet wurden. Damit trug der Sender wesentlich zur landesweiten Verbreitung der Informationen über das Streikgeschehen bei.

Wenn auch anhand der spärlichen Text- und Ton-Überlieferung eine exakte Rekonstruktion des am 17. Juni 1953 im DDR-Hörfunk gesendeten Programms nicht mehr möglich ist, so lassen sich doch mehr detaillierte Aussagen zum Programm und zu den Vorgängen im Funkhaus Nalepastraße machen, als bisher angenommen wurde:

Am Vormittag lief das geplante und in der Rundfunkzeitschrift ausgedruckte Programm ohne Veränderungen.² Unterhaltungsmusik wurde gesendet, auch Nachrichten und Aktuelles, wobei aber nicht auf die Arbeitsniederlegungen und Demonstrationen eingegangen wurde.³ Möglicherweise verlas man zwei Artikel des SED-Zentralorgans »Neues Deutschland«, die am selben Tag über die Demonstration Berliner Bauarbeiter vom Vortag erschienen waren und als offizielle Stellungnahmen galten, über andere verfügte man vorerst nicht.⁴

Nachdem mittags sowjetische Panzer im Berliner Zentrum aufgefah­ren waren, verlas man ab 13.00 Uhr die Mitteilung über die Verhängung des Ausnahmezustandes durch den sowjeti-

schen Stadtkommandanten von Berlin, was am Nachmittag mehrfach wiederholt wurde.⁵ Ansonsten sendete man weiter wie vorgesehen, stellte aber das Musikprogramm etwas um und brachte vorwiegend Ernste Musik.⁶

Erst am Abend meldete der DDR-Rundfunk sich mit einer Nachrichtensendung zu den Ereignissen, die Rundfunkchef Kurt Heiss persönlich zusammengestellt hatte.⁷ Man verlas die erste öffentliche Reaktion der DDR-Regierung zu den Ereignissen, eine Bekanntmachung, die ab dem späten Nachmittag als Plakatanschlag in der Stadt verbreitet worden war und in der Ministerpräsident Otto Grotewohl die Bevölkerung zur Wiederherstellung der Ordnung, der Wiederaufnahme der Arbeit in den Betrieben und zur Ergreifung von Provokateuren aufrief. Darüber hinaus enthielt diese Mitteilung bereits die später immer wieder benutzte Argumentation, die Unruhen seien das Werk von Provokateuren und faschistischen Agenten ausländischer Mächte und ihrer Helfershelfer aus deutschen kapitalistischen Monopolen, die, da der Anlass für die Arbeitsniederlegungen seit dem 16. Juni fortgefallen sei, die Politik des Neuen Kurses hatten verhindern wollen.⁸ Gesendet wurden Ausschnitte aus der Tagung des Berliner SED-Parteiklubs vom Abend des Vortages, bei der Grotewohl und SED-Chef Walter Ulbricht gesprochen und den Neuen Kurs erläutert hatten.⁹ Im Anschluss sprach Karl-Eduard von Schnitzler den Kommentar »Saboteure am Werk!«, in dem er noch nicht die wenige Tage später gängige Formulierung vom »faschistischen Putsch« gebrauchte, aber betonte, dass die demonstrierenden Bauarbeiter nichts mit den »Westberliner Brandstiftern« gemein hätten, von denen die Unruhen angefacht worden seien. Schnitzler gab auch bekannt, dass die SED für bestimmte Fehler der Vergangenheit Rechenschaft vor dem Volke ablegen wolle. Ansonsten mahnte er die Herstellung der inneren Ruhe an: »Diese wird erreicht, wenn sich bei allen Werktätigen die Erkenntnis durchsetzt, dass die neuen Maßnahmen unserer Regierung eine grundsätzliche Wendung darstellen.«¹⁰

Was ging am 17. Juni im Funkhaus Nalepastraße vor?

Zunächst waren die Mitarbeiter des DDR-Rundfunks an den Vortagen, als erste Nachrichten über Unruhen und Auseinandersetzungen in den Betrieben bekannt und von den Westsendern gemeldet wurden, den aufkommenden Problemen weder nachgegangen noch hatten sie im Programm darüber informiert. In Kommentaren wurde gegen die »Hetze« und gegen die

»Falschmeldungen« der Westsender polemisiert.

In wenig deutlichen Kurzmeldungen wurde über die ersten Maßnahmen der DDR-Regierung zur Zurücknahme jüngster Beschlüsse und Anordnungen informiert. Am Nachmittag des 16. Juni 1953, als bereits zahlreiche Demonstranten durch das (Ost-)Berliner Zentrum zogen und vor dem Haus der Ministerien an der Leipziger Straße Rechenschaft von der DDR-Führung verlangten, verlas man im Rundfunkprogramm die Erklärung des SED-Politbüros, in der die administrative Erhöhung der Arbeitsnormen zurückgenommen und die Freiwilligkeit solcher Schritte herausgestellt wurde. Die Arbeiter wurden aufgefordert, die »feindlichen Provokateure zu entlarven, die versuchen, Unstimmigkeiten und Verwirrung in die Reihen der Arbeiterklasse hineinzutragen.«¹¹ Ansonsten strahlte der DDR-Rundfunk bis in die Nacht sein vorgesehene Programm aus.¹²

Zur gleichen Zeit tagte im Funkhaus Nalepastraße die Rundfunkleitung, ein Gremium, das seit 1952 »Kollegium« genannt wurde, später bürgerte sich dafür die Bezeichnung »Komitee« ein. Der Vorsitzende Heiss gab die politische Kursänderung der SED bekannt. (Drei Tage zuvor hatte Hermann Axen, der im SED-Politbüro Zuständige für die Medien, Heiss in die Aufgabe eingeweiht.) Mit den zuständigen Stellen sei eine sofortige Änderung des Rundfunkprogramms vereinbart worden, zwei Komiteemitglieder hatten schon einen Vorschlag für eine neue Programmstruktur parat, der sich auf die Verringerung des Wort- und die Erhöhung des Musikannteils konzentrierte sowie die verbesserte Platzierung einiger Sendungen beinhaltete. Das Protokoll dieser Sitzung vermerkt keinerlei Begründung oder Diskussion zu diesen Tagesordnungspunkten, ebenso wenig wie zu den Vorgängen auf den Straßen. Über einige Sendungen wollte man noch in der nächsten Leitungssitzung diskutieren.¹³ An diesem Tag wurde auch eine Sonderredaktion unter der Leitung des Chefredakteurs von Berlin II, Erich Selbmann, gegründet, die die Politik des Neuen Kurses in Sondersendungen propagieren sollte.¹⁴

Während sich im (Ost)Berliner Stadtzentrum bis in den späten Abend Menschenansammlungen bildeten und die bewaffneten Kräfte der Polizei in Alarmbereitschaft versetzt wurden, verlief die Nacht im Funkhaus Nalepastraße ruhig. Der Bericht des Chefs vom Dienst über besondere Vorkommnisse vermeldet für den frühen Morgen des 17. Juni lediglich das Eintreffen eines Vertreters des Ministeriums für Staatssicherheit, der Sicherungsmaßnahmen einleitete.¹⁵

Redakteure und Journalisten wurden zum Teil schon an ihren Wohnorten über die einge-

tretenen »besondere Lage« informiert und ins Funkhaus beordert. Dabei spielte kaum eine Rolle, dass die Bauarbeiter der sich auf dem Gelände des Funkhauses befindlichen Baustelle frühmorgens ihre Arbeit nicht aufnahmen, stattdessen das Funkhaus verließen und sich den in das Stadtzentrum ziehenden Demonstrationssäulen aus den großen Industriebetrieben Schöneweides anschlossen.¹⁶ Viele Rundfunkmitarbeiter verfügten nur über geringe Informationen, Gerüchte machten die Runde, man hörte die Meldungen des »Feindsenders RIAS« ab und erfuhr schließlich von den Chefs über den aktuellen »konterrevolutionären Putschversuch gegen die DDR«. Etliche Angestellte kamen jedoch gar nicht im Rundfunk an, weil die öffentlichen Nahverkehrsmittel ihren Betrieb eingestellt hatten. Im Laufe des Vormittags verstärkte man mit Hilfe der Wachschutzkräfte der Volkspolizei die Sicherungsmaßnahmen. Im Funkhaus breitete sich eine gewisse Stimmung der Bedrohung aus.

Auf viele der Mitarbeiter des Staatsfunks wirkten die Demonstrationen unverständlich und gespenstisch. Heinz Priess, ehemaliger Kommissar bei den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg und Resistance-Mitglied, 1953 Leiter des Studios Leipzig, erinnert sich:

»Das konnten nur aufgehetzte, irgeleitete Proleten sein. Wir wollten doch nur das Beste für die Arbeiterklasse – und die spielte plötzlich verrückt! Der Troß, der sich durch die Straßen wälzte, riß Fahnen und Plakate herunter, warf mit Steinen auf staatliche und Parteidienststellen.«¹⁷

Komiteevorsitzender Heiss nahm telefonisch vom SED-Zentralkomitee die persönliche Weisung Ulbrichts entgegen, das geplante normale Programm auszustrahlen und nicht auf die Ereignisse auf den Straßen einzugehen.¹⁸ Vermutlich stand man über Standleitung auch mit der DDR-Führung in Kontakt, die sich seit der Nacht bei der Sowjetischen Kontrollkommission im nahe gelegenen Stadtteil Karlshorst aufhielt. Die Leiter der Rundfunkstudios in den Bezirkshauptstädten wurden telefonisch informiert und angewiesen, Maßnahmen zum Schutz der Gebäude und technischen Einrichtungen zu ergreifen. »Die Erklärung lautete, dass es sich um einen konterrevolutionären, profaschistischen Putsch handele, den vom Westen vorbereiteten Tag X.«¹⁹

Redakteure und Reporter, u.a. der in Berlin einen Tag zuvor gegründeten Sonderredaktion, wurden ins Stadtzentrum geschickt, um Vertrauens- und Zustimmungserklärungen für die DDR-Regierung auf Tonband aufzunehmen. Sie benutzten alte Autos aus dem Funkhaus-Fuhrpark und nicht die vorhandenen neueren Typen, weil letztere als »Regierungsautos« erkennbar gewe-

sen wären, von denen man befürchtete, dass sie von den Demonstranten umgekippt werden würden.²⁰ Inzwischen waren im Berliner Zentrum nicht nur Streikende, sondern auch viele Schau lustige und SED-Mitglieder (auch Rundfunkmitarbeiter) unterwegs – letztere mit dem Auftrag, mit den Demonstranten zu diskutieren und sie zur Ruhe zu bewegen. Dies misslang größtenteils, da die aufgebrachte Menge die »Agitatoren« bereits verprügelte. »Gelegentlich kehrten Reporter aus der Innenstadt zurück und berichteten, dass in den meisten Hauptstraßen ein unübersehbares Gedränge herrschte.«²¹

Immer mehr Telefonanrufe von befreundeten Rundfunkstationen aus den Ostblockstaaten, aber auch von Hörern, die Informationen verlangten und getröstet wurden, erreichten den Rundfunk an diesem Vormittag. Selbst DDR-Funktionäre griffen in dieser Lage auf die Meldungen des RIAS zurück.²² Bertolt Brecht und seine Mitarbeiter im Berliner Ensemble, stark verärgert über das Schweigen des Funks, boten den Rundfunkchefs an, selbst im Programm aufzutreten und Stellung zu den Ereignissen zu beziehen. Sie wurden abgewiesen.²³

Auch die sich am Vormittag durch die Berliner Stalinallee bewegenden Demonstrationen wurden via Lautsprecher von Unterhaltungsmusik begleitet, als deren Urheber der DDR-Hörfunk ausgemacht wurde, wie einem zeitgenössischen Bericht zu entnehmen ist:

»Als wir die Stalinallee erreichten, tönte aus den Lautsprechern, die dort ihren festen Platz hatten, groteskerweise unaufhörlich Tanzmusik. Waren die dort im Rundfunk blödsinnig geworden? Warum sagten sie nichts? Wo blieb die Regierung? Wo die Partei? Tanzmusik, nichts als Tanzmusik. Die Volkspolizei stand an den Rändern der breiten Straße und regelte den Verkehr.«²⁴

Bei diesen Übertragungen handelte es sich jedoch nicht um das offizielle Rundfunkprogramm, sondern um das sogenannte »Funkstudio Stalinallee«, das nicht vom DDR-Rundfunk, sondern vom Nationalen Aufbauwerk für die Bauarbeiter betrieben wurde.²⁵

Schnitzler berichtete später, er sei in diesen Stunden als einer der ersten und früher als das Komitee aktiv geworden, habe Redakteure und Reporter zu Hause informiert, mehrfach versucht, Kontakt mit dem SED-Zentralkomitee aufzunehmen und sei zusammen mit dem Kommentator Herbert Gessner ständig in der Innenstadt unterwegs gewesen. Im Funkhaus hätten beide harte Auseinandersetzungen mit dem Komiteevorsitzenden gehabt, weil sie spontan Kommentare sprechen wollten, aber erst am Abend die Erlaubnis dazu kam.²⁶

An dem weit vom Berliner Zentrum in Ober schöneweide gelegenen Funkhaus zogen wei-

terhin stundenlang Demonstranten in Richtung Stadtmitte vorbei. Redakteure wurden beauftragt, das Haupttor zu schützen und eventuelle »Eindringlinge« abzuwehren. Gelegentlich kamen kleine Trupps der Streikenden von der Straße zum Eingang herüber und forderten die Redakteure auf, sich einzureihen. Diese empfanden die Offerte jedoch eher als Bedrohung und machten keinerlei Anstalten, der Aufforderung nachzukommen. Es kam zu gelegentlichen Diskussionen durch die geschlossenen Gitter des hohen Eisentores zwischen Rundfunkmitarbeitern und Demonstranten, welche aber nicht den Versuch unternahmten, das Gelände zu stürmen.²⁷ Die Bewachung wurde weiter verstärkt.

Der Text der Anordnung über den Ausnahmezustand kam nicht telefonisch oder über Standleitung, sondern wurde von einem sowjetischen Offizier persönlich in handschriftlicher Fassung ins Funkhaus gebracht und zunächst von Erich Selbmann gelesen, am Nachmittag produzierte man eine Aufnahme mit dem Rundfunksprecher Horst Preusker.²⁸

Funkhaus-Arbeitskollektive, vornehmlich aus der Verwaltung, verfassten inzwischen Vertrauens- und Zustimmungserklärungen, Resolutionen und Entschlüsse an die DDR-Regierung, in denen der Neue Kurs begrüßt und die Korrektur der Fehler als Stärke der Staatsmacht gewertet wurde. Man verurteilte die Vernichtung von Volksvermögen durch »bezahlte Agenten und Provokateure«. Die Angestellten selbst gelobten, zukünftig mehr Kritik und Selbstkritik üben zu wollen.²⁹

Überliefert ist eine aus der Rückschau der vermeintlichen DDR-Siegerperspektive überhöhte Schilderung der Vorgänge:

»Das Kollektiv unseres Rundfunks, geführt von der Grundorganisation unserer Partei, handelte in Übereinstimmung mit der Aussage und Forderung der eigenen Wortsendungen. Alle Provokationen scheiterten. Aus amerikanischen Flugzeugen flatterten Zehntausende von Zetteln mit Hetzparolen herab – auch aufs Rundfunkgelände.³⁰ Unsere Sender strahlten indessen unbeirrt die Wahrheit über den Putschversuch wie über den Charakter unseres Staates aus. Zahlreiche Rundfunkjournalisten, Genossen und Parteiose, stellten etliche Westberliner Hetzer, darunter bezahlte Zuhälter und Prostituierte, auf dem Alexanderplatz, am Haus der Ministerien, Unter den Linden. Sie diskutierten geduldig und stundenlang mit ehrlichen, aber verwirrten Leuten von hüben und drüben und halfen so, das Agentengesindel aus der »Frontstadt« jenseits des Brandenburger Tores zu isolieren. (...) Vorbildlich verhielten sich beispielsweise auch die Mitarbeiter der Abteilung Elektroakustik des Rundfunks. Sie bildeten die Besatzungen der Lautsprecherwagen, bedienten und warteten ihre technischen Einrichtungen mit größter Sorgfalt und ließen

in den Brennpunkten der faschistischen Krawalle keine Putschisten den Lautsprechern zu nahe kommen.«³¹

Demgegenüber kann man davon ausgehen, dass am Nachmittag des 17. Juni hochgradig Verunsicherung, Angst und Krisenstimmung im Funkhaus Nalepastraße Einzug gehalten hatten. Für die Produktion und Ausstrahlung des Programms wurden weitere Wachsamkeitsvorkehrungen getroffen. Man bezog Redakteure und Angestellte in die laufenden Kontrollgänge auf dem unübersichtlichen Funkhausgelände ein, das zum Teil noch Baustelle war. Nur noch absolut zuverlässige Mitarbeiter gelangten nun an die Schalter und Regler, schärfere Kontrollen der Ein- und Ausgänge wurden eingeführt und noch Wochen nach dem 17. Juni beibehalten. Die abends und nachts arbeitenden Mitarbeiter erhielten sowjetisch beglaubigte Passierscheine zur Umgehung der Ausgangssperre.³²

Konträre Aussagen existieren darüber, ob im Nachmittagsprogramm mehr als nur die Verkündung des Ausnahmezustandes gesendet wurde: Erich Selbmann und Gerhard Mackat, ein junger Mitarbeiter der Wirtschaftsredaktion, berichten, dass Reportageeinblendungen »und immer wieder Nachrichten« gesendet worden seien:

»Die Reporter berichteten zwar von vielen Orten, wo es ähnliche Protestmärsche gab, aber sie waren offenbar angewiesen, die Dinge als lokale Aktionen zu schildern. Längere Reportagen wurden aus jenen Betrieben gesendet, in denen die Streikparolen mehrheitlich nicht befolgt wurden, etwa aus dem Eisenhüttenkombinat oder dem Stahlwerk Riesa, und da kamen ausführlich Arbeiter zu Wort, die ihre Treue zur DDR ausdrückten.«³³

Solche Sendungen können für den Nachmittag des 17. Juni nicht nachgewiesen werden, zumal Informationen aus den Bezirksstudios sehr spärlich eintrafen und die dortigen Mitarbeiter mit der Verbarrikadierung ihrer Anlagen beschäftigt waren.³⁴ Die früheste erhaltene Aufnahme mit den erwähnten Reportagen stammt vom 18. Juni.³⁵ Hier und in späteren Takes sind in erster Linie Gewerkschafts- und Parteifunktionäre aus den Betrieben zu hören. Fraglich ist auch, ob die in das Berliner Stadtzentrum geschickten Reporter angesichts der chaotischen Verhältnisse überhaupt Aufnahmen machen konnten und sich nicht eher selbst vor Angriffen schützen mussten.

Sergej Bensch berichtet demgegenüber, dass wegen der Ulbricht-Weisung auch eventuell vorhandene Aufnahmen an diesem Tage nicht gesendet werden konnten.³⁶ Im Juli 1953 führten Schnitzler und Gessner Klage über das totale Schweigen des DDR-Hörfunks am 17. Juni. Bis auf die offiziellen Verlautbarungen und die

Abendsendungen sei nichts über die Vorgänge berichtet und das Feld dem »Feindsender RIAS« überlassen worden.³⁷ Auch überlieferte Äußerungen von Hörern stützen diese Version.

»Zur Arbeit am 17.6. wurde die Meinung vertreten, dass man, außer den Abendkommentaren, an diesem Tag enttäuscht worden wäre. Man hätte eine bessere Information und Anleitung erwartet«,

heißt es in einem Bericht über eine Hörerversammlung bei der DDR-loyalen Nationalen Front in Plauen im Vogtland im August 1953.³⁸

In Leipzig rief Studioleiter Priess am Nachmittag die Belegschaft zusammen:

»Für mich schien die Lage klar. Wir hatten die Macht, was denen im Westen nicht passte, und die hatten ihre Truppenteile in der DDR mobilisiert. Dank der Anwesenheit der sowjetischen Besatzungstruppen war es ihnen jedoch nicht gelungen, so etwas wie in Spanien zu inszenieren. Ich habe reinen Herzens und mit tiefer Überzeugung von der Richtigkeit einer solchen Wertung etwa eine halbe Stunde vor den Rundfunkleuten argumentiert.«³⁹

In den späten Abendstunden dieses Tages zogen vor dem Funkhaus Nalepastraße in (Ost-) Berlin sowjetische Panzer auf, freudig begrüßt von der Rundfunkleitung, die die Anweisung hatte, diese Nacht in ihrer Arbeitsstelle »auf Posten« zu verbringen. Aber auch viele Redakteure betrachteten die Panzerbesatzungen, die dort mehrere Tage verblieben, als Schutz in einer unsicheren Lage.⁴⁰

Hatten sich die Rundfunk-Chefetagen anfangs einer gewissen, auch aus Realitätsverlusten resultierenden Haltung, die Lage im Griff zu haben, hingegeben, machte sich nach der von der SED verbreiteten Parole vom »faschistischen Putsch« ein ziemlicher Schock breit, auch unter vielen Mitarbeitern, der zu vielfältigen Diskussionen führte, die auch die eigene Tätigkeit und das in der Vergangenheit verantwortete Sendeprogramm betrafen.

Reaktionen auf das Programm vom 17. Juni

Am 18. Juni konzentrierte sich der DDR-Rundfunk in seinen Nachrichten, aktuellen Sendungen und Kommentaren auf das Thema »Wiederaufnahme der Arbeit« in Berlin und den Städten der DDR. Man verlas die Leitartikel aus dem »Neuen Deutschland« vom selben Tag (»Was ist in Berlin geschehen?«) und später den des kommenden Tages (»Tag X«).⁴¹ Gessner und Schnitzler waren bereits im Frühprogramm mit Kommentaren zu hören.⁴² Tenor der Sendungen war die Darstellung der Plünderungen, Verwüstungen und Zerstörungen, die jedoch

nicht die demonstrierenden Arbeiter angerichtet hätten, deren Forderungen berechtigt gewesen seien. Dennoch bezogen sich diese Sendungen nur punktuell auf die Ereignisse des Vortages. Man wartete auf weitere offizielle Verlautbarungen, die erst einige Tage später kamen. Erst am 24. Juni war die erste öffentliche Rede des Ministerpräsidenten nach dem Aufstand zu hören. Das Programm wurde jedoch bald beherrscht von den offiziellen Protesten in der DDR gegen die am 19. Juni in den USA erfolgte Hinrichtung von Ethel und Julius Rosenberg, die als Sowjetagenten wegen Atomspionage verdächtigt und verurteilt worden waren.

In der Öffentlichkeit entwickelte sich eine vielfältige Diskussion zu Versäumnissen und Fehlern der SED-Politik in der Vergangenheit, die in Forderungen nach Veränderungen mündeten. Künstler und Intellektuelle traten mit Erklärungen hervor, in denen sie zwar ihre Loyalität gegenüber der DDR bekundeten, gleichzeitig aber Veränderungen in der Kultur- und Medienpolitik einforderten. Das den Rundfunk am schärfsten kritisierende Papier stammt aus der Akademie der Künste, das dem Medium unmissverständlich Versagen als Instrument der öffentlichen Meinungsbildung bei einem Ereignis von existenzieller Bedeutung für die junge DDR attestierte.⁴³

Auch andere Äußerungen belegen die Kritik an dem am 17. Juni offen zu Tage getretenen Verständnis der SED von der Funktion des Hörfunks als Instrument zur Verbreitung parteigeheimer Informationen.

»So wie Radio, Presse, Gewerkschaften und offensichtlich auch Teile der Partei bis zum 17. Juni dieser Bevölkerung gegenüber versagten, so versagten sie auch am 17. Juni«,

schrieb der Schriftsteller Stefan Heym an den Chefredakteur der sowjetisch lizenzierten ›Täglichen Rundschau‹ am 21. Juni 1953. Und weiter:

»Das Radio spielte Operettenmusik, und die ersten Kommentare kamen erst gegen Abend. Ich muß Ihnen über die Arbeit der westlichen Sender nicht berichten. Wo aber war unser Lautsprechersystem? (...) Beim Rundfunk wurden fähige Schriftsteller, die sich erböten, in dieser Ausnahmezeit freiwillig mitzuhelfen, das Programm zu gestalten, mit den Worten abgewiesen: ›Wir sehen keinen Grund, unser Programm zu ändern.«⁴⁴

Und Bertolt Brecht charakterisierte das Tagesprogramm des 17. Juni als absoluten Bankrott des DDR-Rundfunks, als

»ein totales Versagen, ein vollkommenes Verstummen zu den ungeheuerlichen Vorgängen auf den Straßen, worüber sich schließlich die ganze Republik gewundert hat.«⁴⁵

Bei seiner turnusmäßigen Zusammenkunft am 22. Juni gab das Rundfunkkomitee die Losung aus »Die gesamte Rundfunkarbeit wird entsprechend der neuen Politik der SED entwickelt!« Einen Tag zuvor hatte sich das SED-Zentralkomitee zu den Fehlentwicklungen bekannt, seine Version vom »Tag X« öffentlich gemacht und die zügige Verwirklichung des Neuen Kurses in allen Bereichen der Gesellschaft gefordert. Man beschloss erste Sofortmaßnahmen zur Verbesserung der Programmstruktur. Ab 25. Juni verschwanden einige Sendungen mit überzogenem polit-propagandistischen Anliegen wie »Die Wahrheit über Amerika« oder »Wir sprechen für Westdeutschland« aus dem Programm. Mehr Sendezeit für Unterhaltung sollte nun zur Verfügung gestellt und das Publikum über die anstehenden Programmveränderungen informiert werden.

»Wenn unsere Regierung feststellt, dass ernste Fehler gemacht und berechtigte Forderungen der Werktätigen missachtet wurden, wird auch der Deutsche Demokratische Rundfunk seine Arbeit kritisch überprüfen«,

hieß es kurze Zeit später pragmatisch in einer Begründung des anstehenden Kurswechsels in der Rundfunk-Programmzeitschrift.⁴⁶ Darüber hinaus bildete man am 22. Juni eine Kommission zur Ausarbeitung einer neuen Programmstruktur, der u.a. Erich Selbmann, Herbert Gessner und Karl-Eduard von Schnitzler angehörten.⁴⁷

Die Programmkommission

Diese Kommentatoren hatten in den zurückliegenden Tagen in etlichen Sendungen die aufkommende Legende vom faschistischen Putsch befestigt und zum Teil schrille Anklagen gegen die Westmächte und die westlichen Radiostationen erhoben. Sie berichteten auch von den ersten Gerichtsprozessen gegen »Provokateure, Randalierer, Plünderer und Mörder«.⁴⁸ Schnitzler war darüber hinaus Ende Juni bei dem Prozess gegen den Westberliner Studenten Wolfgang Gottschling als Sachverständiger für das »direkte Eingreifen des Senders RIAS« aufgetreten. Gleichzeitig propagierten diese Kommentatoren den Neuen Kurs in der Politik von SED und Regierung, gingen dabei auch auf die innenpolitischen Fehlentwicklungen und Versäumnisse ein und informierten über die ersten Sofortmaßnahmen im sozialen Bereich.⁴⁹

Darüber hinaus äußerten sich Gessner und Schnitzler, die Ende der 40er Jahre von West-Radiostationen zum Berliner Rundfunk gekommen waren, auch zu den Fehlern des DDR-

Rundfunks selbst. Beide, denen schon vor ihrem Wechsel in den Osten von Freund und Feind hohes journalistisches Können zugebilligt worden war, hatten sich in der DDR in kurzer Zeit zu scharfzüngigen Kommentatoren entwickelt, die besonders die politische Entwicklung der forcierten Westintegration in der Bundesrepublik aufs Korn nahmen. Sie wurden in einem gewissen Sinne frühe Medienstars mit guten Verbindungen in den SED-Parteiapparat, von wo sie Informationen und zum Teil auch Aufträge für ihre Kommentare erhielten.⁵⁰ Ab Ende Juni 1953 waren von der SED die verschiedenen Kritikpunkte der Bevölkerung an der bisherigen Politik aufgenommen und als dringend zu lösende Aufgaben an die zuständigen staatlichen Bereiche weitergereicht worden. Für die Medien wurde die Formulierung von der »Schönfärberei« in den zurückliegenden Jahren zum Schlagwort. Der DDR-Rundfunk erhielt die Aufforderung, selbstkritische öffentliche Stellungnahmen abzugeben. Belegt ist nicht, ob die entsprechenden am 8. und 11. Juli 1953 gesendeten Kommentare von Gessner und Schnitzler Auftragswerke waren, denn die Autoren vertraten durchaus eigene Vorstellungen, die auch in das Papier der Programmkommission einfließen sollten.

Gessner hatte sich in einem für den 2. Juli vorgesehenen Kommentar eindringlich zu seiner ganz persönlichen Verantwortung an der Schönfärberei der letzten Jahre, zum Verschweigen von Problemen, zum Umgehen anstehender Aussprachen, zu dilettantischen und plumpen Formulierungen und zu verspäteten Informationen bekannt. Es solle in Zukunft nicht mehr heißen, »der Hörer sagt unsere Meinung«, sondern jedermann aus ganz Deutschland solle im DDR-Rundfunk zu Wort kommen, der, welcher Klasse oder Schicht er auch immer angehöre, welchen weltanschaulichen Standpunkt er auch immer vertrete, auf der großen gemeinsamen Ebene des Wollens, die demokratische Einheit Deutschlands zu erreichen und den Frieden zu bewahren, lebe und handele. Auf dieser Grundlage bekannte sich Gessner zum Diskurs unterschiedlicher Meinungen im Rundfunkprogramm. Der Kommentator forderte die Hörer nicht nur zu direkten Einsprüchen gegen missliebige Sendungen, sondern – offenbar beflügelt durch die jüngste Volkserhebung – auch dazu auf, mit »Delegationen aus Betrieben, aus Haus- und Straßengemeinschaften, aus Schulen und Universitäten« ins Funkhaus zu kommen und ihre Beschwerden vorzutragen. Der Verfasser befürwortete einen echten, ehrlichen, offenen und öffentlichen Diskurs über die anstehenden Probleme. Diese Fassung des Kommentars wurde nicht gesendet. Sie befindet sich – mit handschriftlichen Bemerkungen wie »Kapitulan-

tentum« versehen – in der Parteikaderakte des Autors.⁵¹

In der am 8. Juli gesendeten Fassung waren etliche selbstkritische Bemerkungen Gessners entschärft, die Aufforderung an die Hörer, ins Funkhaus zu kommen, umgewandelt in:

»Verlangen Sie in Zukunft, dass wir, die Mitarbeiter des Funks, zu Ihnen kommen, in Betriebe, Haus- und Straßengemeinschaften, Schulen und Universitäten; helfen Sie mit, Hörerversammlungen zu organisieren!«

Nach den gerade überstandenen Unruhen war es wohl nicht opportun, unorganisierte »Delegationen« dazu aufzufordern, das Funkhaus heimzusehen. »Hier steckt die Aufforderung zur Demonstration dahinter!«, ist diese Passage handschriftlich in der ursprünglichen Fassung kommentiert.⁵² Gessners folgende Beschreibung der westlichen Rundfunkstationen wurde nur wenig verändert gesendet: »Sie sind uns in der Form, in der Gestaltung ihrer Sendungen in mancherlei Hinsicht überlegen.« Handschriftlich kommentierte man sie mit »Das positive Beispiel des soz. Rundfunks existiert für ihn nicht!«⁵³ In der gesendeten Fassung war diese Passage ergänzt worden durch folgende Sätze:

»Wir sind – im Gegensatz zu den Westsendern – der erste Rundfunk in Deutschland, der als Sender des deutschen Volkes die Interessen des deutschen Volkes vertritt. Das ist das Wesen unseres Funks. Darauf sind wir stolz.«

Darüber hinaus war die gesendete Fassung erweitert um längere Passagen, in denen die »Provokateure« und der RIAS in ihre Schranken verwiesen wurden, »Feinde des Volkes« wurden als Hörer ausgeschlossen, angesprochen wurden nur »alle Hörer guten Willens in ganz Deutschland«, die »von der grundsätzlichen Richtigkeit unserer Politik Überzeugten und die noch Zweifelnden und Irreführten«.⁵⁴

Der drei Tage später gesendete Kommentar von Schnitzler zum gleichen Thema (der möglicherweise ebenfalls »bearbeitet« wurde) ging darauf ein, was sich in Zukunft im Programm ändern werde. Aber auch Schnitzler unterließ es nicht, seine eigenen Prämissen zu formulieren. Er wies darauf hin, dass es funkeigene Fehler gegeben habe, die nicht aus den Fehlern der Regierung resultierten. Der Rundfunk habe eigene dramaturgische Gesetze, die zu wenig beachtet worden seien, man müsse Talente entwickeln, die die bisherige Unbeholfenheit überwinden und funkgerechte Sendungen herstellen könnten. Er insistierte also vor allem auf die journalistisch-fachlichen Mängel der bisherigen Funkarbeit.⁵⁵

Beide Kommentare waren in ihren selbstkritischen Inhalten und Formulierungen bisher so

noch nicht da gewesen und erregten Aufsehen. Die ›Berliner Zeitung‹ veröffentlichte umfangreiche Passagen daraus, rief ihre Leser zu Meinungsäußerungen auf und schrieb: »Wir erwarten jetzt auch die versprochenen Taten des Rundfunks!«⁵⁶ RIAS und NWDR zitierten in ihren Sendungen aus beiden Kommentaren, die Programmzeitschrift ›Unser Rundfunk‹ veröffentlichte zustimmende Lesermeinungen – ein Widerschein der breiten öffentlichen Diskussion, in die der DDR-Rundfunk geraten war.⁵⁷ Die eigentliche Ursache der offen genannten Kritikpunkte an der Funkarbeit, die Unterordnung unter die Vorgaben und Kontrollmechanismen des Staats- und Parteiapparates, fand in diesem Diskurs jedoch keine Erwähnung und wurde auch nicht angezweifelt. Komiteevorsitzender Heiss schrieb in der Programmzeitschrift, die öffentliche Kritik zeuge vom Vertrauen aller Kreise der Bevölkerung ebenso wie der Regierung und der politischen Parteien in den Rundfunk, der nun seiner hohen Verantwortung nachkommen wolle.⁵⁸

Am 3. Juli, einem Freitag, unterbreitete die Programmkommission ihre Vorschläge unter dem Titel »Bemerkungen zu allgemeinen fachlich-politischen Prinzipien wirksamer Rundfunkarbeit«, ein umfangreiches Papier mit einer mehrseitigen theoretischen Einleitung zu den medienspezifischen Erfordernissen der Rundfunkarbeit, die bisher vernachlässigt worden seien. Daraus wurden Vorschläge für ein detailliertes neues Programmschema einschließlich Überlegungen zur Hörsituation in den unterschiedlichen Tages-Sendeachsen abgeleitet. Auch Vorschläge zur Neugestaltung der Leitungsstruktur enthielt das Papier.⁵⁹ Bemerkenswert an diesem Papier sind – neben dem Angriff auf die bisherige Leitungsstruktur – insbesondere die theoretischen Ausführungen. Man sprach über die Eigengesetzlichkeit des akustischen Mediums, über die Notwendigkeit der persönlichen Ansprache, des Aufbaus logischer und spannungsreicher Sendungen und darüber, dass die Hörer nicht überredet, sondern überzeugt werden müssten, wobei der Rundfunk die Aufgabe habe, die Kritik von unten mit zu entwickeln. In die politischen Sendungen, insbesondere die Nachrichten, solle nüchterne Sachlichkeit und Objektivität gegenüber den bisherigen Schlagworten und Parolen Einzug halten. »Gähnende Langeweile und Einfallslosigkeit« kennzeichneten augenblicklich sowohl das Wort- als auch das Musikprogramm. Die Verfasser plädierten für die Wiedereinführung lange vernachlässigter funkeigener Sendeformen wie Diskussions- und Gesprächsrunden mit konträren Meinungen, Montagen oder die Herausbildung von Kommentatorenpersönlichkeiten. Des Weiteren wurde die

Notwendigkeit betont, differenziert auf die unterschiedlichen Hörerwartungen einzugehen, Zielgruppenorientierung auszubilden und eine entsprechende wissenschaftliche Hörerforschung zu entwickeln. Programmtreue, einfache und übersichtliche Programmstrukturen seien die erste Voraussetzung zur Schaffung fester Hörerbindungen. Verantwortlich für die Wortsendungen solle ein Programmdirektor mit weitreichenden Kompetenzen zeichnen.

Widerstand gegen dieses Papier kam zuerst aus der Leitung der SED-Grundorganisation im DDR-Rundfunk. Hinter verschlossenen Türen war dort von »Objektivismus« und »Prinzipienlosigkeit« die Rede, was dennoch sofort im Funkhaus die Runde machte.⁶⁰ Eine für den folgenden Dienstag, den 7. Juli, angesetzte Diskussion mit den Autoren im Komitee wurde kurzfristig abgesetzt. Das Komitee tagte ohne die Kommission, aber mit zwei Gästen vom SED-Zentralkomitee. Das Papier wurde zurückgewiesen, weil es »nicht in Einklang mit den Prinzipien unserer Programmgestaltung« stehe und der Auftrag »nur« die Erarbeitung des Programmschemas gewesen sei, mit dessen Details man sich anschließend beschäftigte.⁶¹

Einen Tag später (an diesem Tag lief im Programm der selbstkritische Kommentar Herbert Gessners) beschwerte sich Kommissionsmitglied Selbmann in einem Brief an den Komiteevorsitzenden über die »verletzende Behandlung« der Kommission: Sie seien wie Botenjungen behandelt worden, die einen schlechten Streich begangen hätten. Während den Verfassern keine Gelegenheit gegeben würde, ihre Vorschläge zu erläutern, seien die ungeheuerlichen und diffamierenden Beschuldigungen der Parteileitung Tagesgespräch im Funkhaus. »Im Namen der innerbetrieblichen und innerparteilichen Demokratie« forderte Selbmann eine offizielle und sachliche Diskussion des Papiers.⁶²

Erst am folgenden Samstag, dem 11. Juli, an dem Schnitzlers Kritik an der bisherigen Rundfunkarbeit als Kommentar gesendet wurde, kam es zu der geforderten Aussprache. Gast war Reginald Grimmer vom SED-Zentralkomitee. Erneut wurde die Kommission kritisiert, sie habe »organisatorische Fragen« zu breit behandelt. Schnitzler, Gessner und Selbmann bekannten sich weiterhin zu den Thesen ihres Papiers, blieben bei ihren Standpunkten und forderten darüber hinaus die Einbeziehung aller Redakteure in die Beschlussfassung. Schnitzler erklärte:

»Zu einer neuen Struktur, einer neuen Charakteristik der Sendungen kann man nur dann gelangen, wenn man sich mit den Prinzipien des Rundfunks eingehend beschäftigt. Diese Prinzipien sind auch für eine Reihe von Mitgliedern der Leitung von außerordentlicher Bedeutung.«

Das Protokoll der Zusammenkunft verzeichnet keine endgültige Entscheidung über die Vorschläge der Kommission. Klar war jedoch, die vom SED-Zentralkomitee assistierte Rundfunkleitung hatte nicht die Absicht, sich weiter mit den grundsätzlicheren Ausführungen der Kommission für eine »wirksamere Rundfunkarbeit« zu beschäftigen und konzentrierte sich in der folgenden Zeit zunächst auf Details bei der Veränderung des Programmschemas.⁶³

Das Memorandum vom 12. Juli 1953

Gessner und Schnitzler waren offenbar die maßgeblichen Hauptautoren der vom Rundfunkkomitee kritisierten »fachlich-politischen Prinzipien« gewesen. Die Komiteediskussion vom 11. Juli hatte ihnen wohl gezeigt, dass weder die Rundfunkleitung noch das ZK bereit waren, über mehr als nur einige formale Änderungen am Rundfunkprogramm nachzudenken oder zu diskutieren. Gessner und Schnitzler wollten augenscheinlich mehr. Als am folgenden Tag in der Presse die Erklärung der Akademie der Künste erschien, in der Bertolt Brecht das Versagen des DDR-Rundfunks öffentlich kritisierte, schrieben sie ein Memorandum, das sie Johannes R. Becher in seiner Eigenschaft als Präsident der Akademie der Künste der DDR übergaben.

Kontakte zu Intellektuellen und Künstlern hatten sowohl Gessner als auch Schnitzler. Beide waren an dem Diskurs beteiligt, der damals in diesen Kreisen über die DDR-Kulturpolitik stattfand, und kannten die Verärgerung solcher der DDR überwiegend loyal gegenüber stehender Persönlichkeiten, die sich am 17. Juni auch vom Rundfunk im Stich gelassen gefühlt hatten.

Becher hatte Gessner nach seinem Kommentar vom 8. Juli angerufen und ihm eine gewisse Selbstzerfleischung vorgeworfen. Der Kommentar habe nicht genügend den unzweifelhaft auch vorhandenen Erfolgen des Rundfunks Rechnung getragen.⁶⁴ Gessner muss Becher dabei auf das umstrittene Papier der Programmkommission aufmerksam gemacht haben und auf die seiner Meinung nach tieferen Ursachen der Misere. Ihrem Memorandum fügten die beiden Verfasser das Papier der Programmkommission bei. Möglicherweise hat der Akademiepräsident Hilfe beim Kontaktieren »zuständiger Stellen« zugesagt. Als Adressaten des Papiers sind »sowjetische Stellen« und der Ministerpräsident Otto Grotewohl genannt. Gessner und Schnitzler müssen auf Grund der entstandenen Diskussionen die Illusion gehabt haben, dass ihre Meinung gefragt sei und man nur die richtigen Kanäle benutzen müsse.

Das Memorandum fasst die Aussagen der Kommissionsvorschläge kurz zusammen, geht dabei allerdings weniger auf fachlich-journalistische Gesichtspunkte ein und benennt dagegen die Fehlentwicklungen pointierter und ungeschminkter. Es ist ein eindrucksvolles Dokument der Bewegung, die im Sommer 1953 im DDR-Rundfunk herrschte, und spiegelt den Unmut und die Unzufriedenheit vieler Rundfunkmitarbeiter wider. Auch wenn das Memorandum die Grundlagen der staatlichen Medienorganisation nicht angreift oder anzweifelt, enthält es doch eine detaillierte Zustandsbeschreibung der Auswirkungen stalinistischer Medienpolitik, mit denen die beiden Vollblutjournalisten schon seit Jahren Probleme gehabt hatten, die von ihnen jedoch aus Parteidisziplin niemals öffentlich gemacht worden waren. In internen Berichten hatten beide in den Vorjahren schon mehrfach über kritikwürdig erscheinende Entwicklungen im DDR-Rundfunk geklagt, die mit ihrem Verständnis von Journalismus kollidierten, die aber wenig Gehör gefunden hatten.⁶⁵ Dass sie ihr Memorandum auf die verschlungenen Pfade der Korridore der Macht schickten, zeigt jedoch auch, dass selbst in diesen Wochen keine offene Auseinandersetzung über die Kritikpunkte möglich war.

Gessner und Schnitzler gehen zunächst – in einer etwas verklärten, aber dennoch nicht völlig unrealistischen Sicht – von den ersten Jahren des SBZ/DDR-Rundfunks unter Aufsicht sowjetischer Kontrolloffiziere aus. Sodann benennen sie die übertriebene politische Vorsicht geschuldete mangelnde Aktualität, die »Fabrikation« von der SED-Politik zustimmenden Hörermeinungen, die zunehmend schlechte Qualität der vom ZK übermittelten politischen Argumentationen, die noch dazu im Rundfunk sklavisch wiedergegeben werde, Befehlsstrukturen in der Leitungstätigkeit, Mittelmäßigkeit und Dilettantismus in der Sendearbeit sowie fachliche Unfähigkeit und Opportunismus der Führungskräfte. Die Autoren kritisieren – ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen – den Opportunismus des Komitees und seines Vorsitzenden in der damaligen Lage: Sie seien nur bereit, die Fehler zu korrigieren, die sich aus denen von Partei und Regierung ergäben. Die Formulierung von der »schlechten Republikpartei« lässt einen gewissen Zweifel an der Entwicklung des DDR-Rundfunks hin zum Staatsfunk deutlich werden. Nicht nur Radio für SED-Parteimitglieder könne gemacht werden, das Medium müsse für alle Kreise der Bevölkerung da sein. Grundsätzliche Veränderungen werden gefordert, der »Bruch mit der Mehrzahl der bisher angewandten Prinzipien und Methoden« in der Funkarbeit, ebenso wie Respekt vor Spitzenkräften und die Beach-

tung der Eigengesetzlichkeit der Medienarbeit und -wirkung. Schließlich machen Gessner und Schnitzler auch Personalvorschläge für eine ihnen unumgänglich erscheinende Neubesetzung der Führungspositionen, bei denen sie sich in erster Linie vom fachlichen Können leiten lassen und auch Journalisten vorschlagen, die, wie Heinz Schmidt oder Karl-Georg Egel, wenige Jahre zuvor gemäßregelt worden waren.

Auch wenn man nicht ausschließen kann, dass sich die beiden Autoren nachdrücklich selbst ins Gespräch bringen wollten, muss man doch konzedieren, dass das Memorandum aus ehrlichem Interesse an der Verbesserung der geschilderten Zustände geschrieben worden ist. Im Zusammenhang mit den anderen Verlautbarungen der beiden Verfasser aus diesen Wochen lassen sich auch ihre unterschiedlichen Intentionen erkennen: Schnitzler insistiert in erster Linie darauf, journalistisch-fachspezifische Gesichtspunkte nicht länger zu vernachlässigen, um eine höhere Glaubwürdigkeit zu erreichen; Gessner ist es eher um die demokratiefördernden Potenzen des Mediums zu tun.

Letztlich bleibt das Memorandum ein Zeugnis für das Reformgedankengut, das in diesen Wochen auch in loyalen SED-Kreisen, zumal bei von der SED protegierten Kräften wie Schnitzler und Gessner, kursierte. Der Text wird hier erstmals mit freundlicher Genehmigung der Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin-Brandenburg, Abteilung Literaturarchive, veröffentlicht.⁶⁶

Epilog

Hektische Betriebsamkeit muss in diesen Wochen wohl nicht nur in den Führungsetagen des DDR-Rundfunks geherrscht haben. Ging es doch sowohl um die Befestigung der von den »zuständigen Stellen« propagierten Legende vom faschistischen Putsch als auch um den Nachweis von ersten Erfolgen bei der geforderten Verbesserung des Programms. Rundfunkmitarbeiter waren bei vielen Höreraussprachen über das neu zu gestaltende Programm in der DDR unterwegs, was in den Protokollen der Komiteesitzungen aber keinen Niederschlag fand. Auch wenn öffentlich unentwegt betont wurde, wie wichtig den Rundfunkleuten die Meinung der Hörer sei, da es sich schließlich um »ihren« Rundfunk handele, in den Abstimmungsrunden ging es aber um die Erwartungen anderer Gremien. Die Kritik an den von Gessner und Schnitzler eingebrachten Vorschlägen der Programmkommission konnten da nur störend wirken. Schon am 14. Juli, zur turnusmäßigen Sitzung des Komitees, waren die Kommissionsmit-

glieder wieder eingeladen. Das Protokoll der Zusammenkunft verzeichnet jedoch keinerlei Diskussion, sondern nur beschlossene Detailänderungen am vorgelegten Programmschema.⁶⁷

Am 25. Juli war das Komitee in seiner Sitzung wieder unter sich und behandelte – sicher nicht ohne Abstimmung mit der zuständigen ZK-Abteilung – »Fragen der Struktur der Leitung des Staatlichen Rundfunkkomitees in Zusammenhang mit einem neuen Programmschema«, existenzielle Fragen also, die die berufliche Zukunft der Komiteemitglieder betrafen: Der Rundfunkchef musste nicht etwa seinen Hut nehmen, sondern alle Komiteemitglieder blieben im Amt, zum Teil in neu geschaffenen Organisationseinheiten.⁶⁸ Was aus den Vorschlägen der Programmkommission wurde, verzeichnen die Protokolle der weiteren Komiteesitzungen nicht. Es existiert nur ein, offensichtlich nachträglich geschriebenes Protokoll, das die Leitungssitzungen vom 15. Juli bis zum 10. August zusammenfasst und einen Beschluss über den überarbeiteten Programmentwurf vermerkt, der ab 17. August in Kraft treten sollte. Darüber hinaus werden noch einmal die personelle Zusammensetzung des Komitees bestätigt und die Leiter der Redaktionen aufgelistet, bei denen es einige Veränderungen gegeben hatte.⁶⁹

Die nicht ordnungsgemäße Protokollierung der Leitungssitzungen hängt wahrscheinlich mit der am 24. und 25. Juli 1953 stattgefundenen 15. Tagung des ZK der SED und der sich dort artikulierenden politischen Linie der SED zusammen. Schuldige wurden gesucht und gefunden. SED-Chef Ulbricht hatte seine Macht festigen können, die Politbüromitglieder Rudolf Herrstadt und Wilhelm Zaisser wurden als »Parteifeinde« entlarvt, die vor den feindlichen Tendenzen kapituliert hatten. Damit wurde eine umfangreiche Disziplinierung der Parteibasis eingeleitet und unterhalb der SED-Führungsebene setzte in den folgenden Wochen ein weitreichendes Stühlerücken ein. Zur Kultur- und Medienpolitik griff die Tagung die zur Diskussion stehende Forderungen auf und bezichtigte vor allem staatliche Einrichtungen und Institutionen etlicher Fehler und Versäumnisse. Schwere Kritik ging nun noch einmal geballt und höchst offiziell auf die Medien, insbesondere den Rundfunk nieder. Nicht das Sendeprogramm am 17. Juni stand dabei jedoch im Mittelpunkt, sondern man warf dem Rundfunk Schönfärberei, Gedankenlosigkeit und Geringschätzung der Erwartungen der Bevölkerung in den zurückliegenden Jahren vor. Wie in späteren Krisensituationen auch, übernahm die SED-Führung die Verantwortung für Fehlentwicklungen nicht selbst, sondern schob sie untergeordneten Funktionären zu. Die Kritik an der selbst verordneten Erfolgsberichter-

stattung war gleichzeitig verbunden mit der Lösung »Keine Fehlerdiskussion!« und mit der Warnung, sich nicht zum »Sprachrohr des Gegners« machen zu lassen, denn nach dem 17. Juni hätten einige Redakteure den Kopf verloren und wären vor dem Druck des Gegners zurückgewichen, statt diesen zu entlarven. Sollten hier keine Änderungen erfolgen, wurde mit personellen Konsequenzen für die Rundfunkleitung gedroht.⁷⁰

In dieser Atmosphäre wird eine handschriftliche Bemerkung auf dem Manuskript des Kommentar-Entwurfs von Herbert Gessner vom 2. Juli relevant: »Im Zusammenhang mit der Arbeit des Gen. Gessner in der Programmkommission ergibt dieser Kommentar eine Linie des Kapitulantentums, man muß diese Dinge in der Grundorg. behandeln.«⁷¹

Eine außerordentliche Parteiaktivtagung der SED-Grundorganisation im DDR-Rundfunk, auf der die Mitglieder der Programmkommission diszipliniert und in eine Reihe mit den »Partei-feinden« Herrstadt und Zaisser gestellt wurden, fand im August 1953 statt. Ein Bericht der Hauptabteilung Kader vom 5. Oktober 1953 gibt Auskunft über die Auseinandersetzungen, die sich dort abgespielt haben müssen. Die »fachlich-politischen Prinzipien« der Kommission seien vom Komitee abgelehnt worden, weil

»sie nicht auf der Grundlage der bolschewistischen Agitation und Propaganda beruhten. In diesen Prinzipien waren objektivistische Tendenzen und kleinbürgerliche Auffassungen, so z.B. der Satz: »Der Rundfunk beruht auf Gesetzen, die nur dem Rundfunk eignen sind« oder »Die Hauptmethode der Nachrichtengebung ist die Kontrastierung« oder »Die Sendung wendet sich ausschließlich an das Ohr des Hörers«. Es wird also kein Wort dazu gesagt, dass sich unsere Sendungen an das Bewusstsein, an den Verstand unserer Menschen wendet. Diese falschen Auffassungen fanden auch ihren Niederschlag in den Festlegungen eines Punktes über Kaderarbeit in diesen Prinzipien. Es wurde dabei von Unterschätzung des Talents gesprochen und in der Richtung operiert, dass über die »Fachschule für das Rundfunkwesen« gerade solche Kader mit wenig Talent gekommen seien. In den Diskussionen zu den sog. fachlich-politischen Prinzipien kam dann auch heraus, was von den Verfassern gemeint war.

Auf einen einfachen Nenner gebracht, ergab sich in etwa folgendes: Sie waren der Meinung, warum man sich erst mit Kadern befaßt, die so wenig Voraussetzungen haben, man solle sich doch auf die Menschen orientieren, die bereits Voraussetzungen in der Allgemeinbildung usw. besitzen. In den Diskussionen und Versammlungen wurde von der gesamten Belegschaft erkannt, dass das bedeuten würde, gerade die Kader aus der Arbeiterklasse und der werktätigen Bauernschaft, die vor 1945 nicht die Möglichkeit einer Hochschulbildung hatten, nicht im Rundfunk arbeiten zu lassen. Besonders unsere ehemali-

gen Rundfunkschüler selbst erteilten diesen falschen Auffassungen die richtige Abfuhr.

In diesen Diskussionen um fachlich politische Prinzipien wurde den Verfassern auch eindeutig klar gemacht, dass ihre Auffassungen letzten Endes auf der gleichen Ebene wie die der Herrstadt und Zaisser liegen.

Im Laufe dieser Versammlung distanzieren sich die Mitarbeiter Gessner, von Schnitzler, Selbmann und alle anderen Kommissionsmitglieder eindeutig von den schädlichen fachlichen politischen Prinzipien. Es muß betont werden, dass die Diskussion so weit ging, dass es letzten Endes als Angriff auf den proletarischen Kern im Rundfunk bezeichnet werden kann, denn Schnitzler sprach in einem Zirkel offen davon, im Rundfunk seien solche verantwortlichen Mitarbeiter wie Ernst Buschmann, Willi Perk usw., die wohl große politische Erfahrung hätten, aber keine Erfahrung im Rundfunk besäßen.

Die gesamte Diskussion mit ihren Auseinandersetzungen hatte einen großen erzieherischen Einfluss auf die Mitarbeiter.«⁷²

Hatte Schnitzler in den Diskussionen offenbar noch versucht, den Kollegen und Genossen etwas vom Inhalt des Memorandums nahe zu bringen, konnte er in dieser Atmosphäre, in der jeder der bürgerlichen Überheblichkeit verdächtigt wurde, nur froh sein, dass das Memorandum im Rundfunk nicht bekannt geworden war. Unter der Drohung, auf einer Stufe mit »Partei-feinden« zu stehen, was natürlich das berufliche Aus zur Folge gehabt hätte, mussten sich die Kommissionsmitglieder von ihrem Papier distanzieren.

Gessner hat an dieser Tagung nicht teilgenommen, weil er zu der Zeit im Krankenhaus lag. Als er nach seiner Rückkehr von den Diskussionen erfuhr, machte ihm das Kommissionsmitglied Selbmann klar, dass die Parteiorganisation mit ihrer Verurteilung des Kommissionspapiers im Recht gewesen und ihrer Pflicht nachgekommen sei und so die Interessen der SED vertreten habe.⁷³ Gessner schrieb daraufhin einen elfseitigen Brief an die Parteileitung, der ein bemerkenswertes Zeugnis dafür ist, in welcher erniedrigenden Weise sich profilierten Fachleute wie er bereits wieder rechtfertigen und selbst bezichtigen mussten, um den Beweis ihrer politischen Zuverlässigkeit anzutreten. In aller Ausführlichkeit schilderte er die einzelnen Etappen seiner Erkenntnis auf dem Weg zu den von der SED vorgegebenen Prämissen. Er sei tatsächlich vom Marxismus abgewichen, habe dem Sozialdemokratismus angehangen, falsche Auffassungen von der Rolle der Partei und des Staatsapparates gehabt, Praktizismus in Reinkultur produziert – alles ideologische Berührungspunkte mit der parteifeindlichen Gruppe Zaisser-Herrstadt. Im üblichen Ritual der Selbstkritik dankte Gessner der Parteileitung für die Hilfe, auf den rechten Weg zurückzufinden,

und bot an, in den Redaktionen des Funkhauses ausführlich darüber sprechen zu wollen, um andere noch Schwankende zu überzeugen. Bevor er seine »unwandelbare Treue zum proletarischen Kern der Führung der Partei« bekannte, bezichtigte sich Gessner als Beweis für seine Reue noch zu weiteren »schwankenden und kapitulantenhaften« Äußerungen, die nur im privaten Kreis gefallen waren. Inwieweit der Briefautor diesen tiefen Kniefall tatsächlich verinnerlicht hatte, lässt sich heute schwer beurteilen. Immerhin, dass er zusammen mit Schnitzler einen Monat zuvor ein noch viel deutlicheres Papier als die »Prinzipien der Rundfunkarbeit« geschrieben hatte, verschwieg er seinen SED-Genossen.

Das Rundfunkkomitee ging wieder zur Tagesordnung über. Am 25. August behandelte es noch einmal Detailfragen der Programmumstellung, die nun endgültig am 7. September wirksam wurden.⁷⁴ Die 1952 ihrer Eigenständigkeit beraubten Regionalstudios begannen wieder, stundenweise Eigenprogramme zu senden. Und der Deutschlandsender wurde nach einjähriger Abwesenheit als Programm wieder eingeführt.

Als die Komiteemitglieder sich am 16. September 1953 zu einer Aussprache mit dem Präsidium der Akademie der Künste einfanden, bei der sie sich zum Teil sehr demütigende Fragen zu den Versäumnissen ihrer Tätigkeit in der Vergangenheit und am 17. Juni gefallen lassen mussten, war die weitere politische Linie in der Rundfunkarbeit schon längst festgelegt.⁷⁵ Das muss auch dem Akademiepräsidenten und ZK-Mitglied Becher bekannt gewesen sein, der die Debatte entsprechend auf Ausgleich bedacht leitete und dennoch wahrscheinlich das einzige anwesende Akademiemitglied gewesen ist, das durch Gessners und Schnitzlers Memorandum im Detail über die Verhältnisse im DDR-Rundfunk informiert war. Das Papier ist unter diesen Umständen nicht weitergeleitet worden, möglicherweise in Abstimmung mit den Verfassern selbst, und hat die nächsten Jahrzehnte ungenutzt in Bechers Nachlass überdauert. Man kann darüber spekulieren, ob Brecht, der bei der Zusammenkunft insbesondere den Komiteevorsitzenden Heiss heftig attackiert hatte, das Memorandum gekannt hat.

In seinen folgenden Sitzungen behandelte das Rundfunkkomitee mit keiner Silbe die Zusammenkunft in der Akademie der Künste. Neben anstehenden Tagesaufgaben, darunter die umfangreichen Programmvorbereitungen zum Geburtstag der Republik am 7. Oktober, konnte man sich bald auf die Entlarvung einer CIC-Agentin im dem Hörfunk unterstellten jungen Fernsehzentrum konzentrieren, die die Mitglieder wochenlang beschäftigte und die personelle Konsequenzen in der Fernsehleitung zur Folge

hatte. Die Sprachlosigkeit der SED-Führung und ihrer Erfüllungsgehilfen, die nicht wenige Reformkräfte, auch im DDR-Rundfunk, in der allgemeinen kritischen Atmosphäre nach dem 17. Juni 1953 hatten aufbrechen wollen, war wiederhergestellt – und dauerte letztlich bis 1989.

Herbert Gessner hatte nicht mehr lange zu leben. Wie aus seiner Stasi-Akte hervorgeht, hatte er in den folgenden Jahren starke Gewissenskonflikte mit den »wissentlich falschen politischen Argumentationen«.⁷⁶ Für Karl-Eduard von Schnitzler sollte diese Episode nicht der letzte Zusammenstoß mit der Parteibürokratie gewesen sein, wovon aber nie etwas an die Öffentlichkeit drang. Er gelobte stets Besserung und war seinen Kritikern gegenüber immer geschützt durch seine guten Beziehungen zur SED-Führungsspitze, die seine scharfzüngige Agitation brauchte. Dass er dabei auch Fehlinformationen aus diesen Kreisen aufgesessen ist, hat ihn in den 50er Jahren noch verärgert. Sein weiterer Weg zum sudelnden Ede mit klischeehaften und billigen Schwarz-Weiß-Malereien ist bekannt. Am Ende seines Lebens bekannte er:

»Gewiß, unsere Informationspolitik wurde in ihrer gerechten Parteilichkeit immer einseitiger. Der mittragende Autor leugnet seine Mitverantwortung nicht. »Bereuen« tut er nur, dass er seine Hinweise, Beschwerden und Kritiken nicht laut, hörbar geäußert hat.«⁷⁷

Dokument

An Gen. J. R. Becher (handschriftlich)

Memorandum Herbert Gessner,
Karl-Eduard von Schnitzler

Streng vertraulich Berlin, den 12.07.1953

(Nur zur Vorlage bei sowjetischen Stellen und beim Genossen Otto Grotewohl.)

»Der Rundfunk hat als entscheidendes Instrument der öffentlichen Meinungsbildung versagt. Er hat die Information und Beeinflussung der Bevölkerung den irreführenden gegnerischen Sendern überlassen. Nur eine grundlegende Reorganisation – auch auf künstlerischem Gebiet – kann den Rundfunk in die Lage versetzen, das Interesse und das Vertrauen der Hörer wiederzugewinnen und den Einfluss der gegnerischen Sender zurückzudrängen.«

Diese Feststellung aus den von der Deutschen Akademie der Künste der Regierung übergebenen Vorschlägen trifft den Nagel auf den Kopf. Auf der gleichen Auffassung beruhen die folgenden Bemerkungen:

Es war nicht immer so. In den Jahren zwischen 1945 und 1948 waren massgebliche westdeutsche und amerikanische Zeitungen gezwungen zuzuge-

ben, »der sowjetisch kontrollierte Sender Berlin ist leider der wirksamste deutsche Sender.«

Diese unbestrittene Wirksamkeit des damaligen Berliner Rundfunks beruhte darauf, dass die sowjetischen Kontrolloffiziere durch die Art ihrer Anleitung (Achtung vor den Mitarbeitern des Rundfunks, grundsätzliche und kontinuierliche Diskussion, echter Meinungsstreit bei Wahrung bolschewistischer Prinzipienfestigkeit in allen Kernfragen) die schöpferische Initiative aller Mitarbeiter weckten und die Entfaltung aller vorhandenen Fähigkeiten förderten.

Infolgedessen war der Funk:

Aktuell, interessant, operativ, kurz – massenwirksam. Der demokratische Rundfunk war in seinem damaligen Stadium offensiv, meinungsbildend, während er nach dem Ausscheiden der sowjetischen Berater mehr und mehr – was die objektive Auswirkung betrifft – defensiv wurde, d.h. eine de facto vom Gegner in vieler Hinsicht gebildete Meinung mit unzulänglichen Mitteln zu beeinflussen suchte. Parallel und untrennbar verbunden mit der damaligen politischen Wirksamkeit war ein hoher Stand der künstlerischen Sendungen und der kulturpolitischen Erziehungsarbeit zu verzeichnen.

Das hohe Niveau und die Wirksamkeit des damaligen Berliner Rundfunks waren das Ergebnis deutsch-sowjetischer Zusammenarbeit, nicht rhetorischer, sondern praktizierter deutsch-sowjetischer Freundschaft. Eine einzige Zahl illustriert die hier skizzierte Entwicklung: der Hörerbriefeingang im Monatsdurchschnitt bereits des Jahres 1950 sank gegenüber dem des Jahres 1948 um 66 Prozent. Inzwischen ist der Rückgang noch erschreckender geworden. Der Verlust der Wirksamkeit ist auf folgende Faktoren zurückzuführen:

1. Aktualität

Bei konsequenter Ablehnung jeglicher Sensationshaselei: es ist unerträglich, dass Beschlüsse des Politbüros und der Regierung zuerst vom RIAS publiziert und kommentiert werden. Beispiele: Der Beschluss des Politbüros vom 9. Juni wurde am Abend vor der Veröffentlichung in Presse und Rundfunk der DDR von RIAS und NWDR gemeldet und kommentiert. Der Regierungsbeschluss über die Herabsetzung der Benzinpreise ging erst über den RIAS und dann über unseren Sender. Besonders schmerzlich und beschämend war das Reagieren des Staatlichen Rundfunkkomitees anlässlich des Todes des Genossen Stalin; lange nach Bekanntgabe des Hinscheidens des Genossen Stalin durch den Moskauer Rundfunk erkundigten sich Werktätige der DDR, ob denn die Behauptung des RIAS vom Ableben des Genossen Stalin zuträfe. Wir brachten die Nachricht erst um 07.30 Uhr.

2. Wahrhaftigkeit

Seit Jahren schlägt unser Funk dem Prinzip bolschewistischer Agitation, wahrhaftig zu sein, ins Gesicht. Beispiele: Wenn alle Hörerstimmen wahr wären, die jeweils zu Massnahmen und Vorgängen in der DDR über den Sender gingen, herrschte bis heute in der gesamten DDR eitel Zufriedenheit. (Ein Beispiel für

die Methode, Hörermeinungen zu fabrizieren: In einem unserer Studios wurde wieder einmal eine Hörermeinung »bestellt«. Antwort des Studios: »Es ist zu dumm – der Arbeiter, bei dem wir uns immer die Hörerstimme geholt haben, ist augenblicklich auf Urlaub.«.) Auf Grund der vom ZK übermittelten Argumentation hat der Rundfunk Preiserhöhungen und -einschränkungen in der DDR als »neuerliche wesentliche Verbesserung des Lebensstandards der Werktätigen« verkündet. Einem Chef vom Dienst widerfuhr es, dass ihm zu einer über den 20.00 Uhr-Nachrichtendienst bekanntgegebenen Massnahme bereits für den 22.00 Uhr-Nachrichtendienst eine Meldung vorgelegt wurde, derzufolge angeblich beim Funk zahllose begeisterte Zustimmungserklärungen eingegangen seien. Als er diese zu sehen wünschte, erhielt er zur Antwort: »natürlich sind keine da, aber so machen wir es doch immer.« Der dem Funk in den Arbeiterdiskussionen der letzten Wochen am häufigsten gemachte Vorwurf ist der der Schönfärberei. Typisch für Funk und Presse ist auch der als Auflage erschiene Kommentar zur standrechtlichen Erschiessung des Lumpen Götting, in dem es wörtlich hiess: »Die Bevölkerung von ganz Berlin, die Bevölkerung ganz Deutschlands bejaht das Urteil des sowjetischen Kriegsgerichts als eine Massnahme zur Sicherung des Friedens.« Es wäre gut, wenn dem so wäre! Da aber die allgemeine Zustimmung leider keineswegs gegeben ist, wirkt sich eine solche unwahre Feststellung gegen uns aus.

3. Argumentation

Eine vom ZK täglich übermittelte Argumentation – das »Skelett«, die Linie – ist unerlässlich. Sie wurde früher in guter Qualität gegeben, vom Rundfunk als Anleitung zum Handeln betrachtet und hörerwirksam umgesetzt. Heute kommt sie häufig unzulänglich und flüchtig erarbeitet und wird vom Funk ohne Rücksicht auf Hörerwirksamkeit wiedergekauft. Was die Erfüllung seiner politischen Aufgaben betrifft, so gebärdet sich der Funk überhaupt in vielen seinen Sendungen, als sei er eine Republikparteienschule der SED – und noch dazu eine schlechte.

4. Atmosphäre im Funkhaus

Anstelle einer echten künstlerisch-schöpferischen Atmosphäre: Auseinanderklaffen von Leitung und Belegschaft; Unterdrückung der Kritik bis zur Anwendung von Einschüchterungsversuchen; lähmende Priorität der Verwaltung und Technik, die ihrer Bestimmung nach eigentlich der Produktion, der Sendung zu dienen hätten; Missachtung der wenigen Fachkräfte und Misstrauen selbst solchen rundfunk-erfahrenen Mitarbeitern gegenüber, die ihre Treue zur Partei bewiesen haben; vorherrschend ist auf der einen Seite die Tendenz des Administrierens, auf der anderen die des Befehlsempfangs; bei krasser Selbstzufriedenheit in der Leitung haben Mittelmässigkeit und Dilettantismus in der Sendearbeit die Oberhand gewonnen. Im Resultat wurden Spitzenkräfte des deutschen Rundfunks, noch dazu ausnahmslos Genossen, aus dem Funk hinausgedrängt (Gass, Dr. Egel, Cwojdrak) oder in die Resignation

getrieben, aus der heraus sie entweder freiwillig ausgeschieden (Schneider, Scheumann) oder sich zurückgezogen und auf die Produktion der eigenen Sendungen beschränkten (Schnitzler, Gessner).

5. Kaderpolitik

Sie wird zum Teil bereits vom ZK her unter Verletzung der Stalinschen Prinzipien der Kaderauswahl durchgeführt. Die in raschem Wechsel erfolgte Einsetzung von Personalchefs, ohne Rücksicht auf Kenntnisse der Erfordernisse des Rundfunks, führte zu einer qualitativen Dezimierung des Mitarbeiterbestandes, zur Auflösung oder zur vorübergehenden bzw. dauernden Schwächung einer Reihe von Klangkörpern. Vor allem wurden Fachwissen und Talent (das in der Funkarbeit unerlässlich ist) sträflich missachtet, anstatt nach dem einzig möglichen Schlüssel der Kaderauswahl für den Rundfunk zu verfahren: politisches Wissen und politische Zuverlässigkeit plus Talent bei der Sicherung des gebührenden Anteils an Mitarbeitern proletarischer Herkunft. Das gilt genauso für die Auswahl der Funkschüler. Parteitreu und verdiente Genossen, wie Grimmer (für den Funk verantwortlicher Mitarbeiter des ZK), Kühne (für die Kaderpolitik im Funk verantwortlicher Mitarbeiter des ZK), Perk, Buschmann, Herr, Scherhag, Knorr und andere, früher auch Gladewitz und die Genossin Thielicke, wurden auf für die Funkarbeit verantwortliche Posten gestellt; man hätte ebenso gut von ihnen verlangen können, den Faust zu spielen, ein Bild zu malen oder eine Sinfonie zu komponieren. Ein Grossteil der »Lektoren«, die die Sendungen abzeichnen, hat absolut kein Talent für Funkarbeit. Mit dieser Kaderpolitik hat man objektiv mit diesen in den Funk entsandten Genossen als auch mit dem Funk Schindluder getrieben. All das führte zwangsläufig unter anderem zu einem Mangel an persönlicher Initiative und Verantwortungsfreude, wie er sich zum Beispiel im schon zur Regel gewordenen »Abwarten des ND-Leitartikels« äussert; und zur Nachtrabpolitik des Funks.

6. Rolle der Betriebsorganisation

In die Parteiorganisation des Funkhauses gehört ein sowohl politisch besonders erprobter und erfahrener als auch zugleich für die Funkarbeit talentierter und aufgeschlossener Genosse als Sekretär. Da das bisher nicht gegeben war und ist, spielt die Betriebsorganisation bis heute – was die wichtigste Funktion des Funks, seine Sendungen betrifft – eine untergeordnete und infolge des Sektierertums ihrer Leitung oft sogar hemmende Rolle. Die Maxime Stalins, dass Parteiarbeit ohne Produktionserfolge Leerlauf ist, trifft auf die Parteiarbeit im Funk in vollem Umfang zu. Es ist bezeichnend, dass auch nach der Entlarvung der Agenten Bauer und Goldhammer ein Teil ihrer Sendemethoden fortgesetzt und ihre konsequentesten Kritiker weiterhin isoliert wurden. Von der Besetzung der Funktion des 1. Sekretärs der Betriebsparteiorganisation durch einen Genossen der oben geschilderten Art, der auch stark genug ist, sich in der Leitung des Komitees durchzusetzen und sie anzuleiten, hängt außerordentlich viel ab.

7. Der Funk und der neue Kurs

Die ganze Schädlichkeit der skizzierten Fehler findet ihren krassen Ausdruck in der Reaktion des Funks auf die Ereignisse seit dem 9. Juni 53. Leitende Mitarbeiter des Funks verkennen völlig oder wollen nicht sehen, dass in der Funkarbeit zwei Fehlerquellen aufgetreten sind, die man sorgfältig auseinander halten muß: einmal spiegelten sich in unserem Programm zwangsläufig die Fehler wider, die jetzt von Partei und Regierung korrigiert werden. Zum anderen aber hat der Funk bereits, was seine Aufgabe betrifft, die Linie von Partei und Regierung wirksam zu propagieren, seit Jahren schwere Fehler begangen.

Mitglieder der Leitung, an ihrer Spitze die Genossen Kurt Heiss und Otto Langer (1. Sekretär der BPO) werfen beide Fehlerquellen in einen Topf, leugnen hartnäckig das Versagen des Rundfunks auf der funkeigenen Ebene und entschuldigen auch die Fehler dieser Kategorie mit dem Hinweis auf die von Partei und Regierung jetzt erkannten und korrigierten Fehler.

Unter diesen Umständen muss die ernste Besorgnis zum Ausdruck gebracht werden, dass es im Funk nicht zu einer wirklichen Wendung kommen wird.

Es ist allerdings auch notwendig, darauf hinzuweisen, dass zum Beispiel Gessner seit 1950 in Memoranden und Aussprachen an die bzw. mit den Genossen Axen, Schön, Oelssner, Grotewohl und Ulbricht auf die funkeigenen Fehler nachdrücklich hingewiesen und umfassende Vorschläge für eine Änderung gemacht hat.

Wie berechtigt die Skepsis in Bezug auf eine wirkliche Wendung unserer Publizistik ist, erhellt folgendes Beispiel: am Mittwoch, den 8. Juni, wurde Schnitzler zum Genossen Baum von der Bezirksleitung Berlin bestellt und erhielt den Auftrag, gegen die Hetze der Westpresse bezüglich angeblicher neuer Unruhen im demokratischen Sektor einen Kommentar zu schreiben. Es habe, sagte Genosse Baum, bis mittags auch nicht einen einzigen Sitzstreik gegeben. Auf die ausdrückliche Frage Schnitzlers, ob das stimme und man so formulieren solle, und auf seinen Hinweis auf die Schädlichkeit einer Unwahrheit, wurde die Berechtigung einer solchen Formulierung vom Genossen Baum noch einmal bestätigt und ging so mittags über den Sender. Vor der Anfertigung der zweiten Fassung, die in den Abendstunden wiederholt wurde, hat Schnitzler noch einmal telefonisch beim Genossen Baum angefragt und erhielt die gleiche Anweisung. Am nächsten Tag stellte sich dann heraus, dass es dennoch zu einigen Sitzstreiks gekommen war. Welch schwerer Schlag das für die Glaubwürdigkeit des demokratischen Rundfunks ist, um die wir jetzt wieder ringen – abgesehen von der Diskreditierung des Kommentators – liegt auf der Hand.

8. Der Funk und die Vorgänge v. 16. u. 17. Juni

Hier zeigte sich wie in einem Brennglas das ganze Versagen des Funks. Von Vorgängen, die sich vor der Nase des Funks abspielten, nahmen wir erst – mit Ausnahme amtlicher Verlautbarungen (Verhän- gung des Ausnahmezustandes) – am Abend des 17.

Notiz; und auch dies nur durch Schnitzler, Gessner und Erich Selbmann. Der Funk liess zuvor jegliches operative Eingreifen vermissen und überliess das Feld dem RIAS. In Hörerbriefen und -anrufen von mit unserer Sache verbundenen Menschen wurde bewegte Klage darüber geführt, dass unser Funk in einer so entscheidenden Situation so kläglich versagt hat. Die Rolle des RIAS und NWDR bei der Anzettelung der faschistischen Provokationen zeigt, welchen Einfluss diese Sender, auch durch das Verschulden unseres Funks, ausüben.

Diese Feststellungen werden keineswegs durch die unbestrittene Notwendigkeit entkräftet, über Vorgänge in der Republik solange zu schweigen, wie auch die Feindsender aus Mangel an Information schweigen mussten, um dem Gegner keinen Anhaltspunkt zur Information und Orientierung zu geben.

9. Zur Person des Vorsitzenden, des Genossen Kurt Heiss

Er hat eine lange Parteierfahrung; versteht viel vom Funk und verfügt über ein umfassendes Wissen. Umso unverzeihlicher ist es, dass er, in voller Kenntnis der Wirkungsmöglichkeiten des Funks und entgegen seiner in Gesprächen und Sitzungen häufig geäußerten Meinung, bei den den Funk übergeordneten Stellen nicht die Belange der Hörerwirksamkeit des Funks vertritt. Ein Beispiel: der Genosse Heiss weiss genau, dass die Übertragung von viereinhalb Stunden Reden (DDR-Staatsakt am 6.10.51) kein Hörer erträgt, dass also der Staatsakt nicht popularisiert, sondern im Funk diskreditiert wird. Seine Pflicht wäre es also gewesen, sich dagegen zur Wehr zu setzen und für die Popularisierung in Form einer zusammenfassenden, interessanten Montage einzutreten, zumal ihn viele Mitarbeiter des Funks dazu aufforderten.

Charakteristisch ist auch folgender Vorfall: am Tage nach einem wichtigen politischen Ereignis äußerte Heiss (damals noch Generalintendant) im Gespräch mit Schnitzler und Gessner, es sei ein Skandal, wie langsam und schwerfällig der Berliner Rundfunk reagiert habe. Zwei Stunden später fragte er in Gegenwart von Schnitzler und Gessner im Büro des Genossen Gerhart Eisler den Genossen Walter Ulbricht, ob er am Vorabend Radio gehört habe. Als Genosse Ulbricht verneinte, sagte Heiss wörtlich: »Das ist aber schade, Walter. Gestern hättest Du Dich gefreut. Gestern haben wir so reagiert, wie Du's immer haben willst.«

Bei der auf den 9. Juni folgenden Sitzung beim Genossen Axen machte sich Genosse Heiss als erster Diskussionsredner zum Vorkämpfer des neuen Kurses, indem er Vorschläge als seine eigenen vorbrachte, die einige Mitarbeiter des Funks ihm zuvor mehrfach vergeblich vorgetragen hatten.

10. Voraussetzungen für eine Wendung zur Hörerwirksamkeit

Eine grundsätzliche Wendung ist nicht durch ausschliesslich organisatorische Maßnahmen, auch nicht durch eine einfache Änderung des Programmschemas zu erreichen. Zu einer echten Wendung des Rundfunks gehört der Bruch mit der Mehrzahl der

bisher angewandten Prinzipien und Methoden; die Erarbeitung wissenschaftlicher Funkprinzipien; Verantwortungsfreudigkeit der leitenden Mitarbeiter; eine künstlerisch-schöpferische Atmosphäre sowie, auf all dem basierend, ein neues Sendeschema und neue Organisationsformen des Komitees.

Einige dieser Gesichtspunkte sind, in vielem unfertig, unzulänglich und unter Zeitdruck erarbeitet, von einer Kommission in Darlegungen formuliert, die diesem Memorandum beigefügt sind.

Bei der Bedeutung des Funks muss man sich dazu entschliessen, Bürger der DDR auch aus entscheidenden Positionen abzuziehen und sie unter der Voraussetzung politischer Zuverlässigkeit, funkischen Talents und fachlicher Entwicklungsmöglichkeit für den Funk freizustellen. Eine straffe und kluge politische Kontrolle der gesamten Funkarbeit durch Genossen, die eine Garantie dafür darstellen, dass die unbedingte Treue zur Sowjetunion gewährleistet ist und der Kampf gegen alle Versuche des Feindes, Einfluss auf den Sendern zu gewinnen, schonungslos und wirksam geführt wird (z.B. durch Genossen wie Markus Wolf, Wolfgang Kleinert, Deba Wielandt) würde gestatten, auch solche erprobten und hochbegabten Funkfachleute heranzuziehen, die in westlicher Emigration bzw. in Kriegsgefangenschaft waren (die Genossen Heinz Schmidt, Helmut Schneider, Hans Günther Cwojdrak, Dr. Karl Georg Egel, und den aus Westdeutschland herübergekommenen zweifachen Heinrich-Greif-Preisträger, Genossen Karl Gass). Was den Genossen Heinz Schmidt betrifft, so könnte er unter der Grundvoraussetzung einer strengen Kontrolle im oben angeführten Sinne zweifellos ausgezeichnete Arbeit im Funk leisten, zum Beispiel als Programmdirektor. Als der Chefredakteur (Wort) des Funks erscheint der jetzige Chefredakteur unseres besten Parteiorgans in der Republik, der Genosse Horst Sindermann, prädestiniert. Für die künstlerische Oberleitung sind Genossen wie Hans Rodenberg oder Max Burkardt (Generalintendant der Leipziger Bühnen) geeignet.

Wenn der deutsche demokratische Rundfunk, entsprechend dem Beschluss des Politbüros, zum besten, zum meistgehörten, zu dem deutschen Sender werden soll, sind kühne, rasche und grundlegende und konsequente Änderungen unerlässlich.

Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu u.a. Ilko-Sascha Kowalczyk u.a. (Hrsg.): *Der Tag X – 17. Juni 1953. Die Innere Staatsgründung der DDR als Ergebnis der Krise 1952/54*. Berlin 1995; Christoph Kleßmann / Bernd Stöver (Hrsg.): *1953 – Krisenjahr des Kalten Krieges in Europa*. Köln u.a. 1999.
- 2 Vgl. *Der Rundfunk* Jg. 8 (1953), H. 25, S. 13.
- 3 »Die Sender der DDR berichten von irgendwelchen Wirtschaftserfolgen in Kasachstan oder Kirgisien.« In: Stefan Heym: *Nachruf*. Berlin 1999, S. 564. Andere Zeitzeugen erinnern sich des permanenten »Operettengedudels«. Vgl. z.B. Ernst Busch-Aufzeichnungen. Stiftung Archiv der Aka-

- demie der Künste Berlin-Brandenburg. Ernst-Busch-Archiv, Kladde 227.
- 4 Vgl. Eine ernste Lehre. Nur engste Verbundenheit mit den Massen verhindert Provokationen, und: Provokationen von Westberliner Kriegshetzern im demokratischen Sektor. In: Neues Deutschland, 17.6.1953, S. 1.
 - 5 »Kaum waren die ersten Schüsse der Panzer verhallt, da gab der Rundfunk auch schon bekannt, dass General Dibrowa, der sowjetische Stadtkommandant von Berlin, den Ausnahmezustand verhängt hatte.« In: Fritz Schenk: Im Haus der Ministerien. In: Ilse Spittmann, Karl Wilhelm Fricke (Hrsg.): 17. Juni 1953. Arbeiteraufstand in der DDR. Köln 1982, S. 141. Das Tondokument der Verlesung des Ausnahmezustandes durch den Sprecher Horst Preusker befindet sich im Politischen Bandarchiv (PB) des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-177.
 - 6 »Am Radio verfolgen wir, wie der Aufruhr niedergewalzt wird. Sondersendungen, Sondermeldungen, Interviews mit Flüchtlingen im RIAS, dem »Rundfunk im amerikanischen Sektor«, das geänderte DDR-Programm, ernste Musik, dazwischen die von der Nazi-Wochenschau her bekannte Stimme Horst Preuskers, der zwischendurch die Anordnung des russischen Stadtkommandanten vorliest.« In: Günter Kunert: Erwachsenenspiele. Erinnerungen. München 1997, S. 181.
 - 7 Information von Sergej Bensch im Gespräch mit der Verfasserin am 6.11.2000. Bensch war damals persönlicher Referent des Komiteevorsitzenden. Ein Hörer berichtet über diese Sendung: »Als ich zu Hause das Radio einschaltete, hörte ich, dass zu Besonnenheit und Ruhe aufgerufen wurde.« Rolf Perke: Unterwegs in Sachen Gewerkschaft. In: Spurensicherung, Zeitzeugen zum 17. Juni 1953. Schkeuditz 1999, S. 84.
 - 8 Gelesen durch den Sprecher Horst Preusker. PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-178.
 - 9 PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-176.
 - 10 Karl-Eduard von Schnitzler: Saboteure am Werk! Rundfunkkommentar 17.6.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, Tsig. 0128.
 - 11 Vgl. Schriftfassung der Meldung. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, F094-00-00/0003, Bl. 310. PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-175. Der Beschluss des SED-Politbüros war bereits am späten Vormittag gefasst, aber mit großer zeitlicher Verzögerung von mehreren Stunden erst um 16.45 Uhr gesendet worden. Zwar hatte Ulbricht verkündet: »Eine entsprechende Erklärung geht sofort über den Sender.« Offenbar war aber noch lange an den Formulierungen des Beschlusses gearbeitet worden. »Überdies wurde er in so verklausulierter Form veröffentlicht, dass er seine Wirkung verfehlte. Was da verkündet wurde, klang unglaublich, ja betrügerisch und von nackter Angst diktiert.« In: Heinz Brandt: SED-Funktionär in der Opposition. In: Spittmann / Fricke (Hrsg.): 17. Juni (wie Anm. 5), S. 128.
 - 12 »Wir wollten im Radio hören, was eigentlich los war. Aber die DDR-Sender brachten nur Operetten- und Tanzmusik. Als wir auf RIAS umschalteten, hörten wir in ständiger Wiederholung Aufmarschpläne für die Ostberliner und z.B. auch Oranienburger Großbetriebe zur Demonstration am 17. Juni im Stadtzentrum.« In: Anneliese Brandt: Westfahrräder auf dem Alex. In: Spurensicherung (wie Anm. 7), S. 129.
 - 13 Beschlussprotokoll 49/1953 vom 16.6.1953. Bundesarchiv (BA) Berlin DR 6/0001.
 - 14 Information von Erich Selbmann im Gespräch mit der Verfasserin am 18.3.2003.
 - 15 Vgl. Bericht des Chefs vom Dienst in der Nacht vom 16.6. zum 17.6.. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, F094-00-00/0003, Bl. 308.
 - 16 Vgl. Berichte Stab Operativ/Rapporte des Berliner Polizeipräsidiums. Polizeihistorische Sammlung des Polizeipräsidenten in Berlin, PdVP, 15.-30.6.1953, Nr. 8012, Bl. 59-67.
 - 17 Heinz Priess: Spaniens Himmel und keine Sterne. Berlin 1996, S. 268.
 - 18 Information von Bensch (wie Anm. 7).
 - 19 Priess: Spaniens Himmel (wie Anm. 17), S. 269.
 - 20 Information von Selbmann und Bensch (wie Anm. 7 und 14).
 - 21 Gerhard Mackat: Reisen nach Verlorenland. Notizen eines Zeitzeugen ohne Rückfahrkarte. Schkeuditz 2000, S. 183.
 - 22 Im FDJ-Zentralrat soll sich FDJ-Chef Erich Honecker in den Vormittagsstunden darüber aufgeregt haben, dass viele Mitarbeiter den »Feindsender RIAS« hörten. Margot, seine junge Frau, habe ihm erwidert: »Aber Erich, wer soll uns denn informieren, wenn die DDR-Sender nur Paul Linke-Operettenmelodien spielen?« In: Dieter Borkowski: Für jeden kommt einmal der Tag ... Stationen einer Jugend in der DDR. Berlin 1990, S. 359.
 - 23 Vgl. hierzu ausführlich Ingrid Pietrzynski: »Der Rundfunk ist die Stimme der Republik ...«. Bertolt Brecht und der DDR-Rundfunk 1949-1956. Berlin 2003, S. 106f.
 - 24 Caroline de Luis: Gründerjahre. Erinnerungen. Frankfurt (Oder) 1998, S. 270f.
 - 25 Vgl. hierzu: Arnold Eisensee: Funkstudio Stalinallee. In: Spurensicherung (wie Anm. 7), S. 195f.
 - 26 Schnitzler-Äußerungen in internen Berichten von 1958 und 1959. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, F094-00-00/0010, Bl. 393 u. 442.
 - 27 Bericht des damaligen Redakteurs Gerhard Mackat: »Ich hatte zwar einen ausgerollten C-Schlauch der Feuerwehr als Abwehrmaßnahme vor mir liegen, aber was wäre wohl geschehen, wenn einige Hundert oder Tausende über die nicht allzu hohen Mauern geklettert wären, die

- das Rundfunkgelände zu anliegenden Territorien anderer Betriebe abgrenzte?« In: Mackat: Reisen (wie Anm. 21), S. 183.
- 28 Information von Selbmann (wie Anm. 14).
- 29 Vgl. Wortlaute solcher Erklärungen. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, F094-00-00/0003, Bl. 304f.
- 30 Der Abwurf von Flugblättern ist in einem erhalten gebliebenen Bericht vom 17.6.1953 belegt: »In der Zeit von 11.20 - 11.50 Uhr überflogen amerikanische Maschinen in 2 - 3 Minuten Abstand unser Haus. (...) Auf unserem Gelände wurde eine größere Anzahl Flugblätter abgeworfen.« DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, F094-00-00/0003, Bl. 306.
- 31 Alfred Duchrow: Entwicklungsetappen des Deutschen Demokratischen Rundfunks. Teil VIII (1952-1955). Beiträge zur Geschichte des Rundfunks Jg. 6 (1972), H. 1, S. 26.
- 32 Vgl. Bericht 17. Juni 1953. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, F094-00-00/0003, Bl. 310f.
- 33 Mackat: Reisen (wie Anm. 21), S. 182.
- 34 Überliefert ist ein Bericht aus dem Studio Leipzig: Durch den Polizeipräsidenten gewarnt vor einem Demonstrationzug in Richtung des Senders, ließ Studioleiter Priess aus Möbeln Barrikaden bauen und die Demonstranten beim Betreten des Hauses in den Hof in die Irre führen. Sie hätten sich schließlich verlaufen und den Sender nicht besetzt. In: Priess: Spaniens Himmel (wie Anm. 17), S. 268. In Magdeburg soll das Rundfunkgebäude geplündert worden sein. Vgl. hierzu: Sepp Landa: Differenzierte Sicht. In: Spurensicherung (wie Anm. 7), S. 81.
- 35 Die Aufnahmen (u.a. Berichte über die Plünderung einer Verkaufsstelle in Berlin, aus Berliner Betrieben oder aus Gröditz) befinden sich im DRA Potsdam-Babelsberg, Bestand Hörfunk, ANR 2026273001-81009. Im PB des RIAS befinden sich Mitschnitte solcher Sendungen vom Nachmittag des 18. Juni, die am Morgen desselben Tages in Betrieben in unmittelbarer Nähe des Funkhauses Nalepastraße, im Kraftwerk Klingenberg und im Minolumschlaglager, aufgenommen worden sind. DeutschlandRadio Berlin, 67-188.
- 36 Information von Bensch (wie Anm. 7).
- 37 Vgl. unter Punkt 8 des nachfolgend im Wortlaut abgedruckten Memorandums.
- 38 Bericht vom 5.8.1953. BA Berlin DR 6/203.
- 39 Priess: Spaniens Himmel (wie Anm. 17), S. 269.
- 40 Information von Bensch (wie Anm. 7).
- 41 Überliefert sind die Tonaufzeichnungen von 15 Sendungen zum Thema an diesem Tag, neben Nachrichten und offiziellen Bekanntmachungen fünf Kommentare von Gessner und Schnitzler. Vgl. PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-179-193.
- 42 Der Literaturwissenschaftler Hans Mayer berichtete: »Nach den Frühnachrichten sprach der Kommentator Karl-Eduard von Schnitzler. Ausnahmsweise nicht hämisch, wozu freilich auch kein Anlaß vorhanden war, sondern tatsächlich informierend. Da war etwas gewesen, aber das war nun aus. Bei Schnitzlers Kommentaren pflegte ich abzuschnallen. An jenem Morgen hörte ich zu, und war mit ihm einverstanden.« In: Hans Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen. Bd. 2. Frankfurt am Main 1988, S. 52.
- 43 Vgl. Erklärung der Deutschen Akademie der Künste. In: Neues Deutschland, 12.7.1953 (Hauptautor war Bertolt Brecht); Vgl. hierzu auch Ingrid Pietrzynski: Der DDR-Rundfunk und die Künstler. Protokoll einer Diskussionsrunde im September 1953. In: Rundfunk und Geschichte Jg. 26 (2000), H. 3/4, S. 139-157.
- 44 Abgedruckt in: Stefan Heym: Stalin verlässt den Raum. Politische Publizistik. Leipzig 1990, S. 68f.
- 45 Brecht-Äußerung vom September 1953, ediert in: Pietrzynski: DDR-Rundfunk (wie Anm. 43), S. 150.
- 46 Verbessert das Gesamtprogramm! In: Unser Rundfunk Jg. 8 (1953), H. 28, S. 9.
- 47 Vgl. Beschlussprotokoll 40/1953 vom 22.6.1953. BA Berlin DR 6/0001.
- 48 Vgl. u.a. Karl-Eduard von Schnitzler: Der Anschlag auf den Frieden ist gescheitert. Kommentar des Tages vom 18.6.1953 abgedruckt in: Unser Rundfunk Jg. 8 (1953), H. 27, S. 2; Herbert Gessner: Zum Zusammenbruch des faschistischen Abenteuers. Kommentar des Tages vom 19.6.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0139; Herbert Gessner: Zur Lage in Berlin. Kommentar des Tages vom 20.6.1953. Tondokument im PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-195; Karl-Eduard von Schnitzler: Tatsachen. Kommentar des Tages vom 24.6.1953 abgedruckt in: Karl-Eduard von Schnitzler: Deutschland und die Welt. Kommentare 1948-1955. Berlin 1955, S. 192-195; Herbert Gessner: Der Tag X im Spiegel westdeutscher und westeuropäischer Blätter. Kommentar des Tages vom 5.7.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0145.
- 49 Vgl. u.a. Karl-Eduard von Schnitzler: Die neuen Maßnahmen. Kommentar des Tages vom 21.6.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0132; Erich Selbmann: Taten zum Wohle des Volkes. Kommentar des Tages vom 23.6.1953 abgedruckt in: Unser Rundfunk Jg. 8 (1953), H. 28, S. 2; Herbert Gessner: Zu den neuen Sofortmaßnahmen der Regierung. Kommentar des Tages vom 26.6.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0137; Herbert Gessner: Zu der Durchführung der Maßnahmen der Regierung. Kommentar des Tages vom 3.7.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0142; Karl-Eduard von Schnitzler: Ein neuer Schritt zur Ein-

- haltung Berlins. Kommentar des Tages vom 8.7.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0147; Herbert Gessner: Bürokratismus hemmt die Durchführung der Regierungsbeschlüsse – die Regierung bekämpft ihn. Kommentar des Tages vom 11.7.1953. Sendemanuskript. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk, B095-00-01/0002, TSig. 0149.
- 50 Karl-Eduard von Schnitzler (1918-2001) – heute überwiegend als »Sudel-Ede« wegen seiner jahrzehntelangen bissigen und klischeehaften Fernsehendung »Der Schwarze Kanal« bekannt – war 1948 vom NWDR gekommen. Herbert Gessner (1920-1956) arbeitete bis 1947 als Kommentator bei Radio München. Er hatte u.a. im Februar 1953 mit einem Kommentar, der in der Tagespresse nachgedruckt wurde, die berüchtigte Ent eignungsaktion »Rose« befürwortet. Vgl. zu ihm: Helga Wende-Thiele: Tödliche Zivilcourage. Herbert Gessner – Ein bayrischer Idealist beim roten Berliner Rundfunk. In: Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat an der Freien Universität Berlin (2003), H. 13, S. 101-109.
- 51 Vgl. BA Berlin, SAPMO DY 30/ IV 2/11/V 117, Bl. 33-39.
- 52 Ebd., S. 5, Bl. 38. Die gesendete Formulierung »gleich welcher Klasse ...« wurde mit »Kapitulation!« kommentiert, S. 3, Bl. 35.
- 53 Ebd.
- 54 Herbert Gessner: Der Rundfunk und die Hörer. Kommentar vom 8.7.1953, abgedruckt in: Unser Rundfunk Jg. 8 (1953), H. 30, S. 2; der Mitschnitt dieses Kommentars befindet sich im PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-222.
- 55 Karl-Eduard von Schnitzler: Der Rundfunk und seine Hörer II. Kommentar vom 11.7.1953, abgedruckt in: Unser Rundfunk, Jg. 8 (1953), H. 31, S. 2; der Mitschnitt befindet sich im PB des RIAS, DeutschlandRadio Berlin, 67-224.
- 56 Der Funk und seine Hörer. Karl-Eduard von Schnitzler und Herbert Gessner sprachen zum Programm. In: Berliner Zeitung, 17.7.1953. Vgl. auch: Sowjetzonen-Rundfunk gibt unwahre Berichterstattung zu. In: Die Neue Zeitung, 10.7.1953; Selbstkritik beim Rundfunk der Sowjetzone. In: Süddeutsche Zeitung, 14.7.1953.
- 57 In einem Bericht über eine Hörerversammlung in Plauen im Vogtland heißt es: »Wir hätten zu oft die Sprache der Funktionäre gesprochen, wären nicht einfach genug und nicht überzeugend, besonders in den politischen Sendungen. Wir sollten uns ein Beispiel nehmen an den Kommentaren der Kollegen Schnitzler und Gessner, die nach dem 17. Juni gehalten worden wären. Sie hätten im allgemeinen so gesprochen, wie der Hörer es verstehe und wünsche.« BA Berlin DR 6/203.
- 58 Vgl. Kurt Heiss: Ergebnis ernsthafter Prüfung: Ein neues Programm. In: Unser Rundfunk Jg. 8 (1953), H. 34, S. 9; Willi Zahlbaum: Für ein besseres Programm. In: Unser Rundfunk, Jg. 8 (1953), H. 29, S.9.
- 59 Vgl. BA Berlin DR 6/208.
- 60 Vgl. Selbmann an Heiss und den Vorsitzenden der SED-BPO, Otto Langer, 8.7.1953. BA Berlin DR 6/208.
- 61 Vgl. Beschlussprotokoll 51/1953 vom 7.7.1953. BA Berlin DR 6/ 0001.
- 62 Vgl. Selbmann an Heiss (wie Anm. 60).
- 63 Beschlussprotokoll 52/1/1953 vom 11.7.1953. BA Berlin DR 6/0001.
- 64 Diese Aussage findet sich in einem Bericht in Gessners Stasi-Akte. BstU, Zentralarchiv, MfS-AIM 1424/62.
- 65 Insbesondere Schnitzler machte für die Misere die Unfähigkeit oder sogar das bewusst feindliche Handeln einzelner Personen verantwortlich. So interpretierte er in einem Bericht über den 1950 als »Agenten enttarnten Chefredakteur des Deutschlandsenders Leo Bauer« zum Beispiel dessen »übertriebene und unglaubliche Schwarz-Weiß-Malerei« und undifferenzierte Berichterstattung über die Bundesrepublik als gezielte Handlung, um dem Ansehen des DDR-Rundfunks zu schaden. Vgl. BA Berlin, SAPMO DY30/IV 2/4/160.
- 66 Das Memorandum befindet sich im Nachlass von Johannes R. Becher: Stiftung Archiv der Akademie der Künste Berlin-Brandenburg, Abteilung Literaturarchive, Johannes R. Becher-Archiv 10610.
- 67 Vgl. Beschlussprotokoll 52/2/1953 vom 14.7.1953. BA Berlin DR 6/ 0001.
- 68 Vgl. Beschlussprotokoll 52/3/1953 vom 25.7.1953. BA Berlin DR 6/ 0001.
- 69 Vgl. Beschlussprotokoll 54/1953 vom 15.7.-10.8.1953. BA Berlin DR 6/0001.
- 70 Vgl. Veröffentlichte Reden der 15. Tagung des ZK der SED, u.a. von Walter Ulbricht. In: Berliner Zeitung, 31.7.1953, S. 5.
- 71 Vgl. BA Berlin, SAPMO (wie Anm. 51), S. 1, Bl. 33.
- 72 Quartalsbericht III/1953 der Hauptabteilung Kader des Staatlichen Rundfunkkomitees. DRA Potsdam-Babelsberg, Schriftgut Hörfunk F097-00-00, S.9f.
- 73 Vgl. Gessner an die BPO im DDR-Rundfunk vom 25.8.1953. BA Berlin, SAPMO (wie Anm. 51), Bl.2-10. Die Rundfunk-Parteileitung hatte das Schriftstück an die ZK-Abteilung Presse und Rundfunk weitergereicht.
- 74 Vgl. Beschlussprotokoll 53/1953 vom 25.8.1953. BA Berlin DR 6/ 0001.
- 75 Vgl. hierzu ausführlich Pietrzynski: DDR-Rundfunk (wie Anm. 43).
- 76 BstU, Zentralarchiv, MfS-AIM 1424/62.
- 77 Karl-Eduard von Schnitzler: Der rote Kanal. Armes Deutschland. Hamburg 1992, S. 201.

Astrid Freyeisen

XGRS – Shanghai Calling

Deutsche Rundfunkpropaganda in Ostasien während des Zweiten Weltkriegs

»Die Radiostation XGRS in Shanghai spielt eine bedeutende Rolle bei der Unterrichtung Großostasiens über die neuesten Entwicklungen des gegenwärtigen Weltkrieges. Das Bild zeigt einen Teil der starken Sendeanlage, die den Äther täglich von 7 Uhr bis 24 Uhr mit Kriegsnachrichten, Kommentaren und musikalischen Darbietungen erfüllt.«¹

So lautete einer der Texte, die 1942 auf Faltblättern in Shanghai für die deutsche Radiostation XGRS warben – und das nicht nur in Deutsch, sondern auch in japanischer, chinesischer und englischer Sprache.

Shanghai war im Zweiten Weltkrieg in die deutsche psychologische Kriegführung eingebunden, wie ein im Auftrag des Auswärtigen Amtes von Jesco von Puttkamer erstelltes Memorandum zeigt:

»Die weltpolitische Entwicklung erfordert mit zwingender Notwendigkeit den Aufbau eines Propagandazentrums in Ostasien, dessen Einsatz von vornherein so gesteuert werden muß, daß die hier gestartete deutsche Propaganda Weltresonanz erhält. (...) Der einzige Platz in der ganzen Welt, der Deutschland heute zur Verfügung steht, um hier (...) einen Nachrichten- und Propagandaapparat aufzubauen, (...) ist das internationale Settlement in Shanghai. (...) Hier finden wir jede Möglichkeit der Tarnung und eine Absprungbasis für praktisch alle Länder, die wir propagandistisch bestreichen wollen.«²

Das erwähnte internationale Settlement begründete seit Mitte des 19. Jahrhunderts neben der französischen Konzession den Ruf Shanghais als Handelszentrum Ostasiens, wo Kaufleute zwar auf chinesischem Boden, aber unter ausländischem Recht schnell zu Reichtum kommen konnten. Diese Konstruktion begünstigte eine Freiheit, aber auch Unübersichtlichkeit, die von Puttkamer zu Recht für ausnutzbar hielt. Ab 1941 tauchte in Shanghai verstärkt deutsches Propagandamaterial auf, wie kulturpropagandistische Bücher, aber auch antisemitische Flugblätter, die die Deutsche Informationsstelle des AA verbreitete.

Der Rundfunk war das Medium, an dem sich der seit Februar 1938 tobende Kleinkrieg zwischen Propagandaminister Goebbels und Außenminister Ribbentrop am deutlichsten manifestierte, was zu einem von widersprüchlichen Aussagen Hitlers angestachelten Wettlauf um die deutschen Sender im Ausland führte. Shanghai gehörte zu den Orten, für die sich die rivalisierenden Ministerien interessierten.

Obwohl die Japaner Shanghai nicht seit dem Beginn ihres Krieges mit China 1937, sondern erst nach dem Überfall auf Pearl Harbor im Dezember 1941 komplett kontrollierten, hatten sie im Frühjahr 1939 in der Rundfunkpolitik bereits die Vorherrschaft übernommen. In der Millionenstadt war es billig und leicht organisierbar, kleine Radiostationen zu errichten – beispielsweise auf einem Dachboden oder in einer Wohnung. Die Folge war eine vielfältige Szene mit 35 privaten chinesischen Stationen, von denen viele mit weniger als 1 kW operierten. Hinzu kamen mindestens fünf teils private, teils zu Konsulaten gehörende ausländische Sender sowie zwei chinesische Stationen, die sich im Besitz der Regierung befanden. Um diese für antijapanische Propaganda prädestinierten Strukturen in den Griff zu bekommen, richteten japanische Stellen im März 1938 ein sogenanntes Radio-Kontrollbüro ein. Der Shanghai Municipal Council, der Stadtrat des Settlements, beugte sich dieser Macht, indem er keine neuen Stationen ohne japanische Erlaubnis mehr zuließ. Der Rat der French Concession dagegen verbat sich eine solche Einmischung der Japaner.³

Erwin Wickert und das Auswärtige Amt

Offenbar genügte es den Shanghai-Deutschen⁴ nach Kriegsbeginn 1939 nicht mehr, dass viermal täglich Nachrichten der deutschen Agentur Transocean in Englisch und Chinesisch über den chinesischen Sender XHHB verbreitet wurden.⁵ Anfang 1940 stellte die Deutsche Gemeinde beim japanischen Kontrollbüro einen Antrag auf eine eigene Station, die im Juni mittels einer auf dem Dach der Kaiser-Wilhelm-Schule montierten Antenne und mit nur 300 Watt auf Mittelwelle zu senden begann. Der Name der neuen Radiostation lautete »Deutscher Rundfunksender Shanghai. The Call of the Far East«. Er sendete unter dem Rufzeichen XGRS, wobei »X« für »China« stand, »GRS« für »German Radio Station«. Im Juli 1940 wurde das Auswärtige Amt auf diese neue Station aufmerksam. Im Rundfunkreferat arbeitete zu diesem Zeitpunkt offenbar nur ein Mann, der je in Shanghai gewesen war: der erst 25 Jahre alte Erwin Wickert. Ihn beauftragte man, die Sache schnell zu klären, da auch das Propagandaministerium am Shanghaier Sender interessiert schien.

Erwin Wickert hatte 1935/36 mit einem Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes in den USA Volkswirtschaftslehre und Politik studiert. Danach war er nicht sofort nach Deutschland zurückgekehrt, sondern hatte für seine Rückkehr eine Route gewählt, die einer abenteuerlichen Weltreise glich. In seinem 1937 verfassten Lebenslauf liest sich das so: »Von Los Angeles fuhr ich nach Japan, und von dort über Mandschukuo, China, Straits Settlements, Ägypten, England nach Hause.«⁶ Eine von früheren Stipendiaten benutzte Adressenliste leitete ihn dabei von Station zu Station. In Shanghai wohnte er im Haus des deutschen Generalkonsuls Hermann Kriebel, der einer der wenigen Putschisten von 1923 war, die schon kurz nach Hitlers Machtantritt vom neuen Regime profitierten. Kriebel kannte China aus seiner Zeit als Militärberater General Chiang Kaisheks zu Beginn der 30er Jahre. Er war es auch, der Wickerts Karriere im Auswärtigen Amt einleitete.

Dem jungen Diplomaten gelang es in Verhandlungen mit dem Kulturamtsleiter der NS-Auslandsorganisation (AO), dem Auswärtigen Amt entscheidenden Einfluss auf den Sender Shanghai zu sichern, während das Propagandaministerium nur noch als zusätzlicher Geldgeber fungierte.⁷ Bereits am 31. August 1940 wurde Wickert zum Rundfunkattaché ernannt, nach eigener Aussage der erste Rundfunkattaché im Auswärtigen Amt überhaupt.⁸ Die Aufgabe charakterisierte sein Vorgesetzter:

»Hiermit werden Sie der Deutschen Botschaft in Schanghai zugeteilt und mit der Leitung der dort einzurichtenden Rundfunkabteilung der Botschaft beauftragt. (...) Sie werden in Schanghai zu Ihrer Unterstützung Mitarbeiter einstellen.«⁹

Mitte September 1940 reiste Wickert mit seiner Frau Inge nach Shanghai. Im Oktober erhielt er sein erstes Gehalt, das sich auf 1 427 Mark monatlich belief.

Der Eifer, mit dem Wickert seine neue Aufgabe anging, schlug sich in ungewöhnlich zahlreichen Berichten nach Berlin nieder. Was er an technischen Einrichtungen vorfand, beurteilte er kritisch: So seien die vier Senderäume im dritten Stock der Kaiser-Wilhelm-Schule – Sprecher-raum, Tonstudio, Schallplattenarchiv und Technikraum mit Sendeapparaten – zu klein, um die geplante Verstärkung des Senders zu bewältigen. Bereits Anfang November 1940 kündigte er an, mit den Japanern über eine Lizenz für einen stärkeren Kurzwellensender verhandeln zu wollen. »Ein 5 kW Sender wird voraussichtlich, ein 10 kW Sender unter allen Umständen, neben ganz Australien, Nordamerika bestreifen können.«¹⁰

Eine solche Sendeleistung lag weit über jenen 100 Watt, die die Japaner bislang genehmigt hatten. Dass Wickert so ehrgeizige Ziele verfolgte, lag an den guten Bedingungen in Shanghai: Selbst der schwache KW-Sender war abends im 2 000 Kilometer entfernten nordostchinesischen Harbin zu hören. Aufgestockt würde XGRS neben dem kirchlichen Sender XMHD Shanghais stärkste Station, schätzte Wickert. Schließlich könne man mit einem empfangsstar-ken Gerät in China sogar deutsche Mittelwellen-sender und den Deutschlandsender hören.

Für seine geplante Reform von XGRS orientierte sich Wickert strikt an der propagandistischen Linie des Auswärtigen Amts:

»Es ist beabsichtigt, dem Sender den Namen European Broadcasting Station zu geben, womit auf die Tatsache hingewiesen werden soll, daß der deutsche Sender nicht nur die Interessen des Reichs, sondern ganz Europas vertritt.«¹¹

Binnen sechs Wochen in Shanghai entschloss sich Wickert zu weiteren Änderungen. Zunächst berichtete er über das seiner Meinung nach mit 1 800 Platten zu kleine Schallplattenarchiv:

»Zur Ausgestaltung eines bei der hiesigen Konkurrenz nur einigermaßen wirksamen Programms ist mindestens der drei- bis vierfache Bestand notwendig.«¹²

Gerade in der Musikgestaltung zeigte sich Wickerts jugendlicher Ehrgeiz, der ihn zu Bemerkungen veranlasste, die in amtlichen Berichten in einer solch forschen Art – zumal von einem Diplomaten stammend, der in der traditionellen Hierarchie so weit unten stand wie der noch nicht einmal verbeamtete Rundfunkattaché – selten zu finden waren:

»Die bisher von der Zentralstelle für Kultursendungen im Ausland gelieferten (...) Platten entsprechen in keiner Weise den Anforderungen. Es wird gebeten, Herrn Martin in der Zentralstelle (...) noch einmal darauf aufmerksam zu machen, daß der Sender mit Märchenplatten, Geräuschplatten, Vorträgen des Admirals Lützow über den Norwegenfeldzug vollkommen versorgt ist. (...) Der Bedarf an Märschen ist gedeckt.«¹³

Wickert wies darauf hin, dass politische Wortbeiträge meist längst überholt seien, wenn sie in Shanghai einträfen:

»Der deutsche Sender brachte im Gegensatz zu den anderen hier befindlichen ausländischen Stationen wenig Tanzmusik und gar keinen Jazz. Deutsche Tanzmusik wurde am späten Abend gesandt. Zwischen 8.30 und 9.15 [Uhr] brachte der deutsche Sender jeden Abend klassische Konzerte. (...) Der Ruf des Senders war bisher im Vergleich zu einigen anderen Shanghaier Stationen nicht der beste, da öfter zu scharfe Angriffe, auch auf die Amerikaner, von ihm ausgegangen sind. (...) Am deutschen Sender

Shanghai sind von der deutschen Gemeinde fest an- gestellt: Zwei Ansager, ein Techniker und ein Büro- mitarbeiter, der das Schallplattenarchiv verwaltet. Die englische Aussprache der beiden Ansager ist nicht ganz zufriedenstellend.«¹⁴

Diese Kritikpunkte versuchte der junge Rundfunkattaché innerhalb kürzester Zeit auszu- räumen. Er bestellte in Berlin deutsche Tanzmu- sik, Wiener Walzer, Operetten-Ouvertüren und Filmschlager und begann auch, vereinzelt Jazz ins Programm zu nehmen, obwohl er weiterhin deutscher Musik, zumal Instrumentalstücken, den Vorzug gab, um den deutschen Charakter des Senders zu wahren, ohne ausländische Hö- rer abzuschrecken. Er führte analog dem erfolg- reichen deutschen Vorbild ein Wunschkonzert ein, dessen Erlös der auch in Shanghai gesam- melten NS-Winterhilfe zufloss. Ausländische Hö- rer konnten anstatt für die Winterhilfe für das Rote Kreuz spenden. Er führte zehnmünütige Kommentare (Talks) ein. Die Nachrichten liefen bei XGRS viermal täglich in englischer, einmal in deutscher und einmal in chinesischer Sprache. Sie stammten von deutschen Agenturen, und Wickert wählte sie selbst aus. Im Dezember er- weiterte er die Nachrichten um alliierte und ame- rikanische Quellen, was er gegenüber dem Auswärtigen Amt folgendermaßen begründete:

»Dadurch ist unser Nachrichtenmaterial reichhaltiger und durch die Übernahme von zuweilen für uns nicht günstigen Nachrichten wird unseren Berichten den [sic] Anschein einer größeren Objektivität gege- ben.«¹⁵

Auch das Texten der Talks, das vor seiner An- kunft freie Mitarbeiter der Deutschen Gemeinde besorgt hatten, zog Wickert an sich:

»Jetzt schreibe ich meistens unter Verwendung des ›Deutschen politischen Berichtes‹ und des ›Wirt- schaftsbereiches‹ den ersten Talk (7.15 Uhr). Den zweiten Talk liefert ein Herr Moy.«¹⁶

Dieser Herr Moy war ein in Shanghai namhafter Journalist und Moderator des amerikanischen Senders XMHC, der auch durch seine Artikel in der ›Shanghai Evening Post & Mercury‹, der Ei- gentümerin von XMHC, bekannt war. Moy, ein 1913 geborener Überseechinese mit amerikani- schem Pass, war in den USA aufgewachsen und Absolvent der Columbia University. Seine Ent- scheidung, zu XGRS zu wechseln, gründete laut Wickert in der Opiumabhängigkeit von Moys Vater, den der Sohn finanziell unterstützen musste. In den Talks verfolgte Wickert folgende Linie:

»Ich war (...) während der vergangenen Monate in erster Linie darauf bedacht, scharfe Angriffe zu ver- meiden und durch eine captatio benevolentiae den Zuhörerkreis auch von den deutschfeindlichen Neu- tralen zu vergrößern. Außerdem wurde mit allen Mit-

teln versucht, einen Keil zwischen Engländer und Amerikaner zu treiben.«¹⁷

Im Dezember schrieb er nach Berlin:

»Im Großen und Ganzen ist die Umgestaltung von einem deutschen Kultursender, der besonders der Unterhaltung der deutschen Gemeinde diente, zum politischen Kampfsender (...) abgeschlossen.«¹⁸

Querschüsse des NSDAP-Landesgruppenleiters

Problemlos war dies jedoch keineswegs von- statten gegangen. Im Dezember 1940 stand der junge Rundfunkattaché in Shanghai längst mas- siv in der Kritik. Sein schärfster Gegner war der Landesgruppenleiter der NSDAP-Auslandsorga- nisation (AO), Siegfried Lahrmann. Die Gründe dafür waren wohl vorwiegend persönlicher Natur, entzündeten sich aber an Wickerts radikaler Reform. Der Sender gehörte auch nach Wi- ckerts Amtsantritt nicht dem Auswärtigen Amt, sondern nach wie vor der Gemeinde. Vor Wi- ckerts Eintreffen war das Programm von einem Gremium aus 20 bis 30 Personen bestimmt worden, in dem auch der Landesgruppenleiter saß. Das Schallplattenarchiv war Reichseigen- tum, das die Landesgruppe verwaltete. Im Mai 1940 hatte Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle, der Chef der AO, höchstpersönlich an Lahrmann te- legraphiert: »400 Schallplatten für Sender abge- hen mit Kurier 25, weitere 400 mit übernächstem Kurier und laufend.«¹⁹ Offenbar setzte sich Lahrmann persönlich für den Bestand an Musik- und Wortplatten ein. Wickerts harsche Kritik, sein Spott über die Auswahl der Platten, kann dem Landesgruppenleiter nicht verborgen ge- blieben sein. Außerdem hatte der Neuankömm- ling altgediente Radioleute entlassen:

»Den freiwilligen Mitarbeitern, die Dilettanten waren, unterliefen häufig Fehler. Die Kommentare zu den Tagesnachrichten und die Talks waren schlecht ge- schrieben.«²⁰

Wickert war sich wohl nicht bewusst, dass Lahrmann schon wenige Wochen nach seiner Ankunft begonnen hatte, gegen ihn zu intrigie- ren:

»Ich habe (...) Anfang November zum Ausdruck ge- bracht, daß ich die sofortige Abberufung des Dr. Wi- ckert für unbedingt notwendig halte, da er durch sein taktloses Auftreten die freiwillige Mitarbeit bei dem Sender gefährde, ebenso wie eine Zusammenarbeit mit unseren italienischen Freunden. (...) Zum Schluß muß ich noch meiner Enttäuschung darüber Aus- druck geben, daß auf die selbstlose Errichtung des Senders hin ein Mensch von so unverträglichen, un- möglichen [sic] Charakter wie Dr. Wickert zur Mit- arbeit herausgesandt worden ist.«²¹

Bislang hatte XGRS täglich zwei Sendestunden an die italienische Botschaft vermietet. Dies änderte Wickert, indem er den Italienern nur noch zwei Nachrichtenblöcke zubilligte, da zu viel Italienisch seiner Ansicht nach die Zuhörerschaft bei den darauf folgenden englischen Nachrichten verringere. Zwar siegte Wickert in diesem ersten Kompetenzstreit mit Lahrmann – aber nicht dauerhaft. Die Italiener zogen sich ganz von XGRS zurück. In seinen Memoiren beschrieb Erwin Wickert die weiteren Probleme mit Lahrmann:

»Am 30. Januar 1941 war er, ohne mich oder jemand anderen vorher zu informieren, im Sender erschienen und hatte zu Beginn des englischen Programms eine Ansprache zum Jahrestag von Hitlers Machtergreifung in deutsch an alle Landsleute in China gehalten. Ich rief ihn am nächsten Morgen an und mißbilligte, vermutlich nicht ohne Schärfe, daß er das Programm unterbrochen und mich nicht vorher benachrichtigt hatte.«²²

Das überstieg wohl alles, was Lahrmann von jungen Funktionären an Widerspruch gewohnt war. Am selben Tag schrieb er an die Botschaft in Peking:

»In dem anmaßenden und taktlosen Vorgehen Dr. Wickert [sic] und seinem zanksüchtigen Charakter sehe ich eine große Gefährdung der einträchtigen Zusammenarbeit bei dem Sender. Die Brückierung der Italiener gerade zur gegenwärtigen Zeit ist politisch äußerst bedenklich. Die sofortige telegrafische Abberufung Dr. Wickerts ist daher dringend geboten.«²³

Der Landesgruppenleiter fand einen Sekundanten im Geschäftsträger an der Deutschen Botschaft. Wickert hatte nämlich in seinen Verhandlungen mit dem japanischen Radio-Kontrollbüro über den Neubau des Großsenders einen Misserfolg hinnehmen müssen. Der Geschäftsträger reagierte wütend:

»Da bei bisheriger Verhandlungsmethode W. [Wickert, d. Verf.], der ohnehin ohne erforderlicher [sic] Autorität bei Japanern, Ansehen Botschaft bei hiesiger japanischer Dienststelle ernsthaft gefährdet, erbitte Ihrerseits eindeutige Drahtweisung an W., daß sämtliche Verhandlungen mit fremden Behörden (...) nur nach vorherigem Benehmen mit mir und nur durch mich als Dienststellenleiter zu führen sind.«²⁴

In den folgenden Monaten erhielt Wickert seine Verhandlungskompetenzen zwar zurück, aber es gelang ihm weiterhin nur, eine Lizenz für 10 kW auszuhandeln, was im Auswärtigen Amt als bloßes Etappenziel gewertet werden musste:

»Mit Mitteln des AA wurde der Kurzwellensender wesentlich verstärkt (z.Zt. 5-7 kW); so daß er nunmehr für die Propaganda in Ostasien in Frage kommt. Es besteht ferner die Absicht, den Ausbau zu einem Großsender mit 100 kW durchzuführen, der dann

auch Nordamerika erfassen wird. Die diesbezüglichen Konzessionsverhandlungen mit der Regierung sind im Gange.«²⁵

Außerdem musste sich Wickert mit der deutschen Gemeinde über die Handlungsfreiheit des Auswärtigen Amtes im Sender auseinandersetzen. Am 21. April 1941 meldete er nach Berlin:

»Es wird versucht, einen größeren Einfluß in der Personalfrage des Rundfunksenders und bei der Materialbeschaffung zu erreichen. Gleichzeitig wurde die Frage aufgeworfen, ob die Gemeinde der Rundfunkabteilung der Deutschen Botschaft den Sender verpachten wolle und die gesamte Finanzierung, Materialbeschaffung, Personalbehandlung und Programmgestaltung der Rundfunkabteilung der Deutschen Botschaft übergeben wolle. Auf diese Vorschläge sind jedoch der Gemeindevorsitzende und der Rundfunkbeauftragte der Gemeinde nicht eingegangen.«²⁶

Es ist anzunehmen, dass solche Meldungen Berlin keineswegs befriedigten. Auffallend ist, dass das Auswärtige Amt kurz darauf auf Lahrmanns Linie umschwenkte und Wickert nach Tokio versetzte. Dort bekleidete er denselben Posten, den er in Shanghai hatte aufgeben müssen.²⁷

Die redaktionelle Kompetenz über XGRS war ihm jedoch schon zuvor genommen worden. Am 12. Dezember 1940 traf Carl Flick-Steger in Shanghai ein, der 1899 in Wien geboren, aber in den USA aufgewachsen und Anfang der 30er Jahre in Berlin Korrespondent des zum Hearst-Konzern gehörenden ›Universal News Service‹ war. In dieser Funktion schrieb er beispielsweise über den Röhm-Putsch im Juni 1934. 1938 veröffentlichte er das von primitivem Antisemitismus geprägte Buch »So ist Amerika«.²⁸ Im Krieg berichtete Flick-Steger für das Auswärtige Amt über die Invasionen in Belgien und Holland, sowie über den deutschen Einmarsch in Paris.

Im amerikanischen Abschlussbericht über den Nationalsozialismus in China wurde er folgendermaßen beurteilt:

»Carl Flick-Steger (...) berichtete der SS jegliche Angelegenheit von Interesse, und zwar polizeiliche, wirtschaftliche und militärische Informationen, von denen [er] Notiz nahm (...) durch Abhören von Funk und Radio-Übertragungen.«²⁹

Durch Flick-Steger kamen Mitarbeiter bei XGRS zum Einsatz, die nicht nur Propagandisten waren, sondern auch Agenten des Sicherheitsdienstes der SS (SD), beispielsweise der stadtbekanntere Glücksritter Frederick Wiehl, der ab 1942 moderierte.³⁰ In Shanghai avancierte Flick-Steger schnell zur maßgeblichen Persönlichkeit bei XGRS. Er unterstand nicht dem Rundfunkattaché, sondern direkt der Botschaft in Peking.³¹ Flick-Steger übernahm nicht nur die ge-

samte redaktionelle Leitung, sondern schrieb auch Talks. In einem Bericht teilte er mit:

»Einführung einer besonderen Sendung amerikanischer Tanzmusik von 19.50 bis 20.30 Uhr. In dieser Sendung werden in abwechselnder Folge amerikanische Tanzaufnahmen und aus Berlin stammende, politische Propaganda-Platten in englischer Sprache gesendet.«³²

Die Kompetenzprobleme mit der Partei gingen weiter. Wieder schrieb Wickert nach Berlin:

»Der Geschäftsführer des Senders untersteht in seiner Eigenschaft als Landesgruppenfunkwart dem Landesgruppenleiter der Auslandsorganisation. Ferner hat sich der Landesgruppenleiter die Aufsicht über die allsonntäglich verlesenen Wochenberichte seines nächsten Mitarbeiters, des Oberbannführers Henschel, vorbehalten und Herrn Flick-Steger die vorherige Abstimmung dieses in deutscher Sprache gehaltenen Berichts mit den amtlichen politischen Richtlinien verweigert.«³³

Mit Henschel hatte Lahrmann einen Mann im Sender installiert, der vollkommen auf der orthodox-völkischen Linie lag, die sich der Landesgruppenleiter für XGRS vorstellte. Im März 1941 beschwerte er sich bei der Botschaft:

»Es ist beim besten Willen nicht einzusehen, weshalb ein deutscher Sender Musik überträgt, die als entartete Kunst zu bewerten ist und in Deutschland zum größten Teil verboten wurde. Propaganda ist kein Selbstzweck, sondern lediglich Mittel zum Zweck, aus diesem Grunde hat ein deutscher Sender im Ausland deutsche Kulturpropaganda zu treiben. (...) Wer deutsche Nachrichten hören will, hört sie unter allen Umständen ab, es muß aber abgelehnt werden, Musik als Köder zu benutzen.«³⁴

Mit dieser Beschwerde stieß Henschel jedoch an seine Grenzen. Schließlich gehörte amerikanische Musik zu den Elementen, die das Auswärtige Amt überall im Ausland einsetzte, um Propagandasendungen zu ummanteln, und so blieb Flick-Stegers »amerikanisches Programm« weiterhin zur besten Sendezeit das tragende Element von XGRS.³⁵ Allerdings war die Tarnung nicht so perfekt, dass sie in Shanghai nicht durchschaut wurde. Der jüdische Flüchtling Walter C. Frank charakterisierte XGRS in seinen Memoiren folgendermaßen:

»Die Deutschen hatten XGRS, der größtenteils in Englisch und Deutsch sendete, immer versuchte, »international« zu sein, aber mit einer schweren Dosis Nazi-Propaganda.«³⁶

Ein Problem für die deutschen Radio-Propagandisten waren die Moderatoren, die in Shanghai ganz wesentlich den Erfolg eines Senders bestimmten. Der beliebteste der Stadt war zweifellos Carroll Alcott von XMHA, einer Station, die vom britischen Konsulat finanziell sub-

ventioniert wurde. Rena Krasno, als Tochter einer russisch-jüdischen Familie 1923 in Shanghai geboren, erinnert sich an Alcotts Kritik an Japanern, Italienern und Deutschen, wegen der er im März 1941 nur knapp einem Attentat italienischer Faschisten entging. Auf einen Maulkorb der Japaner habe Alcott folgendermaßen reagiert:

»Er würde dieser Bitte gerne folgen, informierte er seine Hörer, vorausgesetzt, daß die Aktionen der Japaner dazu Anlaß böten. (...) Sie könnten damit beginnen, die Spielsalons zu schließen, die in den von ihnen besetzten Gebieten aus dem Boden schossen. (...) Nach dieser ersten Sendung, oder eher Bombe, wuchs die Zahl von Alcotts Hörern schnell auf 500 000 Englisch sprechende Leute (sowohl Chinesen als auch Ausländer). Sie begannen, regelmäßig einzuschalten (...), lachten über seine Witze und wiederholten seine geistreichen Bemerkungen. Einige, wie ich, legten sich Papier und Bleistift zurecht, wenn sie Alcott zuhörten, um seine gewagten Worte wörtlich mitzuschreiben.«³⁷

1940 hielt es der deutsche Generalkonsul Martin Fischer sogar für nötig, sowohl im Municipal Council als auch bei seinem amerikanischen Amtskollegen wegen Alcott zu intervenieren, der über XMHA Hitlers Regierung als »Gangster« bezeichnet hatte.³⁸ Die deutsche Antwort auf Alcott hieß Herbert Moy. Er sprach direkt im Anschluss an dessen Sendung auf XGRS viertelstündige Kommentare. Ein Beispiel dafür ist »The Slogan Makers«, der im Januar 1942 gesendet und in der Programmzeitschrift »Shanghai Calling!« abgedruckt wurde. Moy räsonierte:

»Der Krieg, der begann, weil Großbritannien das Lebensrecht der deutschen Nation nicht anerkennen wollte, hat seine Fühler bis in die vier Ecken der Welt ausgestreckt und läßt Frieden eine Erinnerung an vergangene, bessere Tage werden, während er die Zukunft als etwas erscheinen läßt, an das man nicht mit angenehmen Gefühlen denkt. (...) Der Krieg im Pazifik begann, weil Herr Roosevelt darauf bestand, sich in Angelegenheiten zu mischen, die ihn oder die Vereinigten Staaten direkt nichts angingen.«³⁹

Internationaler Krieg der Worte

In Shanghai war ein Krieg der Worte entbrannt, der zwischen den Deutschen und vor allem Alcott sowie der amerikanischen Wochenzeitschrift »China Weekly Review« geführt wurde. Dort hieß es im April 1941 über XGRS:

»Beide Kommentare werden in Amerikanisch gegeben und sind durchsetzt mit amerikanischem Slang und gelegentlichen (...) obszönen Ausdrücken. Mehrmals hat die Review über (...) Sendungen berichtet, in denen (...) Präsident Franklin D. Roosevelt (...) als »geistig gestört und idiotisch« bezeichnet wurde.«⁴⁰

Aber XGRS erregte auch Aufsehen mit Stilmiteln, die es bis dato in Shanghai noch nicht gegeben hatte: Politische Propaganda in einer kabarettistischen Form. Zweimal pro Woche gab es Kommentare des Österreichers Peter Waldbauer, der so lange in England gelebt hatte, dass er, wie Wickert in seinen Erinnerungen schreibt, »in reinstem, hochnäsigem, maßlos übertriebenem Oxford-Englisch«⁴¹ sprechen konnte. Waldbauer nannte sich bei XGRS Reginald Hollingsworth. Seine Kolumne hieß »A Briton's Point of View!«:

»Vorgestern regierten Chaos und Aufruhr in dem ehrenwerten Londoner Irrenhaus, das gewöhnlich das Unterhaus genannt wird. Seine Insassen, sowohl die Ergrauten als auch die noch jugendlich Blühenden, sowohl die im stillen Kämmerlein Nähenden als auch die, die es sich zur Gewohnheit gemacht haben, seltsame Zwischenfragen zu stellen, waren zusammengekommen, um tief in das umstrittene Thema des Untergangs der H.M.S »Prince of Wales« und H.M.S. »Repulse« einzutauchen. Herr Winston Churchill, dem es, wie jeder weiß, sehr viel Spaß macht, Probleme fort zu diskutieren, war sehr gut in Form.«⁴²

Zum markantesten Programmpunkt von XGRS entwickelte sich das wöchentliche Zwiegespräch »Bill and Mack«, das von Flick-Steger geschrieben wurde. Ursprünglich sollte es nicht auf XGRS, sondern unter einer politisch unverdächtigen Adresse laufen. Diese sollte der kleine, aber beliebte Sender XQHB sein, der von der Amerikanerin Ella M. Robertson betrieben wurde. Wickert mietete dort dreieinhalb Stunden Sendezeit täglich und veranlasste Frau Robertson, auf seine Kosten in Shanghai Zeitungen halbseitige Anzeigen zu schalten, die für das neue Abendprogramm warben. Frau Robertson war sich sehr wohl bewusst darüber, wem sie ihre Zeit verpachtete.⁴³ Ihr ging es wohl in erster Linie darum, auf kostengünstige Weise Hörer für ihren angesichts der großen Konkurrenz sicher nicht einfach zu unterhaltenden Sender zu werben.

In der »North China Daily News«, der »China Press« und der »Shanghai Evening Post and Mercury« erschien Reklame, die eine Überraschung in der abendlichen Sendung von XQHB ankündigte. Erwin Wickert berichtete nach Berlin:

»Dieser Anzeigen (...) wegen kann angenommen werden, daß die Station der Frau Robertson eine Rekordzahl an Hörern erreichte, als die deutsche Sendung begann. Unser Programm »Bill und Mack«, ein politisches Gespräch an einer Bar, lief über ihre Station am 29. Dezember.«⁴⁴

Dass sie damit einen Skandal auslösen würden, hatten die deutschen Propagandisten natürlich berechnet, weshalb sie sich – wie damals viele

Pressevertreter in Shanghai – bewaffnet auf den Weg zum Sender machten. Inge Wickert schrieb in ihr Tagebuch:

»Der talk steigt. Empfang gut. (...) Reaktion: verschiedene Telefonanrufe. Der wütendste Hörer fragt, what did you get from the »deutsche Schweins«. Ein Hörer will Roby [Frau Robertson, d. Verf.] aufklären und sagt, aber das ist doch keine englische Propaganda, das ist deutsche Propaganda. Ein Amerikaner ruft an und sagt, er freue sich einmal die andere Seite zu hören. (...) Montag, den 30.12.40 ruft Roby an. Sie macht nicht mehr mit. Sie ist entsetzt über die Wirkung und behauptet, auch ihrer Familie wegen nicht mehr mitmachen zu können. Erwin fährt zu ihr. Sie schreibt einen Entschuldigungsbrief an die North China Daily News. Der Talk von Mack und Bill ist Stadtgespräch.«⁴⁵

Nach dem Ausstieg der Amerikanerin kündigte Moy noch am 30. Dezember in seiner Sendung an, »Bill and Mack« würden künftig auf XGRS zu hören sein. Wickert und seine Mitarbeiter hatten erreicht, was sie wollten: Eine größtmögliche Publizität für die deutsche Radiopropaganda, die schließlich nach wie vor an der Breitenwirkung Alcotts gemessen wurde, die auch Moy nicht hatte übertreffen können.

Wie hart der Shanghai'er »Krieg der Worte«⁴⁶ ausgefochten wurde, verdeutlichen die Methoden, mit denen versucht wurde, auf nichtdeutsche Stationen Einfluss zu nehmen. Ursprünglich wollte Wickert außerhalb Shanghais einen Störsender errichten. Davon sah er jedoch ab, als ihm klar wurde, dass er eine Genehmigung der Radioabteilung der japanischen Armee benötigen würde. Die Japaner, so urteilte Wickert, würden die deutsche Beteiligung an Störaktionen gegen Alcotts XMHA nicht geheimhalten, was dem Ansehen der Deutschen nicht zuträglich wäre. Für besser hielt er es, wenn die Japaner den Marktführer selber stören würden. Wickerts Kalkulation ging auf: Schon die von ihm geäußerte Absicht, selbständig Radiostationen stören zu wollen, brachte die Japaner dazu, XMHA zu stören:

»Leider ist die Störung nicht stark genug, so daß die Kommentare Alcotts zu verstehen sind, obgleich das Abhören seiner Kommentare anstrengend ist. (...) Ich werde versuchen, die Japaner zu überzeugen, daß es günstiger ist, die Station den ganzen Tag über zu stören, um dem Sender XMHA jedes Publikum zu nehmen. (...) Die Störung der Station XMHA wurde in Shanghai sowohl in der Presse als auch im Rundfunk ausführlich behandelt. (...) Ein Druck von unserer Seite wurde jedoch nur einmal beiläufig erwähnt.«⁴⁷

Eine andere Taktik wählte der Rundfunkattaché im Falle von Moys ehemaligem Arbeitgeber XMHC, der in der Publikumsgunst hinter XMHA an zweiter Stelle rangierte. Dessen bekanntester Moderator war ein Amerikaner namens Sam

Titlebaum. Mitte Dezember meldete Wickert über ihn nach Berlin:

»Seit dem 1. November (...) erhielt er über einen Mittelsmann Sh \$ (Shanghai-Dollars, d. Verf.) 1 000.- monatlich (ca RM 150.-) von mir. Dadurch sind seine Nachrichten neutralisiert worden. Deutscheindliche Nachrichten wurden daraufhin von ihm grundsätzlich weggelassen, dagegen bringt er ausführlich die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht und die Nachrichten von Transocean über die Erfolge der deutschen Angriffe in England an erster Stelle.«⁴⁸

Allerdings handelte Titlebaum aus, zumindest seine selbstverfassten, deutschfeindlichen Kommentare beizubehalten. Dies diente aus Wickerts Sicht wohl der Tarnung der prodeutschen Nachrichtensendungen, während bei Titlebaum finanzielle Gründe im Vordergrund gestanden haben dürften, da seine Kommentare vom britischen Presseattaché bezahlt wurden. Die Tarnung ließ sich aber nur fünf Wochen lang aufrechterhalten. Danach wurde Titlebaum gekündigt.

Wendepunkt für die deutsche Propaganda durch den Pazifikkrieg

Der Ausbruch des Pazifikkriegs markierte im Dezember 1941 auch für die deutsche Rundfunkpropaganda in Shanghai einen Wendepunkt. Zum einen mussten die hochfliegenden Pläne der Berliner Rundfunkabteilung, für drei Millionen Reichsmark XGRS zu einem Großsender mit 100 kW auszubauen, fallengelassen werden.⁴⁹ Zum anderen wurden solche Aktionen wie die gegen XMHC und XMHA überflüssig, weil die Japaner alliierte Stationen entweder schlossen oder übernahmen. Da die Westalliierten in Shanghai jegliche Macht verloren und im Laufe der Jahre bis 1943 interniert wurden, wurde eine Rücksichtnahme auf ihre öffentliche Meinung überflüssig. An welchen Maximen sich die Rundfunkpropaganda nun orientierte, zeigt ein Memorandum des Auswärtigen Amtes, das zwar undatiert ist, wahrscheinlich aber kurz nach Ausbruch des Pazifikkriegs verfasst wurde. Diese »10 Thesen für die Propaganda gegenüber den Vereinigten Staaten von Nordamerika« sind gekennzeichnet von einer für Shanghaier Verhältnisse neuen Aggressivität, die der rassistischen Weltanschauung der Nationalsozialisten Rechnung trug. Ein Beispiel dafür ist die sechste der Empfehlungen, die da lautet:

»Roosevelts Krieg dient nicht dem amerikanischen Volk, sondern der Wiederherstellung der jüdischen Weltposition. Roosevelt ist der Exponent des Weltjudentums und von jüdischen Beratern umgeben. (...) Jedes Gewehr und jede Kanone, jedes Flugzeug, das

die USA verläßt, muß der amerikanische Steuerzahler bezahlen. Er wird nie einen Dollar davon zurückbekommen. (...) Der findige Jude aber kämpft nicht, sondern verdient nur am Krieg.«⁵⁰

Der Erfolg von XGRS wurde in Deutschland unterschiedlich beurteilt. In der Rundfunkabteilung des Auswärtigen Amtes war man der Ansicht, in der unter anderem in Hindustani, Mandarin und Russisch sendenden Station ein wirkungsvolles Instrument zu haben. Schon im April 1941 erreichte XGRS einen weiten Radius. Über Caulfield in Westkanada meldete Flick-Steger »gut und klar, störungsfrei«, über Brisbane im Osten Australiens »gut, sehr starke Störungen durch Morsestation«, für die USA lautete sein Bericht: »Milwaukee, Wisconsin: mäßig, starkes Fading«, und für San Francisco: »Sehr gut während der frühen Morgenstunden, keine Störung, zeitweilig starkes Fading.«⁵¹ Flick-Stegers Bericht war offenbar keineswegs übertrieben, denn gerade in den USA fand der Shanghaier Sender Beachtung. Der Ostasienausschuss, in dem unter anderem Mitarbeiter des Auswärtigen Amtes, des Oberkommandos der Wehrmacht und des Propagandaministeriums saßen, beurteilte XGRS im August 1944 folgendermaßen:

»Herr Bruecher hat (...) eine Nummer der amerikanischen Zeitschrift ›Amerasia‹ mitgebracht und übersetzt kurz den (...) Artikel über den deutschen Sender in Shanghai. Herr Bassler bemerkt, daß die Bedeutung des Senders in dem Artikel weit überschätzt werde. Freilich schade uns diese Auffassung durchaus nicht.«⁵²

Zu Erwin Wickerts Auftrag gehörte im Herbst 1940 auch die Gründung einer sogenannten Nebenstelle des Sonderdienstes Seehaus in Shanghai. Im Februar 1941 stellte er den Schweizer Walter Leo Meyer als ersten Leiter der Abhörstation ein. Nach Berlin berichtete der Rundfunkattaché:

»Als Aufgabe habe ich Herrn Meyer übertragen, sämtliche Sender, die im pazifischen Raum liegen, regelmäßig abzuhören und zu beobachten. Ich habe ihm aufgetragen, besondere Aufmerksamkeit den Sendern San Francisco, Honolulu, Tokyo, Chungking, Hongkong, Sidney, Manila, Singapur, Saigon, Bangkok und Batavia zu schenken.«⁵³

Wickerts Nachfolger Rudolf Grau engagierte im Frühjahr 1942 die Journalistin Eva Tonn als neue Leiterin der Abhörstelle. Über die Arbeit ihres Vorgängers urteilte sie:

»Die Geschichten bestanden aus unverschlüsselten Radiobeiträgen (...). Manchmal waren sie recht interessant, aber nachdem ich sie einige Tage lang durchgegangen war, mußte ich (...) sagen, daß sie (...) unnützlich waren, da sie ›Schnee von gestern‹ waren.«⁵⁴

Die Informationen, für die sich die Nebenstelle Seehaus in Shanghai interessierte, stammten vorwiegend aus den Nachrichtenblöcken der Feindsender:

»Die französischen, russischen, polnischen, chinesischen, niederländischen, malaiischen und spanischen Berichte wurden von den Abhörern entweder ins Deutsche oder Englische übersetzt. (...) Irgendwie waren unsere russischen Berichte immer ziemlich unbefriedigend; (...) da die Leute, die mir zur Verfügung standen, sich entweder nicht richtig für ihren Job einsetzen wollten oder wirklich nicht klug genug waren; sie ertranken komplett in sowjetischer Propaganda und waren nicht in der Lage, zwischen einem wertvollen Bericht und einer tränenrührigen Geschichte zu unterscheiden.«⁵⁵

Während der letzten beiden Kriegsjahre sah sich die Nebenstelle Seehaus Problemen ausgesetzt, die aus der politischen Lage in Shanghai resultierten. Zum einen musste die Abhörstelle ihre Arbeit immer stärker einschränken, da die Japaner den Strom rationierten. Zum anderen versuchte die japanische Armee, die deutschen Abhörer aus der Verantwortlichkeit der deutschen Botschaft zu lösen und sie der japanischen Armee zu verpflichten⁵⁶. Diese Schwierigkeiten dürften die Leistungen der Nebenstelle Seehaus begrenzt haben. Ob dies in Berlin allerdings noch eine Rolle spielte, darf bezweifelt werden.

Anmerkungen

- 1 Shanghai Calling!, 6.1.1942.
- 2 Jesco von Puttkamer: Die deutsche Propaganda in Ostasien. Berlin 10.4.1941. Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PA) Bonn, Inland IIg, Fiche 2849.
- 3 Vgl. Astrid Freyeisen: Shanghai und die Politik des Dritten Reiches. Würzburg 2000, S. 337ff.
- 4 In Shanghai lebten zur Zeit des Zweiten Weltkrieges etwa 2 500 Deutsche, von denen die meisten in Niederlassungen von Großkonzernen wie Siemens oder IG Farben, aber auch in Firmen arbeiteten, die seit dem 19. Jahrhundert in Shanghai ansässig waren. Die Deutschen, seit 1921 ohne extraterritoriale Rechte und unter chinesischer Jurisdiktion, lebten nicht wie in einer Kolonie, sondern über die ganze Stadt verstreut und ins kosmopolitische Leben integriert. Sie hatten aber ihr eigenes soziales Netzwerk mit dem Generalkonsulat, der Dachorganisation Deutsche Gemeinde, der Kaiser-Wilhelm-Schule, einer evangelischen Kirche, dem Paulun-Hospital und vielen Klubs. Seit 1932 gab es eine Ortsgruppe der NSDAP-Auslandsorganisation, die nach 1933 schnell an Macht gewann, rund 300 Mitglieder hatte und das Leben der Shanghai-Deutschen mit HJ, SA, Frauenschaft und anderen NS-Gliederungen relativ umfassend gleichschaltete.
- 5 Vgl. SMP-Report, List of Radio Stations Engaged in Broadcasting News and Commentary, Shanghai 8.3.1940. US-National Archives RG 263, Box 54, 6813 (a).
- 6 Erwin Wickert, Lebenslauf, Heidelberg, 1.6.1937. Bundesarchiv (BA) Berlin, Akten des ehemaligen Berlin Document Center, RKK.
- 7 Vgl. Willi A. Boelcke: Die Macht des Radios. Frankfurt am Main u.a. 1977, S. 433f.; Denkschrift über die Errichtung eines deutsch-japanischen Großsenders in Shanghai. Privataarchiv Wickert.
- 8 Vgl. Erwin Wickert: Mut und Übermut. München 1991, S. 322.
- 9 Rühle an Wickert, Berlin, 31.8.1940. Privataarchiv Wickert.
- 10 Wickert an AA, 4.11.1940. BA, Akten deutsche Botschaft China 0902-3987.
- 11 Ebd.; vgl. auch Peter Longerich: Propagandisten im Krieg. München 1987, S. 105.
- 12 Wickert an AA (wie Anm. 10).
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Wickert an AA, 17.12.1940. Ebd.
- 16 Wickert an AA. Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 Wickert an AA, 17.12.1940. Ebd.
- 19 Bohle an Lahrman, 17.5.1940. PA Bonn, Chef AO, R 27198.
- 20 Wickert an AA, 26.2.1941. BA, Akten deutsche Botschaft China.
- 21 Abschrift, Lahrman an Deutsche Botschaft Peking, 31.1.1941. Privataarchiv Wickert.
- 22 Wickert: Mut (wie Anm. 8), S. 344.
- 23 Lahrman an Botschaft Peking, 31.1.1941. Privataarchiv Wickert.
- 24 Neumann an Botschaft Peking, 10.2.1941. Ebd.
- 25 Aufzeichnung betreffend Sender des AA im Ausland, o.D.. PA Bonn, R 67482.
- 26 Wickert an AA, 21.4.1941. PA Bonn.
- 27 Wickerts Nachfolger hieß Rudolf Grau, ein ehemaliger Auslandskorrespondent der deutschen Nachrichtenagentur Transocean. Von ihm sind ähnliche Schwierigkeiten mit dem Landesgruppenleiter nicht überliefert. Überhaupt bleibt Graus' Politik im Dunkeln, da aus seiner Zeit in Shanghai kaum Material erhalten ist. Es ist also die Quellenlage, die die Person Wickerts in den Vordergrund dieser Darstellung rücken lässt.
- 28 Vgl. Carl Flick-Steger: So ist Amerika. Reutlingen/Leipzig 1938.

- 29 War Department, Strategic Services Unit (SSU): Summary Report on German Intelligence Activities in China, S. 77. NA, RG 226, Entry 182, Box 28, Folder 152.
- 30 Vgl. Freyeisen: Shanghai (wie Anm. 3), S. 306ff.
- 31 Vgl. Flick-Steger, Aufzeichnung, 4.3.1941. BA, Akten deutsche Botschaft China 0902 - 3987.
- 32 Flick-Steger an AA, 5.4.1941. PA, R 67482.
- 33 Wickert an AA, 26.2.1941. Ebd.
- 34 Henschel an Botschaft Peking, 6.3.1941. .
- 35 Vgl. Shanghai Calling!, 6.1.1942, S. 23ff. und 17.2.1942, o. S.
- 36 Walter C. Frank: People, Events, Stories. Berkeley 1995, S. 180.
- 37 Rena Krasno: Strangers Always. Berkeley 1992, S. 139f.
- 38 Fischer: Notiz über deutsch-feindliche Propaganda im Rundfunk, 8.1.1940. BA, Akten deutsche Botschaft China 0902-3798.
- 39 Shanghai Calling!, 6.1.1942, S. 3f.
- 40 China Weekly Review, 5.4.1941, S. 151.
- 41 Wickert: Mut (wie Anm. 8), S. 336.
- 42 Shanghai Calling!, 6.1.1942, S. 15.
- 43 Vgl. Tagebuch Inge Wickert, unveröffentlichtes Manuskript, 31.12.1940: »Beziehungen zu Miss Robertson werden angeknüpft. Sie ist eine Half-cast [Eurasierin, d. Verf.], amerikanische Staatsangehörigkeit. Ihre Schwester ist Witwe eines Deutschen. Sie behauptet, die Engländer zu hassen und die Italiener nicht zu lieben. Sie hat Sympathien zu Deutschland.« Privatarchiv Wickert.
- 44 Wickert an AA, 7.1.1941. BA, Akten deutsche Botschaft China 0902-3798.
- 45 Tagebuch (wie Anm. 44).
- 46 China Weekly Review, 8.2.1941, S. 336.
- 47 Wickert an AA, 4.1.1941. Akten deutsche Botschaft China 0902-3798.
- 48 Wickert an AA, 16.12.1940. Ebd.
- 49 Vgl. Boelcke: Macht (wie Anm. 7), S. 435f.
- 50 Office of Strategic Services, China Theater, X-2 Branch, Report on German Radio Station XGRS, 7.10.1945. NA, RG 226, Entry 182-A, Box 16, Folder 123.
- 51 Flick-Steger an AA, 5.4.1941. BA R 67482.
- 52 Protokoll über die Sitzung des Informationsdienstes für Ostasien und die Südsee, Berlin 22.8.1944. Dr. Bruecher war ein Abgesandter des Feldwirtschaftsamts des OKW, Legationsrat Bassler saß für die Abteilung Presse des AA in dem Ausschuss. NA, RG 457, Box 1418.
- 53 Wickert an AA, 12.2.1941. BA 0902-3798.
- 54 Office of Strategic Services, China Theater, X-2 Branch, Report on German Listening Post, 7.1.1946, Memorandum Eva Tonn, 2.11.1945. NA, RG 226, Entry 182-A, Box 16, Folder 123.
- 55 Ebd.
- 56 Vgl. ebd.

Die Weihnachtsringsendung 1942

Der Produktionsfahrplan der RRG

Um die Weihnachtsringsendung des Großdeutschen Rundfunks vom 24. Dezember 1942 – ein Ausschnitt von knapp fünf Minuten und festgehalten auf einem Tonträger des Deutschen Rundfunkarchivs¹ – ranken sich vielerlei Legenden. Gilt sie den einen als eine grandiose Fälschung der damaligen nationalsozialistischen Machthaber, um der Bevölkerung Authentizität vorzugaukeln, so nehmen andere sie für bare Münze und als Beweis für die damaligen technischen Möglichkeiten. Anhänger der ersten Hypothese vermuten, in Wirklichkeit seien keine »echten« Einspielungen von rund einem Dutzend, über halb Europa verstreuten Übertragungsorten zu hören gewesen, vielmehr habe es eine Simulation mit Echtheit vortäuschenden Nebengeräuschen unterlegt gegeben. Ein – im Original – neunseitiges Dokument, das sich im Privatarchiv von Rosemarie Hirsch befand, derzeit in der Forschungsstelle Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland am Hans-Bredow-Institut in Hamburg aufbewahrt wird und von Hans-Ulrich Wagner, Mitarbeiter dieser Forschungsstelle, der Redaktion von »Rundfunk und Geschichte« zur Verfügung gestellt wurde, gibt einigen Aufschluss über die Entstehungsbedingungen der Sendung.

Das als Produktionsfahrplan anzusehende Dokument zeigt, dass die Einspielungen Tage zuvor erfolgten, auf Tonband festgehalten und danach zu einer anderthalbstündigen Sendung »gestaltet« wurden. Davon ist aber nur der (zusammenfassende) Schlussteil im Originalton erhalten geblieben. Es handelt sich aber keinesfalls um eine Livesendung, wie Redakteur Wilhelm Bartholdy in einer zeitgenössischen Rückschau in der Zeitschrift »Reichsrundfunk« suggerierte. Der Sprecher habe »alle Deutschen an den Fronten und in der Heimat zur Stunde dieses Beisammenseins aufgerufen« und »gleichzeitig das Militärgenesungsheim in Zakopane« gebeten,

»sich als erste Station zu melden. (...) Und nun beginnt die Sendung ihren riesigen Lauf über 50 000 km Leitungsweg hinweg (...). Es gibt keine Grenzen, es gibt keine Schwierigkeiten, die nicht durch die uns dienstbare Technik überwunden würden.«²

Als »Beweis« für die Authentizität präsentierte die Zeitschrift in einem Foto auf ihrem Titelblatt sechs in der Bildlegende namentlich genannte Herren »bei der Weihnachtsringsendung im Zentral-Regieraum in Berlin« vor Mikrofonen und Manuskripten³ – von welchem Tag dieser »Schnappschuss« stammt, wird nicht mitgeteilt. Reichsminister Joseph Goebbels jedenfalls

nannte die Ringsendung »wunderbar« und »ergreifend«, weil sie »Front und Heimat miteinander verbindet«.⁴

Schon zum dritten Mal während des Zweiten Weltkriegs hatte der Großdeutsche Rundfunk den Hörern eine sogenannte »Weihnachtsringsendung« geboten, konnte also 1942 bereits auf eine gewisse Routine zurückgreifen. Nachdem es 1939 noch ein eher konventionelles Rundfunkprogramm am 24. Dezember mit Darbietungen der einzelnen Reichssender, aber auch Zusammenschaltungen zum sogenannten Reichsprogramm zur Übertragung der Reden von Propagandaminister Goebbels und zur schon traditionellen »Weihnachtsansprache des Stellvertreters des Führers, Reichsminister Rudolf Heß«, gegeben hatte,⁵ sah dies ein Jahr später etwas anders aus. Im Zusammenhang mit dem Westfeldzug der Deutschen Wehrmacht hatten regionale Sendungen ab Mitte 1940 nahezu ganz aufgehört, so dass es in diesem Jahr nur noch zu einem einheitlich gestalteten Weihnachtsprogramm kam.⁶ Als Höhepunkt wurde in den wenigen noch erscheinenden Rundfunkprogrammzeitschriften für die Zeit von 16.00 bis 17.00 Uhr angekündigt unter dem Titel »Deutsche Weihnacht 1940. 90 Millionen feiern gemeinsam. 40 Mikrophone verbinden Front und Heimat« »eine Ringsendung des Großdeutschen Rundfunks, gestaltet in Gemeinschaft mit den Kriegsberichtern der Deutschen Wehrmacht«.⁷ »Ost und West, Nord und Süd«, so hieß es weiter, grüßten »über viele tausend Kilometer«, »Rundfunkwellen« würden »zum gemeinsamen Erleben« verbinden.⁸ Zwischen drei und sechs Minuten dauerten die Berichte,⁹ moderiert von Werner Plücker, von dem die Idee zur Sendung stammte.¹⁰ In der Nachbereitung dieses Propagandaereignisses wurden Grafiken in verschiedenen Zeitschriften publiziert, die schematisch die einzelnen Übertragungsorte und ihre Verbindungen zur Zentrale Berlin verzeichneten sowie ein nüchterner Begleittext aus der Feder des Leiters der technischen Betriebsstelle des Berliner Funkhauses Ludwig Heck über »Die technische Leistung der Weihnachtsringsendung«.¹¹ Weitere Beiträge ließen sich beispielweise über »das Wunder des Rundfunks« aus, das sich erneut bestätigt habe:

»In die Dunkelheit der langen Nächte strahlte das hellste Licht der Verbundenheit aller Volksgenossen des größer gewordenen Deutschlands und im Raum der Ätherwellen wölbte sich das Haus der riesigen Familie, die wir mit unseren Soldaten bilden, von der Polarzone bis zum afrikanischen Sande. In diesem weiten Winterraume erklang die Stimme der Liebe,

die wir mit Recht zu Hause beginnen lassen, bei allen denen, die mit deutschem Blut und deutscher Sprache begabt sind.«¹²

Auch die Macher von der Front kamen mit Erlebnisberichten zu Wort.¹³

Dass es auch 1941 eine Weihnachtsringsendung – im Jahr des sogenannten »Balkanfeldzugs«, des Angriffs auf die Sowjetunion und der Kriegserklärung an die USA – gab, lässt sich nur durch den Abdruck eines als Gedicht gedachten Textes unter dem Titel »Weihnachtsringsendung 1941« erschließen. Einer der Verse lautete:

»Glocken der Heimat ertönen in Hellas und Flandern,
Klingen in einsamen Bunkern an Newa und Don.
Über die Wogen, zu einsamen Booten sie wandern –
Jenseits der Meere noch jubelt ihr seliger Ton.«¹⁴

Goebbels hielt an Stelle von Heß, der im Mai des Jahres nach Großbritannien geflogen war, die Rundfunkansprache – »eine Rede, die nicht so sehr für das Volk gedacht ist als vielmehr für unsere Soldaten und unsere Auslandsdeutschen.«¹⁵

Auch 1943 – die Deutsche Wehrmacht war mittlerweile an allen Fronten auf dem Rückzug – scheint es eine Weihnachtsringsendung gegeben zu haben. Jedenfalls informierte der Leiter der Abteilung Rundfunk im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda und zugleich Chef der »politisch-propagandistischen Sendungen des Großdeutschen Rundfunks«, Hans Fritzsche, seine Mitarbeiter darüber, wobei allerdings »wenig von Weihnachten geredet werden« sollte.¹⁶ Auch Kritik mussten sich seine Mitarbeiter über die Ringsendung zu Weihnachten anhören.¹⁷ Für Weihnachten 1944 hingegen kündigte der auch als Chefkommentator des Großdeutschen Rundfunks fungierende Fritzsche in der Arbeitsbesprechung »eine vollkommen neue Weihnachtssendung« an.¹⁸ Mittlerweile hatte der Feind überall die deutschen Grenzen überschritten, so dass es selbst in der nationalsozialistischen Propaganda nichts mehr zu bejubeln gab. In Fritzsches Sitzungsprotokoll wird festgehalten:

»(Die Weihnachtssendung) enthält einen sehr netten Einfall mit einem Lied, was sich Soldaten wünschen. Der Soldat wünscht sich Post, Lieder zum Singen, schöne Musik aus dem Lautsprecher usw. Zum Schluß kommen »Glocken der Heimat«.¹⁹

Ob Fritzsches Ankündigungen auch umgesetzt worden sind, kann bezweifelt werden. Jedenfalls gibt der überlieferte Ablaufplan, geschrieben am 16. Dezember 1944, weder für das Reichsprogramm noch für das vom Deutschlandsender angebotene »Doppelprogramm« einen Anhaltspunkt.²⁰

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Dokument

Ablaufplan mit verbindlichen Anregungen für die Gestaltung der einzelnen Sendungsbeiträge

Gesamtleitung: Gruppenleiter Werner Plücker
Organisation: Heinz-Hermann Strömer
Redaktion: Wilhelm Bartholdy
Technik: Dr.ing. Ludwig Heck

Büro: Haus des Rundfunks
Berlin-Charlottenburg 9
Masurenallee 8-14
Fernruf: 93 69 11
Apparate: 236, 290, 229.

Bemerkungen: Voraussichtlicher Sendetermin: Donnerstag, den 24. Dez. 1942 in der Zeit von 18.00-19.30 Uhr.

Die Gesamtsendung erfolgt als Aufnahme von Magnetofonband

Proben mit gleichzeitiger Aufnahmebereitschaft im Funkhaus Berlin am 18., 19., 20., 21., 22. und 23. Dezember jeweils von 2 Uhr bis 5 Uhr früh.

Zu diesen Zeiten werden die zu den Übertragungs-orten vorgesehenen Leitungen geschaltet sein. Für die an den Ü-Orten verantwortlichen Propagandaeinheiten gelten die Probezeiten als Bereitschaftszeiten. Alle für die jeweiligen Sendungsbeiträge notwendigen Mitwirkenden (Sprecher, grüssende Soldaten, Sing- oder Spielgruppen) müssen an allen Probeterminen zur Verfügung stehen.

Rechtzeitig vor dem 18. Dezember müssen die jeweils zuständigen Übertragungsbeauftragten eine Folien- oder Bandaufnahme des vorgesehenen Sendungsbeitrages fertigstellen und an die Leitung der Ringsendung im Funkhaus Berlin durch Kurier oder Überspielen liefern, damit im Falle von restlosem Leitungsausfall während der Proben für jeden Ü-Ort ein Sicherheitsbeitrag in Berlin vorliegt. Diese Sicherheitsaufnahmen müssen bis spätestens am 22. Dezember im Berliner Funkhaus angeliefert sein.

Gestaltungsgrundsätze für die einzelnen Beiträge sind:

- a) kurzes Bild des Milieus, der Umgebung und der Stimmung am Ü-Ort
- b) kräftige Unterstreichung des harten kämpferischen Einsatzes in dem vom Ü-Ort aus erfassten Frontabschnitt.
- c) herzerfrischende, keineswegs sentimentale, Sehnsüchte erweckende Grüsse von einigen sorgfältig ausgewählten Kameraden, von denen einer oder zwei ganz kurz ein eigenes Erlebnis berichten dürfen, das die Angehörigen in der Heimat mit Stolz, aber auch gleichzeitig mit Beruhigung erfüllt und sie anspornt, auch ihrerseits Erfreuliches und Beruhigendes aus Heimat und Familie zu berichten.

d) wo besonders angefordert: ein musikalischer Gruss (Weihnachtslied, Weihnachtsmusik)

e) wo von besonderer Bedeutung: eine örtliche Geräuschkulisse (Antreten zum Empfang der Weihnachtspost, Signale oder gedämpfte Kampfgeräusche von der stets bereiten Front, Störungsversuche des Feindes, Werftgeräusche, Motoren usw.)

f) Die Heimatanschriften der hauptsächlichen Angehörigen der für das Mikrophon ausgewählten Soldaten sind genauestens bis zum 12. Dezember an die Leitung der Ringsendung zu melden, die diese Angehörigen zu den Proben und Aufnahmen in der Zeit vom 18.-23. Dez. in die deutschen Funkhäuser bestellt, damit sie dann mit ihren Soldaten sprechen können.

g) Zur Sicherung der Durchführbarkeit dieser Herbeiführung der Angehörigen dürfen nur solche Soldaten ausgewählt werden, deren Angehörige in denjenigen Städten bzw. deren unmittelbarer Umgebung wohnhaft sind, die bei jedem Ü-Ort angegeben sind. Beispiel: Für Ü-Ort Petsamo bzw. Eismeer nur Männer, deren Angehörige in Graz, München usw. oder deren allernächster Umgebung wohnhaft sind.

1.) Funkhaus Berlin.

Feierliche Einleitungsmusik (Auswahl und Bereitstellung durch Gruppe G, Herrn Aulich).

2.) Funkhaus Berlin.

Einleitende Worte über Sinn und Umfang der Weihnachtsringsendung 1942, abschliessend Aufforderung an Zakopane.

3.) Zakopane.

Grosses Militär-Genesungsheim (Beginn einer Weihnachtsfeier der Verwundeten, daraus ein Weihnachtslied von allen gesungen). Der Sprecher in Zakopane hat drei Verwundete, einen Arzt und eine Schwester ausgewählt, deren Angehörige im Stadtbereich von Graz, Hamburg, Berlin und Frankfurt wohnhaft sind. Einer der Verwundeten muss am Kampfgeschehen am Eismeer beteiligt gewesen sein, woraus sich die Aufforderung an Übertragungsort Petsamo entwickelt.

3a) Die Funkhäuser Graz, Hamburg, Berlin, Frankfurt mit den Angehörigen zu 3) werden herangezogen.

4.) Funkhaus Berlin.

Aufforderung an Petsamo.

5.) Petsamo, bzw. Übertragungsort Liinahamari (Hafen am Eismeer) Batteriestand Propaganda-Kompanie 680 meldet sich. Ausgewählt sind hier drei oder vier Männer, deren Angehörige in den Stadtbereichen von München, Graz und Berlin wohnhaft sein müssen.

5a) Die Funkhäuser München, Graz und Berlin mit den Angehörigen zu 5) werden herangezogen.

6.) Funkhaus Berlin.

Übergangsworte zur Aufforderung an Schwarzmeerbahnen Kertsch.

7.) Kertsch.

Marine-Halb-Kompanie 11 mit dem Sprecher Kümper meldet sich und bringt drei bis vier Männer ans Mikrophon, deren Angehörige in den Stadtbereichen von Hamburg und Königsberg wohnhaft sein müssen. Der Sprecher in Kertsch arrangiert in dezenter und würdiger Form ein von den anwesenden Männern gesungenes Weihnachtslied, das er mit einigen herzlichen Worten den Kameraden am Eismeer widmen möchte.

7a) Petsamo schaltet sich noch einmal ein und schliesst sich dem Gesang des Weihnachtsliedes über mehr als 2 000 km an; kurzer Gruss zwischen Petsamo und Kertsch.

7b) Die Funkhäuser Hamburg und Königsberg mit den Angehörigen zu 7) werden zum Grüssaustausch herangezogen.

8.) Funkhaus Berlin.

Überleitende Worte mit Aufforderung an Wjasma.

9.) Wjasma bzw. Übertragungsort in der Hauptkampflinie 80 km nördlich Wjasma, Prop.Komp. 612, Sprecher Ruster meldet sich. Es sind drei bis vier Männer ausgewählt worden, deren Angehörige in den Stadtbereichen von Breslau und Frankfurt wohnen müssen. Sprecher Ruster gibt dem Beitrag aus Wjasma dadurch eine besondere Note, dass er auf den Eingang der Feldpost eingeht und den Männern gestattet, ihren Verwandten und Angehörigen den Erhalt ihrer Weihnachtsgaben unmittelbar zu bestätigen. Die Männer ihrerseits stellen präzise sachliche Fragen betreffend Hauswesen, Familien, Gesundheit und Beruf.

9a) Die Funkhäuser Breslau und Frankfurt werden mit den Angehörigen zu 9) zur Abgabe der Grüsse und Beantwortung der Fragen herangezogen.

10.) Funkhaus Berlin.

Überleitung vom Osten zum Westen und Aufforderung an St.Nazaire.

11.) St.Nazaire, Marine-Prop.Abt. West, Sprecher Leutnant Schwich meldet sich mit einer Spezialübertragung von unserer U-Bootwaffe. Die von ihm auszuwählenden Männer müssen ihre Angehörigen in den Stadtbereichen von Königsberg, Hamburg, Berlin und München haben. St.Nazaire bringt eine weitere musikalische Note in die Sendung und strafft gleichzeitig das Tempo durch ein weihnachtliches Versprechen der U-Bootmänner an die anderen kämpfenden Fronten. Bewusst kämpferischer Ausklang dieses Beitrages.

11a) Die Funkhäuser Königsberg, Hamburg, Berlin und München mit den Angehörigen zu 11) werden zum Grüssaustausch herangezogen.

12.) Funkhaus Berlin.

Überleitung zu einem neuerlichen Anruf der Ostfront und zwar der beiden Übertragungsorte Leningrad und Stalingrad.

13.) Leningrad bzw. Meshno, Prop.Komp. 621 mit dem Sprecher Klumpe meldet sich. Ein höherer Offizier erwidert dankend den Gruss der U-Bootmänner vom Atlantik und grüsst gleichzeitig die kämpfenden Kameraden im Abschnitt Stalingrad. Der Sprecher Klumpe schildert die Besonderheit des Milieus vor Leningrad bzw. der Weihnachtsfeier, in die die Sendung hineinleuchtet. Neben dem Offizier werden drei weitere Männer für das Mikrophon ausgewählt. Sämtliche Angehörige sollen in den Stadtbereichen von Berlin, Frankfurt und Breslau wohnhaft sein.

13a) Die Funkhäuser Berlin, Breslau, Frankfurt werden herangezogen, im Raume befinden sich ferner die Angehörigen zur nachfolgenden Nr.14), die nun ihrerseits die Möglichkeit erhalten, ihre Soldaten im Abschnitt Stalingrad zu rufen.

14.) Stalingrad, Prop.Komp. 657 mit dem Sprecher Költze meldet sich. Etwas ausführlicheres Verweilen bei der Milieuschilderung. Nach Möglichkeit hier Anschneiden einer tatsächlich stattfindenden Weihnachtsfeier unter besonderen Umständen. Ein höherer Offizier dankt für die Grüsse der Kameraden vor Leningrad. Die Angehörigen der ans Mikrophon zu bringenden müssen ebenfalls aus den Stadtbereichen von Berlin, Breslau und Frankfurt sein.

15.) Funkhaus Berlin.

Überleitung und Aufforderung an Kreta.

16.) Kreta, LWKBK 7 berichtet über das Weihnachtsfest in einem ausgesprochenen Stützpunkt mit der Tendenz der fortgesetzten Bereitschaft und aufmerksamen Wacht. Es werden drei bis vier Männer eventuell auch Angehörige anderer Wehrmachtsteile, bzw. Angehörige von wehrmachtshelfenden Organisationen (Rotes Kreuz u. dergl.) ans Mikrophon gebracht. Die Angehörigen der Sprecher sollen in den Stadtbereichen von Hamburg, Berlin und Graz wohnhaft sein.

16a) Die Funkhäuser Hamburg, Berlin und Graz mit den Angehörigen zu 16) werden herangezogen.

17.) Funkhaus Berlin.

Überleitung zum Ruf an unsere im Mittelmeerraum bzw. Afrika kämpfenden Soldaten. Aufforderung an Catania.

18.) Catania mit LWKBK 6 meldet sich. Der Sprecher bringt lediglich zwei oder drei Männer ans Mikrophon, die im Afrika-Feldzug erprobt sind und die im Kampfeinsatz auf Geleitzüge stehen. Die Heranziehung eines Kameraden der italienischen Luftwaffe wird angeregt. Die Angehörigen der deutschen Soldaten sollen im Stadtbereich von München, Breslau und Königsberg wohnhaft sein. Der Sprecher bereitet dann im Zwiegespräch mit der Leitung der Ringsen-

dung im Berliner Funkhaus den bevorstehenden Eingang eines Morsespruchs aus Afrika vor. Dieser kündigt sich dann durch eine grössere Anzahl von akustischen Rufzeichen in Abständen von etwa fünf bis sechs Sekunden an. Der dann folgende Funkspruch wird Buchstabe um Buchstabe vom Funker übersetzt, vom Sprecher Buchstabe um Buchstabe wiederholt, um der Heimat und allen Afrikakämpfern Gelegenheit zu geben, mit dem Bleistift Buchstabe um Buchstabe von diesem Bericht aus Afrika mitzuschreiben.

18a) Funkhaus Berlin.

Der Leiter der Ringsendung bestätigt den Afrikakämpfern den Empfang ihrer Botschaft und dankt ihnen im Namen der Heimat.

18b) Die Funkhäuser München, Breslau und Königsberg werden herangezogen. Die Stimmen der angehörigen unter Nr.18) unterstreichen diesen Dank der Heimat durch ihre persönlichen Dankgrüsse.

19.) Funkhaus Berlin.

Überleitung zur Aufforderung an Operationsabschnitt Süd-Frankreich.

20.) Süd-Frankreich, Prop.Komp. noch unbekannt, meldet sich von der Wacht am westlichen Mittelmeer. Weihnachten unter Palmen. Zwei bis drei Soldaten sind ans Mikrophon zu bringen. Ihre Angehörigen sollen in den Stadtbereichen von Frankfurt und München wohnhaft sein.

20a) Die Funkhäuser Frankfurt und München mit den Angehörigen zu 20) werden herangezogen.

21.) Funkhaus Berlin.

Überleitung wiederum zum Osten und Aufforderung an Kaukasusfront.

22.) Pjatigorsk, LWKBK 2 mit dem Sprecher Werner meldet sich. Sie hat die Weihnachtsfeier einer trotz Eis und Schnee immer noch in Bewegung befindlichen Front zu vermitteln, besonders gute Auswahl von sieben Soldaten, möglichst der Luftwaffe und des Heeres bzw. des Arbeitsdienstes oder andere, von denen je einer in den Stadtbereichen von Berlin, Hamburg, Frankfurt, München, Graz, Breslau und Königsberg Angehörige zu wohnen hat. Dadurch bekommt der Übertragungsort Pjatigorsk eine besonders vielseitige Verbindung mit der Heimat; daher auch besonders gestraffte Form der Übertragung, die mit kurzen Worten eines Offiziers und dem deutschen Weihnachtslied vom Tannenbaum abschliessen soll.

22a) Die gesamten Funkhäuser (Berlin, Hamburg, Frankfurt, München, Graz, Breslau und Königsberg) mit den Angehörigen zu 22) werden herangezogen. In jedem Funkhaus konzentriert sich der Stil des Weihnachtsgrusses zur Kaukasusfront in einer möglichst landschaftseigenen typischen Frage bzw. Berichterstattung.

23.) Funkhaus Berlin.

Überleitung und Aufforderung an Mittel-Finnland.

24.) Rovaniemi.

Die SS-Kriegsberichter Einheit mit dem Sprecher Dr. Menninger hat die Aufgabe, der Weihnachtsringsendung einen würdigen Abschluss durch die Erstellung einer grösseren Weihnachtsfeier zu verleihen. Es soll hier nach Möglichkeit Weihnachtsmusik und Weihnachtslied beigebracht werden; dazu die Grüsse von vier Männern, von denen je einer aus dem Norden, Süden, Westen und dem Osten des Grossdeutschen Reiches stammt. Zu wählen sind solche Männer, deren Angehörige in den Stadtbereichen von Hamburg, Frankfurt, Graz und Breslau wohnhaft sind.

24a) Die Funkhäuser Hamburg, Frankfurt, Graz und Breslau mit den Angehörigen zu 24) werden herangezogen.

25.) Funkhaus Berlin.

Vorschlußworte des Dankes der Heimat, darauf die Aufforderung an alle beteiligte Übertragungsstellen, sich noch einmal mit einem kurzen Rat zu melden.

25a) Die Übertragungsstellen in der Reihenfolge:

- I. Zakopane
- II. St.Nazaire
- III. Süd-Frankreich
- IV. Catania
- V. Kreta
- VI. Kertsch
- VII. Pjatigorsk
- VIII. Stalingrad
- IX. Wjasma
- X. Leningrad
- XI. Rovaniemi
- XII. Petsamo

melden sich mit einem Satz, der in der Aufeinanderfolge die Vielgestaltigkeit des Übertragungsmilieus kennzeichnen muss. Beispielsweise: Batteriestand am Eismeer, Barackenlager im finnischen Winterwald, Bunker vor Leningrad.

26.) Funkhaus Berlin. Schlußworte.

27.) Feierliche Abschlußmusik »Und wenn die Welt voll Teufel wär, es muss uns doch gelingen«.

⁶ Vgl. das Tondokument im DRA Frankfurt am Main 2955859.

⁷ Der Deutsche Rundfunk Jg. 18 (1940), H. 52, S. 11; vgl. auch Frohe Rundfunk-Weihnacht für Front und Heimat. In: Hier Berlin und alle deutschen Sender Jg. (1940), H. 52, S. 2.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. Tondokument, das die gesamte Sendung festhält. DRA Frankfurt am Main 2955859.

¹⁰ Vgl. Werner Plücker: Wir bauten die Weihnachtsbrücke »Front – Heimat«. In: Schulrundfunk Jg. (1940/41), H. 2, S. 422f.

¹¹ Vgl. ebd., S. 423f.; Der Deutsche Rundfunk Jg. 19 (1941), H. 3, S. 5; Westfunk Jg. 16 (1941), H. , S. 7f..

¹² Unser schönstes Weihnachten. Ringsendung ruft Großdeutschland und sein Soldaten. In: NS-Rundfunkkorrespondenz Jg. (1940), Nr. 53, S. 4f., hier S. 4.

¹³ Vgl. H. J. Nierentz und A. Neels: Briefe aus Narvik und Hendaye. In: Weltrundfunk Jg. 4 (1940), H. 5/6, S. 5-12.

¹⁴ Heinrich Anacker: Weihnachtsringsendung 1941. In: Reichsrundfunk Jg. (1941/42), H. 21/22, S. 430.

¹⁵ Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil II: Diktate 1941 - 1951. Bd. 2. München u.a. 1996, S. 580.

¹⁶ Vgl. Rundfunkarbeitsbesprechungen, 12.12.1943 sowie 23.12.1943. DRA Frankfurt am Main 2966016 sowie 2966018.

¹⁷ Ebd. 2966019.

¹⁸ Bundesarchiv Berlin R 55/556.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Programm 1944. Reichsrundfunk – Pressedienst, 16.12.1944. DRA Frankfurt am Main.

Anmerkungen

- ¹ DRA Frankfurt am Main 2570043.
- ² Wilhelm Bartholdy: Deutsche Kriegswihnacht 1942. Eine Rückschau auf die Weihnachtsringsendung. In: Reichsrundfunk Jg. (1942/43), H. 21, S. 401-405; hier S. 404f.
- ³ Ebd., Titelseite.
- ⁴ Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Teil II: Diktate 1941 - 1945. Bd. 6. München u.a. 1996, S. 506.
- ⁵ Vgl. Programmausdrucke in: Der Deutsche Rundfunk Jg. 17 (1939), H. 52, S. 9.

Miszellen

Wann hat das Fernsehen Geburtstag? Ein alter Streit neu entfacht?

Die Deutsche Post AG hat – in Zusammenarbeit mit dem Bundesfinanzministerium – keine Mühen gescheut, sich mit einem Jubiläum zu schmücken, mit dem – wenn überhaupt – beide Institutionen nur am Rande zu tun haben. Herausgegeben wurden am 7. November vergangenen Jahres eine 0,56-Euro-Sonderbriefmarke, ein sechsseitiges Faltblatt mit einem Viererblock der Sondermarke einschließlich Ersttagsstempel, eine 134-seitige Hochglanz-PR-Broschüre als Hardcover mit einem Zehnerblock plus drei Ersttagsstempeln; außerdem erschien eine 10-Euro-Münze.

Die Aufschrift der Briefmarke suggeriert, es gehe um »50 Jahre Deutsches Fernsehen.« Zu sehen ist darauf im oberen Teil der länglichen Marke auf bläulich schimmerndem Hintergrund ein halb geschlossenes (oder geöffnetes?) Auge (Assoziationen an die einschläfernden Wirkungen des Mediums sind beabsichtigt! Oder nicht?) und die Tagesschau-Uhr (um etwas anderes kann es sich gar nicht handeln, denn sie zeigt 20.00 Uhr an). Getrennt durch einen schmalen Balken, der wohl die Entwicklung vom Schwarz-Weiß- zum Farbmedium symbolisieren soll, bleibt die untere Hälfte der Briefmarke ohne symbolische Andeutung(en) – nämlich farblos. Sind dem Künstler die Ideen ausgegangen – wer weiß es?

Die Autoren des der Briefmarke zugehörigen Faltblatts und noch mehr diejenigen der Broschüre (im Impressum werden neben der Deutschen Post AG als Herausgeber die Bertelsmann Kalender & Promotion Service in Gütersloh für die Realisierung sowie Andreas Schmid und Johannes Ebert in Lünen und Bonn als zuständig für Redaktion und Gestaltung genannt), lassen an dieser Fixierung des Jubiläums berechnete Zweifel aufkommen. Wirft das Faltblatt mit einem Foto von Manfred von Ardenne und einem kurzen erläuternden Text bereits einen Blick auf die 30er Jahre, so lässt das Hochglanz-Werk keine Zweifel: Das Fernsehen in Deutschland (nicht das »Deutsche Fernsehen«, das erst am 1. November 1954 auf Sendung ging) ist mehr als 50 Jahre alt. Aber kommt es auf solche Faktenhuberei überhaupt an, wenn Thomas Gottschalk das Vorwort beisteuert und im Begleitbrief der Niederlassung Philatelie der Deutschen Post AG es heißt, dass »weitere Persönlichkeiten aus Funk und Fernsehen (...) auf zahlreichen Fotos zu sehen« seien. Eigens erwähnt werden in diesem Begleitschreiben die »großen

Entertainer wie Hans-Joachim Kulenkampff und Peter Frankenfeld«. Der Versuchung, dem Glamour der Showmaster (immerhin zierte ein Gruppenfoto von Thomas Gottschalk und Günther Jauch die unteren Titelseiten von Faltblatt und PR-Werk) zu erliegen und die Unterhaltung in den Vordergrund zu rücken, ist die Post AG löblicherweise entgangen. In sechs Kapiteln wird die Geschichte des Fernsehens – wobei ein Unterkapitel bezeichnenderweise von seinen »vielen Jubiläen« spricht – abgehandelt und auch die DDR wird nicht vergessen, wenn sie auch nur in der Phase des Fernsehstarts und sodann bei ihrem Untergang eine Rolle spielt. So entsteht dennoch ein kompakter Überblick, der sich sowohl an Programmereignissen wie politischen Entscheidungen und technischen Entwicklungen orientiert, garniert mit vielen Fotos und Faksimiles und immer wieder Abbildungen von nahezu 20 Briefmarken (aus Deutschland West und Deutschland Ost), auf denen das Thema Fernsehen und Rundfunk eine Rolle spielen – merkwürdigerweise in den vergangenen 20 Jahren aber so gut wie keine mehr. Aber dennoch: Die Philatelisten wird es freuen, ihre Marken wiederzufinden.

Bleibt noch ein Satz zur verunglückten Münze: Auf der Vorderseite ist die Kontur eines Bildschirms zu erkennen – er ist leer, was hätte auch dargestellt werden können bei einer nicht eindeutigen Feiersituation; die Rückseite zierte der unvermeidliche (Bundes)Adler, kaum zu erkennen im Vergleich zu »unseren« 1- und 2-Euro-Münzen.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

5. März 1953: Der Tod Stalins Das Trauerprogramm des DDR-Fernsehens

Stalins Tod jährt sich in diesem Jahr zum 50. Male. Die bundesdeutschen Medien hielten Rückschau. Die öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten in Deutschland traten zum zeitgeschichtlichen Duell an und erinnerten in einer ganzen Reihe unterschiedlichster Beiträge an dieses Medienereignis im März 1953. Die meisten davon wollten den Zuschauern am Bildschirm den russischen Diktator erklären: Das Erste der ARD mit dem WDR-Doku-Porträt »Stalin – Tod eines Diktators«, das ZDF mit einer dreiteiligen Stalin-Reihe »Der Mythos« / »Der Kriegsherr« / »Der Tyrann«, zusammengestellt von einem jungen Autorenkollektiv unter der Leitung von Guido Knopp. Der Tod Stalins und

die Folgen wurden auf Phoenix in der Reihe »Historische Debatten und Ereignisse« erörtert, auf 3sat der Stalinkult in Russland und Georgien unter dem Titel »Stalin – Der rote Gott« analysiert. Entlarvend über die Macht der Manipulation bot der WDR mit der Dokumentation »Stalin – Eine Mosfilmproduktion« aus dem Jahr 1992, in der die Filmhistorikerin Frieda Grafe und Enno Patalas versuchen, Stalins Einfluss anhand bisher unveröffentlichten Materials nachzuzeichnen. Ebenfalls vom WDR gezeigt wurde das sowjetische Polit-Drama »Der Schwur« von 1946, ein Propagandafilm des russischen Regisseurs Mikheil Tschiaureli, der Stalins Machtübernahme in Russland als göttliche Fügung deklamiert und ihn als Menschen- und Staatenlenker feiert.

Stalin war schon zu Lebzeiten, nicht zuletzt durch die Medien der Sowjetunion und ihrer Satellitenstaaten, zu einem Mythos geworden. Die Darstellung Stalins war dabei stets dieselbe. Bis 1956 wurde er auch im DDR-Fernsehen Berlin-Adlershof ausnahmslos als ein volksverbundener Übervater dargestellt, der unermüdlich für das Wohl des sowjetischen, aber auch des deutschen Volkes gearbeitet hat. Stalin wurde charakterisiert als unfehlbare Vaterfigur, der man mit Ehrfurcht und Schauern begegnen musste, er wurde präsentiert als einfacher, bescheidener Mensch, der nicht mehr war als der Ausdruck des kollektiven Volkswillens. Mit leichten Abwandlungen finden sich diese Beschreibungen in nahezu allen Beiträgen wieder, zumeist verbunden mit der Bekräftigung, dass die Erinnerung an Stalin »ewig« wachgehalten werden sollte. Nach der Geheimrede Nikita Chruschtschows auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 verschwanden diese von blumiger Naivität bis hin zu raffinierter Geschichtsklitterung geprägten Propagandabeiträge in den Archiven, fielen der Schere zum Opfer oder wurden systematisch kassiert.

»Das Herz des Kampfgefährten und genialen Fortsetzers der Sache Lenins, des weisen Führers und Lehrers der Kommunistischen Partei und des Sowjetvolkes, Josef Wissarionowitsch Stalin, hat aufgehört zu schlagen.«¹ Mit diesen Worten informierte Radio Moskau die Bevölkerung über den Tod Stalins. Der Staats- und Parteichef, der seit einem Schlaganfall drei Tage zuvor ohne Bewusstsein war, starb am Abend des 5. März 1953. Stalin wurde im Kolonnensaal des Gewerkschaftshauses aufgebahrt, sein Leichnam schließlich einbalsamiert und im Lenin-Mausoleum beigesetzt. Die Menschen waren verunsichert, niemand wusste, was nach Stalin kommen würde. 30 Jahre später erinnerte sich Michael Voslensky, 1953 leitender Redakteur im

Sowjetischen Informbüro beim Ministerrat der UdSSR, in der Wochenzeitung »Die Zeit« an die Stunden, die einen tiefen Einschnitt in der Sowjetgeschichte bedeuteten:

»Aus dem Rundfunk floß eine traurige Stimme, die den Brief des Zentralkomitees der KPdSU an das Sowjetvolk vorlas: Stalin lag wirklich im Sterben. Jahrzehntelang war er für uns ein Gott – unerbittlich, allwissend und allmächtig. Es schien unfassbar, daß er sterben könnte; nicht weil wir den großen Bruder so sehr liebten – eigentlich haßten wir ihn – sondern weil er einfach da war, unausweichlich und ewig, wie die Welt, kein Mensch, sondern ein höheres Wesen – Genie und Monster zugleich.«²

Das Fernsehen der DDR, das erst am 21. Dezember 1952, an Stalins 73. Geburtstag, mit der Ausstrahlung seines Versuchsprogramms begonnen hatte, stand am Todestag und in den Tagen danach ganz im Zeichen der Lobhudeleien auf den Diktator. Zu rekonstruieren ist der Programmablauf natürlich nicht nach den Programmausdrucken in der Rundfunkzeitschrift oder der Tagespresse, sondern ausschließlich nach den vielfach handschriftlich korrigierten Sendelaufplänen sowie Texten von Ansagen und Kommentaren.³

Schon am Vorabend von Stalins Tod stand das DDR-Fernsehen bereits ganz in seinem Bann. Mit der Ansage »In tiefem Ernst hörten die Völker aller Welt eine Nachricht aus Moskau«⁴ eröffnete die Sprecherin am 4. März 1953 das Fernsehprogramm. Noch vor der Nachrichtensendung und dem Wetterdienst folgte die Verlesung des Bulletins über den Gesundheitszustand Stalins. Anlässlich der Nachrichten aus Moskau wurde von der Sendeleitung das Programm geändert und alles Vergnügliche, wie der Trickfilm »Der Zauberschatz« und das für den Abend vorgesehene heitere Fernsehspiel »Dörchläuchting« aus dem Programm genommen. Ähnlich der Programmablauf am 5. März. Auch hier ein angepasstes Programm mit Verlesung des Bulletins und die Streichung einer volkstümlichen Filmkomödie zugunsten des sowjetischen Films »Das erste SOS«. Am 6. März ordnete der Ministerrat der DDR (bis zur Beisetzung Stalins am 9. März) Landstrauer für Stalin an. Öffentliche Vergnügen, Tanz und andere Veranstaltungen, die der Trauer nicht entsprachen, sowie sämtliche Sportveranstaltungen wurden bis einschließlich des Tages der Beisetzung ausgesetzt.⁵ Dem angemessen eröffnete der Trauermarsch aus der »Eroica« von Beethoven das Abendprogramm an diesem Tag. »Tiefe Trauer«, so die Ansagerin, »liegt über der Welt. Gesenkten Hauptes stehen die Völker an der Bahre des größten Menschen unserer Zeit.« Wegen des Todes von Stalin war das gesamte für diesen Tag vorgesehene Programm abgesetzt worden.

Verlesen wurde die Mitteilung des Zentralkomitees der KPdSU, die über den Hörfunk bereits verbreitet worden und im ›Neuen Deutschland‹ am folgenden Tag zu lesen war. Es folgten die Verlesung des Beileidstelegramms von Staatspräsident Wilhelm Pieck an den Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, Nikolai Schwernik, und zum Programmschluss die Ankündigung »in unserem morgigen Programm [zu] versuchen, etwas von dem zum Ausdruck zu bringen, was der grosse Tote unserem deutschen Volk bedeutet hat und für alle Zeit bedeuten wird, etwas von dem verpflichtenden Dank, der unser aller Herz erfüllt.«⁶ Trauermusik leitete das Fernsehprogramm am 7. März ein. Als Vormusik wurde eine Heroische Ballade von Arno Babadschanjan sowie der 1. Satz aus der Stalinkantate von Kuba (d.i. Kurt Barthel) in der Vertonung von Jean Kurt Forest gespielt. Die Sendungen waren ausschließlich dem Gedenken Stalins gewidmet. Das Gefühl des Schmerzes »in uns sowie in allen fortschrittlichen Menschen Deutschlands« stellte der Leiter des Fernsehens, Hermann Zilles, in den Mittelpunkt seines Kommentars:

»Josef Wissarionowitsch Stalin ist tot. Ist es nicht so, als ob unsere eigenen Herzen einen Augenblick aufhörten zu schlagen, als wir diese schmerzliche Nachricht hörten! So sehr sind dieser grosse Mensch und sein Werk Vorbild und Richtschnur unseres Lebens geworden. Da war für diesen einen Augenblick lang eine Leere in unserem Denken: Jetzt fehlt er uns, der weise Lehrer und Ratgeber, der gute Freund, der Führer in das neue Leben an der Weltenwende, da die Vorgeschichte der Menschheit abschliesst und ihre Geschichte beginnt.«⁷

Im Anschluss daran wurden Beileidsbotschaften aus aller Welt, die vom Aktuellen Dienst zusammengestellt worden waren, verlesen. Nach der Rezitation des Gedichtes »Auf einen Namen« von Johannes R. Becher und einer Lesung »Begegnung mit Stalin« aus den Erinnerungen »Erzählungen aus dem Leben« des sowjetischen Ingenieurs Alexander Jakowlew wurde der Fernsehabend beendet mit der zwölfminütigen Dia-Serie »Stalins Leben in Bildern«, die im Abendprogramm des 12. März noch einmal wiederholt wurde.

Am 8. März flog eine elfköpfige Regierungsdelegation unter Leitung von Ministerpräsident Otto Grotewohl zu den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Moskau. An diesem Tag fanden in der gesamten DDR Trauerkundgebungen statt. Überall wurde dem verstorbenen sowjetischen Diktator gehuldigt. Das Fernsehprogramm stand am Internationalen Frauentag ganz im Zeichen der Stalin-Ehrerbietung der Frauen. Eingeleitet mit Trauermusik von Leo Spies und Sergej Wassilenko verlas die Jungpionierin Ingrid Lehtsch ei-

nen »Gruß an die Mütter der Welt« verbunden mit dem Versprechen »von Stalin und allen guten Menschen zu lernen, um so zu werden wie sie.«⁸ Inhalt der Sendung »Dank der Frauen an Stalin« war die Trauer der Frauen und Mütter über den Tod Stalins, »ihm, dem Lehrer und Führer im Kampf um die Gleichberechtigung der Frau.«⁹ Der Schauspieler Harry Hindemith rezitierte das Gedicht »Neue Menschen« der Schriftstellerin Hedda Zinner, in dem Stalin als einfach und bescheiden beschrieben wird, der freundliche Worte mit einem einfachen Arbeiter wechselt.¹⁰

Am Tag der Beisetzung Stalins in Moskau – am 9. März – strahlte das Fernsehzentrum Berlin kein eigenes Programm aus. In einer knapp gehaltenen Ansage informierte man die Zuschauer über die Gründe:

»Überall in der weiten Sowjetunion, aber auch in allen anderen Ländern, erneuerten die werktätigen Menschen ihr Gelöbnis, das unvergängliche Werk des großen Toten mit eigener Hand weiterzuführen. Das ist der einzige Gedanke, der die friedliebende Menschheit in dieser Stunde erfüllt. Darum werden zweifellos auch unsere Freunde den Wunsch haben, wieder einen der Sender des Staatlichen Rundfunkkomitees einzuschalten, die laufend davon berichten, wie die Völker der Welt den heutigen Tag begehen. Sie werden aus diesem Grund verstehen, dass das Fernsehzentrum Berlin heute von einem eigenen Programm absieht und erst morgen zur gewohnten Stunde wieder zu Ihnen spricht.«¹¹

Tatsächlich hätte das Fernsehen nicht mit dem Hörfunk, der aktuell von den Ereignissen in Moskau berichtete, konkurrieren können. Die Menschen wollten die Beisetzungsfeierlichkeiten »live« am Rundfunkgerät miterleben, was das Fernsehen noch nicht leisten konnte.

In den Tagen nach der Beisetzung stand nur noch die aktuelle Berichterstattung im Zeichen des Erinnerns und Gedenkens. Die »Aktuelle Kamera« bot in ihren Ausgaben am 10., 11. und 12. März Rückblicke auf das Geschehen der vergangenen Tage sowie einen Überblick über die Trauerkundgebungen und Demonstrationen in Moskau und Berlin am Tage der Beisetzung Stalins. Mit Aufhebung der Staatstrauer kehrte der Programmablauf wieder zur »Normalität« zurück. Die das Programm einleitende Trauermusik wurde von getragenen klassischen Musikstücke abgelöst. Im Programmablauf finden sich neben den rein auf Stalin und die Sowjetunion orientierten Beiträgen und Filmen nun auch wieder Unterhaltendes wie Sendungen mit Walzermusik oder Informierendes wie »Wohin am Wochenende«, einem Wegweiser durch Berliner Veranstaltungen. Gleichsam als Ausklang des Trauerprogramms und als Erinnerung an den Toten strahlte das DDR-Fernsehen am 13. März

einen Sonderbericht der DEFA-Wochenschau unter dem Titel »Stalins Werk ist unvergänglich« aus. Der Film war bereits vor der Fernsehausstrahlung in zahlreichen Filmtheatern Berlins und der DDR angelaufen. Zu sehen waren Bilder von der Trauer der Berliner Bevölkerung, die am Denkmal in der Stalinallee, an den sowjetischen Ehrenmalen in Treptow und im Tiergarten Blumen niederlegen. Gezeigt wurden Etappen aus dem Leben Stalins: die Zeit der ersten Fünfjahrespläne, der Sieg über Hitler-Deutschland, Stalin am Sarge Lenins, Stalin bei seiner Rede vom 6. November 1941 in einer Moskauer Metrostation. »Ein hervorragender Bildstreifen«, so der Kommentar im »Neuen Deutschland«, »der das Gefühl des Leides und der tiefen Trauer ausklingen lässt in den Schwur: Nun erst recht vorwärts in Stalins Namen!«¹²

Zur Ehrung des Diktators forderte das ZK der SED am 17. März die Erfüllung des Vermächtnisses Stalins. Seine Werke sollten beschleunigt auf Deutsch herausgebracht werden. Reproduktionen von Stalinbüsten und -statuen sowjetischer Künstler wurden in Auftrag gegeben. Das »Marx-Engels-Lenin-Institut« erhielt den Namen »Marx-Engels-Lenin-Stalin-Institut«. Die bei Fürstenberg/Oder entstehende neue Stadt beim Eisenhüttenkombinat Ost bekam am 7. Mai 1953 den Namen »Stalinstadt«. Dem Elektro-Apparate-Werk Treptow wie auch der Hochschule für Planökonomie wurde der Name »Stalin« verliehen. Das DDR-Fernsehen untermauerte die Berechtigung dieser Forderung mit der Ausstrahlung des Beitrages »Sonderschau Stalin«, einer Wiederholung der DEFA-Wochenschau vom 13. März, um bei den Zuschauern erneut die Erinnerung an das Leben und Werk Stalins wachzuerufen.

Ein dreiviertel Jahr später – nach dem 17. Juni – stand wiederum der 21. Dezember 1953 im Zeichen des Gedenkens. Aus Anlass des 74. Geburtstag Stalins gestaltete das DDR-Fernsehen am ersten Jahrestag seit Beginn des Versuchsprogramms erneut ein auf die Person Stalins zugeschnittenes Sonderprogramm. Euphorisch und hymnisch war die Programmansage:

»Ein bedeutsamer Tag, verpflichtend zu einer Stunde der Besinnung und des Bekennens. – Blättern wir einmal im Buch der Geschichte, im Buch der Menschheit, und verweilen wir einen Augenblick bei den Namen, die darin mit goldenen Lettern eingetragen sind. Es sind nicht die Namen mächtiger Eroberer, Diktatoren und Monopolherren, deren Spuren Blut und Tränen waren, die Tod und Verderben über die Menschheit brachten. Unvergänglich allein, strahlend in die Jahrhunderte, sind die Namen derer, die den Armen Brot gaben, deren Geisteskraft die Dumpfheit überwand, die mit ihren Fäusten die Schlünde der Kanonen stopften. Unsterblich allein sind die Sieger über die Feinde der Menschheit, die

Sieger über die Tränen der Mütter, es sind die Wegbestreiter in eine licht- und friedvolle Zukunft. Ihre Namen sind mit goldenen Lettern ins Buch der Geschichte geschrieben. Viele Namen – grosse Namen – eines der bedeutendsten gedenken wir heute in besonderer Weise. Heute wäre Josef Wissarionowitsch Stalin 74 Jahre alt geworden. Unsterblich ist Stalins Werk, unvergänglich bleibt Stalin gegenwärtig im Sozialismus, im Glück der Menschheit – Sein Werk heisst Friede. Wer Friede sagt, denkt an Stalin, wer Stalin nennt, meint den Frieden. Ja, erst durch ihn hat das Wort neue Bedeutung gewonnen, seinen tieferen, seinen eigentlichen Sinn als Unterpfand menschlichen Glücks. Stalin weist den Weg zum Weltfrieden.«¹³

Die Ansage leitete über zu dem schon mehrfach wiederholten Film »Stalins Werk ist unsterblich« und dem Beitrag »Begegnungen mit Stalin«. Auf aktuelle Nachrichten wurde an diesem Tag verzichtet, stattdessen wurden neben verschiedenen Rezitationen die Kurzfilme »Stalin-Lied« von Anatol Vieru und »Stalin-Kantate« von Alexander W. Alexandrow ins Programm aufgenommen.

In den Jahren von 1954 bis 1956 finden sich in den Sendeplänen des DDR-Fernsehens und in den Ausdrucken der Programmzeitschrift noch an vier Tagen Beiträge, die unmittelbar Stalin gewidmet waren und in denen dem Diktator gehuldigt wurde: am 22. Juni 1954, dem 13. Jahrestag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion, der Beitrag »Hymne auf Stalin«; am 21. Dezember 1954, dem 75. Geburtstag Stalins, der Film »Stalin, Bilder aus einem großen Leben«; am 5. März 1955, dem 2. Todestag Stalins, der Beitrag »Stalins Werk ist unsterblich«; am 21. Dezember 1955, dem 76. Geburtstag Stalins, die literarische Sendung »Stalin zum Gedenken« mit Texten von Louis Fürnberg (»Stalins Geburt«), Friedrich Wolf (»Stalins Wort«), Lion Feuchtwanger (»Wir lieben Stalin«) und Rudolf Leonhard (»Stalin«). Mit Ausnahme dieser Fernsehbeiträge finden sich in diesen Jahren, analog zum Hörfunkprogramm, vorwiegend allgemeine Berichte über die Sowjetunion oder sowjetische Filme, die nicht nur und nicht mehr direkt Stalin kontinuierlich thematisierten. Nach dem März 1956 erinnert nichts mehr in den Programmen von Fernsehen und Hörfunk an den Diktator. Sein dritter Todestag fand keine Beachtung mehr, ausgestrahlt wurde Unterhaltendes wie etwa der Ballettfilm des Deutschen Fernsehfunks »Die Prinzessin und die sieben Ritter«, der allen Freunden dieses Genres eine vergnügliche Stunde bieten wollte.

Die Entstalinisierung hatte auch das DDR-Fernsehen erreicht – allerdings ohne eine deutliche und direkte Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Stalinismus. Verschämt wurde der Beginn des offiziellen Versuchsprogramms um neun Tage vorverlegt. In der Folgezeit galt

nicht mehr der 21. Dezember als das Gründungsdatum, sondern der 13. Dezember 1952, dem Tag, an dem das Politbüro des ZK der SED den Termin für den Beginn des Programmbetriebes festlegte. Am 14. November 1961 erfuhren die Fernsehzuschauer schließlich in der Spätausgabe der »Aktuellen Kamera« vom Beschluss des Magistrats von Groß-Berlin am Tag zuvor, in Auswertung des XXII. Parteitages der KPdSU über die Umbenennung der »Stalinallee« vom Alexanderplatz bis zum Frankfurter Tor in »Karl-Marx-Allee« und vom Frankfurter Tor in östlicher Richtung in »Frankfurter Allee« sowie die Demontage des Stalin-Standbildes. Bekanntgegeben wurde auch der Beschluss des Bezirkstages Frankfurt/Oder über die Vereinigung der Städte Stalinstadt und Fürstenberg an der Oder unter dem Namen Eisenhüttenstadt.¹⁴

Jörg-Uwe Fischer, Potsdam

- 1 Mitteilung des Zentralkomitees der KPdSU, des Ministerrats der UdSSR und des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR. In: Neues Deutschland, 7.3.1953.
- 2 Michael Voslensky: Die Angst beim Tode des Diktators. Wie ein Sowjetbürger Stalins Sterben erlebte. In: Die Zeit 1983, Nr. 10, S. 9.
- 3 Zwei Auszüge des im DRA Potsdam-Babelsberg archivierten Sendeablaufplans vom 1. bis 14.3. 1953 finden sich auf der Homepage des DRA unter www.dra.de/dok_0303.htm.
- 4 Deutsches Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg, Schriftgutbestand Fernsehen (im folgenden DRA FS): Korrigierter Sendeplan – Programmansage, 4.3.1953.
- 5 Vgl. Bekanntmachung des Ministeriums des Innern. In: Neues Deutschland, 7.3.1953.
- 6 DRA FS: Korrigierter Sendeplan – Programmansage, 6.3.1953.
- 7 Ebd. – Kurzkomentar Hermann Zilles, 7.3.1953.
- 8 Ebd. – Ansage und Manuskript, 8.3.1953.
- 9 Ebd., 8.3.1953.
- 10 Ebd., 8.3.1953.
- 11 Ebd., 9.3.1953.
- 12 Aus dem Kulturleben. DEFA-Bildbericht: »Stalins Werk ist unsterblich«. In: Neues Deutschland, 12.3.1953.
- 13 DRA FS: Korrigierter Sendeplan – Ansage, 21.12.1953.
- 14 DRA Fernsehbestand – Ostaufzeichnungen: Sendemitschnitt AK – Spätausgabe, 14.11.1961. IDNR 62839.

Medialität der Geschichte und Historizität der Medien

Interdisziplinäre Tagung an der Universität Konstanz

Die beiden Begriffspaare des Titels der Tagung, die das Kulturwissenschaftliche Forschungskolleg vom 7. bis 9. November 2002 organisierte, wie auch manche Überschriften der einzelnen Vorträge ließen nicht unbedingt erwarten, dass die Teilnehmer Mitwirkende und Zuhörer einer hochinteressanten Veranstaltung werden sollten. »Geschichte« im Fernsehen als unentbehrliches Programmsegment wird immer wieder thematisiert, in der Tagespresse und auch auf wissenschaftlichen Veranstaltungen. In letzter Zeit überwiegen jedoch eher kurzatmige Stellungnahmen, häufig in Form von Sendungskritiken der ebenso erfolgreichen wie umstrittenen Produktionen aus der »Knoppschen Geschichtsfabrik«.¹ Die Geschichte der Medien ist in den Wissenschaften und auf dem Publikationsmarkt durchaus präsent. Doch die »Schlagkraft« der Veröffentlichungen wird teilweise dadurch gemindert, dass es sich – zugespitzt formuliert – häufig um Beiträge isoliert vor sich hin »werkelder« und zum eigenen Schaden kaum miteinander vernetzter Einrichtungen und Gruppierungen handelt. Gegeneinander abgeschottet beschäftigen sie sich mit je einem Medium (dem Buch, der periodischen Presse, dem Kinofilm, den elektronischen Medien) und sind auch deshalb nur einem begrenzten Fachpublikum zugänglich. Die historische Fundierung hat in den jeweiligen Referenzwissenschaften (etwa in der immer noch stark presseorientierten, im übrigen von sozialwissenschaftlich-empirischen Methoden dominierten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Film- und Fernsehwissenschaft) eine noch immer prekäre Position. Insgesamt scheint jedoch ihre Relevanz für die Identitätsbildung von »Media Studies« und das Interesse an ihnen zuzunehmen.

Auch in der Geschichtswissenschaft trifft man zunehmend auf kommunikations- und medien-geschichtliche Veröffentlichungen. Dennoch: Mediengeschichte liegt ebenso wie die Auseinandersetzung mit dem, was als »Medialität der Geschichte« zu bezeichnen ist, trotz immer wieder auflebender geschichtstheoretischer Debatten abseits des Mainstreams. Das müsste nicht so sein, wenn Axel Schildts Einschätzung stimmt, dass die (Massen-)Medien spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts als »konstitutiver Faktor moderner Gesellschaftsentwicklung« zu betrachten seien. Vermutlich wird es nicht einfach sein, die Überprüfung dieser These in das Zentrum fachhistorischer Debatten und detaillierter Forschung zu stellen.

Wie der Göttinger Historiker Habbo Knoch auf der Konstanzer Tagung noch einmal nachdrücklich vor Augen führte, mag dies auch damit zusammenhängen, dass die vorhandenen mediengeschichtlichen Konzeptualisierungen und präsentierten Forschungsergebnisse offenbar nicht dazu angetan sind, um sie in gesellschaftsgeschichtlichen Untersuchungen als »anschlussfähig« weiter zu verwenden. Es ist ihm zuzustimmen, dass weder ein technizistischer Ansatz wie der der Kittler-Schule noch das sich an sozialgeschichtlichen Methoden orientierende Verfahren, »Nutzungsquoten« zu erheben, und auch nicht die programmgeschichtlich-hermeneutische Analyse der Inhalte dafür ausreichen. Dies gelte auch, wenn man sie aufeinander beziehe, denn auch so stellen sie keine ausreichende Argumentationsbasis dar, die Dynamik der Medienentwicklung einerseits bzw. ihren Beitrag zur Entwicklung moderner Gesellschaften andererseits zu erklären. Sein von ihm als »historische Kommunikologie« bezeichneter Ansatz orientiert sich an Niklas Luhmanns Konzept der »Beobachtungsfunktion« der Medienkommunikation für die Gesellschaft. Deren »Bedarf« an Beobachtung sei in der von ihm als »massenmediale Sattelzeit« zwischen 1880 und 1960 stetig gewachsen, was u.a. die rasante Ausbreitung massenmedialer Kommunikation erkläre.

Die Bezugnahme der meisten Referenten gerade auf Luhmannsche Theoriekonzepte war eine Klammer dafür, dass die (medien-)historischen Details nicht unverbunden nebeneinander stehen blieben und die Tagung ihrem Anspruch an Inter- bzw. Transdisziplinarität einigermaßen gerecht werden konnte. Außer einigen Referenten der jüngeren Generation in den Sektionen vertraten nahezu ausschließlich der mitverantwortlich für das Forschungskolleg und die Tagung zeichnende Konstanzer Neuzeithistoriker Rudolf Schlögl und Mitarbeiter seines Lehrstuhls die universitäre Historikerzunft. Stärker geprägt war die Tagung von Medien-, d.h. vor allem von Film- und Fernsehwissenschaftlern wie Kay Kirchmann, der von Seiten des Forschungskollegs die Veranstaltung mitorganisierte. Eine stärkere Präsenz von Historikern wäre um so wichtiger gewesen, als nicht nur eine gewisse Abkapselung der Zunft während der zweieinhalb Tage in Konstanz immer wieder angesprochen und zuweilen auch angegriffen wurde. Dabei wurde auf das Defizit hingewiesen, dass die grundlegenden methodischen Standards des Faches zu wenig reflektiert würden. Dieser Hinweis war um so überzeugender, als Schlögl in einer knappen, gleichwohl klar gegliederten und luziden »Einführung« in das Tagungsthema vielfältige Anknüpfungspunkte dafür formulierte, die Methoden- und Theoriediskussion der Histo-

riker mit dem Problem der Medialität der Kommunikation über »Geschichte« in Verbindung zu bringen. Dass sich daraus dann auch ein enger Zusammenhang mit mediengeschichtlicher Forschung ergebe, liege auf der Hand.

Schlögl ging vom sogenannten »Cultural turn« in der Geschichtswissenschaft aus, der den kulturellen Sinnbildungsprozessen und der Konstruktivität sozialer Verhältnisse ein viel größeres Gewicht einräumt, als dies bisher durch die Brille eines sozialgeschichtlichen Ansatzes betrachtet der Fall war. Anstatt sich nur mit Herrschaftsbildung oder den Folgen von ökonomischer Interessenwahrnehmung für die soziale Differenzierung zu beschäftigen, wäre ein Zusammenhang mit den erwähnten Sinnbildungsprozessen zu diskutieren. Soziale Formationen seien keine losgelöst existierenden Entitäten, sondern eben auch teilweise mental konstruierte Gegebenheiten. Wie sollten diese denn anders gemeinschaftlich konstruiert worden sein als durch (öffentliche) Kommunikation und Medien, und je mehr wir an die Gegenwart herandrücken eben durch Massenmedien? Sie seien ihrerseits als komplexe »technisch-soziale« Arrangements zu bezeichnen, deren Eigenart dann wiederum Auswirkungen auf die Konstruktion der sozialen Gegebenheiten haben müsste. Somit erfüllten sie nicht nur abstrakt Vermittlungs- und Speicherfunktionen, die keine Spuren hinterließen, vielmehr schrieben sie sich ihrerseits in diese Prozesse ein, vermöchten es, sie tiefgreifend zu prägen und zu beeinflussen. Unter diesen Prämissen erhielte dann auch die Geschichte der Medien einen höheren Stellenwert, ließen sich doch aus der Beschäftigung mit ihr ablesen, welchen Anteil sie an der Formung des Zeitbewusstseins bzw. den Wahrnehmungs- und »Sagbarkeits«-Ordnungen gehabt hätten. Schließlich verändere die mediale Perspektive auch den Blick auf das eigene historiographische Tun nachhaltig. Historiographie werde selbst als kommunikativer Akt, mithin als medial bestimmte Praxis deutbar. Schlögl erinnert daran, dass der Primat der »Akteursbezogenheit« und die durchgehende Tendenz zur Finalisierung von Abläufen in historischen Darstellungen nicht in allen Fällen der »Wirklichkeit« entspreche, sondern vielmehr der Konstruiertheit der historischen »Erzählungen« zu verdanken sei.

An diese Bemerkungen knüpfte der Beitrag von Lorenz Engell, Weimar, an, der auf medial geprägte Zeitvorstellungen als Basis für historiographische Konzepte hinwies. Er trug Beobachtungen über verschiedene Vorstellungen von Geschichtlichkeit, Selbstdistanzierung und Selbstvergegenwärtigung vor, die er in den verschiedenen Abfolgen von fiktionalen Spielformen seit Beginn des Fernsehens ausgemacht hatte und

die für die Formung von Zeitbewusstsein ebenso wichtig seien, wie die in Fotografien und literarischen Texten eingeschriebenen Raum- und Zeitvorstellungen für das kollektive Erinnern von Belang sind. Über den letztgenannten Aspekt reflektierte und referierte Götz Großklaus, Karlsruhe.

Das in der Sektion »Geschichte in den Medien« Vorgetragene ging über bekannte Problemstellungen wenig hinaus, vertiefte aber zahlreiche interessante Details des Themas. Die Analyse des »Mythos Rommel« im deutschen Nachkriegsfilm durch Günter Riederer, Marbach, überzeugte durch ihre genauen Beobachtungen und ihre diskursanalytische Methodik. Ähnliches galt für die genauen Einblicke, die Judith Keilbach, Berlin, in Produktionsbedingungen und -praxis von sogenannten historischen Dokumentarfilmen als Kompilationen jeweils zeitgenössischer Filmaufnahmen gab. Neben der Kritik am lediglich illustrativen Einsatz zeitgenössischer Foto- und vor allem Filmaufnahmen klärte sie über die – meist in den Archiven begründeten – Ursachen dafür auf, warum das Bildrepertoire historischer Dokumentationen so begrenzt sei. Die von ihr aufgezeigten Auswirkungen auf die Aussagen der Fernsehdokumentationen ergänzten den »Werkstattbericht« von Thomas Fischer, Baden-Baden, über den Wandel und jüngste Trends in der Darstellung von Zeitgeschichte im Fernsehen. Eine weitere Sektion beschäftigte sich damit, wie »Medienereignisse« und »historische« Ereignisse miteinander verschränkt sind und damit der weitere Fortgang des »Geschehens« beeinflusst wird. So ging es um die mediale Repräsentation der Pariser Commune in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und ihre Bewertung bei Judith Prokasky, Köln, und den massenmedial verbreiteten Skandal als politikprägende Kraft im deutschen Kaiserreich im Beitrag von Frank Bösch, Göttingen.

Die Frage nach der Medialität der Geschichte stand im Mittelpunkt der Ausführungen von Norbert Schmitz, Kiel, über »Geschichte als ästhetische Konstruktion« und von Günter Oesterle, Gießen. Letzterer konzentrierte sich auf die ausgeprägte historische Bildkultur – etwa in der sogenannten Historienmalerei – der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Sie blühte in einer Zeit, als die Geschichtswissenschaft ihre fast ausschließlich an Textüberlieferungen und schriftlicher Darstellung orientierten Konzepte entwickelte. Der Referent stellte inzwischen weitgehend vergessene Beispiele vor von Text- und Bildkombinationen etwa in einer Biographie Friedrichs II. von Preußen (als Buch!) mit spezifischen historiographischen Konzepten. Dieser Blick in die Vergangenheit ließ die Defizite des Umgangs

der Geschichtswissenschaft mit ihrer eigenen Medialität besonders deutlich hervortreten. Hier mag wohl auch ein Grund dafür vorliegen, dass die rein textzentrierte Geschichtswissenschaft der Gegenwart über kein geeignetes Instrumentarium (mehr) verfügt für Versuche, Geschichte nicht nur in Text und lediglich diese illustrierenden Bildern – etwa in Fernsehdokumentationen – zu vermitteln.

Edgar Lersch, Stuttgart

¹ Süddeutsche Zeitung, 5.11.2002

Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik – Eine Tagung*

Wie sollte eine zeithistorische Analyse aussehen, wo sollte sie ansetzen, mit welchen Modellen, Begriffen und daran geknüpften Vorstellungen sollte sie operieren, um das komplexe, wechselseitig verwobene Verhältnis »der Politik« und »der Medien« sowie der wie auch immer konturierten »Öffentlichkeit(en)« zu klären, welches sich in der Bundesrepublik herausgebildet hat und heute gemeinhin unter dem Schlagwort »Medien Demokratie« firmiert? Solche Fragen lagen der letztjährigen Tagung des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen (ZAKN) am 15. und 16. November 2002 in Göttingen zugrunde. Verteilt auf fünf Sektionen – etwa »Medialisierung des politischen Raums«, »Politische Visualisierung« und »Skandalisierung« – standen zehn, zumeist aus laufenden Forschungsprojekten stammende Beiträge auf dem Programm, die sich beispielhaft mit Aspekten des Themas beschäftigten und unterschiedliche Zugänge präsentierten.

In einem einführenden Referat erläuterte der Vorsitzende des Arbeitskreises, Bernd Weisbrod, Göttingen, Konzeption und Stoßrichtung der Tagung. Ausgehend von der Überlegung, dass weder reine Mediengeschichte (als Untersuchung der materiellen, institutionellen und inhaltlichen Entwicklung der Medien und ihrer Akteure) noch »klassische« Politikgeschichte den für die jüngere Zeitgeschichte konstitutiven Wechselbeziehungen und Verflechtungen gerecht werden könne, kritisierte er Unzulänglichkeiten bestehender Forschungsansätze. Aus den vermeintlich die Politik dominierenden Eigengesetzlichkeiten der Medien einerseits oder aus deren manipulativer Nutzung durch die Politik andererseits sei die Entwicklung der Medien Demokratie nicht zu erklären. Außerdem vermisste Weisbrod das Fehlen einer brauchbaren

Vorstellung von »Öffentlichkeit«, deren formale Auffassung als »Kommunikationsraum« oder fiktive Institution er verwarf. Da mediale Repräsentation oder Inszenierung von Wirklichkeit selbst als politisch relevanter und wirkungsmächtiger Faktor zu begreifen sei, müsse Öffentlichkeit als Prozess gedacht werden. In diesem Sinne solle »Politische Medialisierung« verstanden werden als ein historischer Vorgang der situativen Aktualisierung von politisch-medialen Zusammenhängen, der die Herstellung von Öffentlichkeiten und ein spezifisch politisches Kommunikationsbewusstsein umfasse. Damit ließe sich ein Zugang gewinnen, der eine problematische kategoriale Trennung von »Politik« und »Medien« überwinden helfe.

»Die Medialisierung des politischen Raums«

Dem vor allem politikwissenschaftlich etablierten Untersuchungsgegenstand der Wahlkampfkommunikation widmete sich die erste Sektion. Der Werkstattbericht von Thomas Mergel, Bochum, über die »gebremste Amerikanisierung« umfasste die Jahrzehnte von 1949 bis etwa 1990. Anknüpfend an jüngere Beiträge zur Wahlkampfkommunikation betonte er die prägende Kraft von Elementen der »nationalen politischen Kultur«, die als Barrieren gegen eine Amerikanisierungstendenz fungiert hätten. Diese Eigenart könne im deutschen Fall, so Mergel, als eine »Semantik der Sachlichkeit« umschrieben werden, die sich in den Erwartungen des Publikums an die Politik sowie (teilweise daraus resultierend) im Wahlkampfstil und in der medialen Präsentation auffinden lasse. Vor dem Hintergrund der bis in die frühen 60er Jahre ausgesprochen hitzigen Lagerwahlkämpfe beleuchtete Mergel ferner den Zusammenhang von »Sachlichkeits-« und Fairness-Diskurs.

Hatte Mergel u.a. im relativ geringen Grad der Personalisierung einen Effekt des Stils der »Sachlichkeit« ausgemacht, so vermittelten die Ausführungen von Daniela Münkel, Hannover, ein abweichendes Bild. Am Beispiel von Willy Brandt untersuchte sie Entstehung, Vermittlung und Aufnahme des sich wandelnden Images eines Kanzlerkandidaten – vom »deutschen Kennedy« zum »deutschen Helden«. Begleitende SPD-Kampagnen sowie Gegenstrategien des politischen Gegners (»Vaterlandsverräter«) wurden ebenfalls berücksichtigt. An den Imageveränderungen lasse sich der gesellschaftliche und mediale Wandel in der Bundesrepublik der 60er Jahre ablesen, argumentierte Münkel.

»Politische Visualisierung«

Annäherungen an die in den letzten Jahrzehnten stetig gewachsenen »Bilderfluten« gab es in der zweiten Sektion der Konferenz. Aus einer eher an aktuellen Gegebenheiten ausgerichteten, medienwissenschaftlichen Perspektive erkundete Knut Hickethier, Hamburg, die Darstellung von Politik im Fernsehen unter Bezug auf das medienzentrierte Modell des »Dispositivs« als Anordnungsverhältnis von Individuum und Medium, welches den Blick des Zuschauers zwar determiniere, jedoch nicht völlig überwältige. Daneben erläuterte Hickethier die medienspezifischen Präsentationszwänge (Vereinfachung, polare Schematisierung, Personalisierung, Dramatisierung) und behandelte insbesondere die Konsequenzen der strukturellen Unterhaltungsorientierung des Fernsehens für die Politikdarstellung. Diese folge zwar tendenziell fiktionalen und dramaturgischen Mustern, doch sei wegen differenzierender Grenzen zwischen etablierten TV-Teilöffentlichkeiten eine völlige »Entertainmentisierung« nicht zu erwarten.

Zurück in die 50er und 60er Jahre führte der Vortrag von Habbo Knoch, Göttingen, der entlang einer »visuellen Gewaltspur« Überlegungen zur Entwicklung des politischen Fotojournalismus in der Bundesrepublik vorstellte. Vor dem Hintergrund der allgemeinen Politisierung der medialen Öffentlichkeit veranschaulichte Knoch, wie sich der noch überwiegend provinzielle, eher harmonisierende westdeutsche »Bildhaushalt« der 50er Jahre veränderte – verursacht u.a. durch einen Wandel der Publikationsweisen, Stile und eine neue Fotografengeneration, v.a. aber durch das allmähliche Eindringen enttabuisierender Gewaltbilder etwa aus Entkolonisierungskonflikten und die Übertragung entsprechender »Bildmuster« in europäische Kontexte. In diesem Zusammenhang lasse sich eine wechselseitige Verschränkung von »Bildkulturen« und dem Wandel der politischen Kultur deutlich machen.

»Politische Skandalisierung«

Mit der medial getragenen »Aufregung« über politische und moralische Verfehlungen beschäftigten sich Frank Bösch, Göttingen, und Christina von Hodenberg, Berkeley, die leider nicht anwesend sein konnte (der Vortrag wurde verlesen). Beide führten »den Skandal« auf zugrundeliegende gesellschaftliche Normkonflikte zurück und beide konstatierten im Vergleich zu den »langen 60er Jahren« eine relative »Skandalarmut« der frühen und mittleren 50er Jahre. Bösch ging hier ausführlicher darauf ein, warum sich – trotz durchaus vorhandenen Potentials und versuchter Skandalisierungen – keine breitere Em-

pörung entfaltet habe. Schließlich widmeten sich beide Beiträge der Frage, wodurch der zunehmende Erfolg der Skandalisierungen in den 60er Jahren neben allgemeiner Politisierung und Polarisierung auch der Medien selbst zu erklären sei. Die zunehmende Verbreitung des Fernsehens sei dabei zwar ein bedeutsamer, aber nicht der alleinige oder entscheidende Faktor. Zu berücksichtigen wären laut Bösch auch der Bedeutungszuwachs innenpolitischer Fragen, ein Einstellungswandel gegenüber Enthüllungen, die zunehmend als demokratische Notwendigkeit angesehen worden seien, sowie Grenzverschiebungen in den Bereichen der Thematisierbarkeit und der politischen Steuerung der Medien. Christina von Hodenberg verwies zudem auf eine Aufwertung des politischen Journalismus und legte besonderes Gewicht auf einen Generationswechsel in den Leitungsgremien der Medien: Die Abkehr vom älteren »Konsensjournalismus« und die anschwellende Skandalenfachung sei vor allem befördert worden durch den Aufstieg von Angehörigen der sogenannte »45er«-Generation (Geburtsjahrgänge 1920-1932), die – neben karrieristischen Motiven – von der Notwendigkeit von Kritik und Veränderung überzeugt gewesen seien.

»Mediale Politisierung«

Im Unterschied zu den meist eher kurzlebigen Skandalen rückten in der folgenden Sektion längerfristige Dimensionen medial verhandelter Themen sowie die Funktion der Medien als Katalysatoren politischen Wandels in den Vordergrund. So kam ab Mitte der 60er Jahre mit der Debatte über uneheliche Kinder ein Thema auf, das zuvor tabuisiert oder nur in juristischen Fachkreisen erörtert wurde. Anhand einer exemplarischen Analyse einer Artikelserie in der Frauenzeitschrift ›Constance‹ (›Fräulein Mutter«, 1967) erörterte Sybille Buske, Freiburg, die Form der medialen Aufbereitung des Themas und betrachtete überdies deren Effekte: die Organisation betroffener Alleinerziehender als Selbsthilfe- und »pressure group«. Trotz Rückgriff auf traditionelle Deutungsmuster (Illegitimität als Makel, ahnungslose Frauen, enttäuschte Heiraterwartungen) hätten die Medienberichte auf einen gesellschaftlichen Einstellungswandel abgezielt. Die Debatte stehe mithin im Kontext zeitgenössischer Konflikte um soziale Normen und Demokratisierung.

Ebenfalls als einen Bestandteil der in der ersten Hälfte der 60er Jahre »schleichenden« Politisierung wertete Willibald Steinmetz, Bochum, den Verlauf der Contergan-Affäre, die er gleichzeitig als »Indikator und Faktor« des sich vollziehenden politisch-kommunikativen Wandels kennzeichnete. Steinmetz richtete den Blick auf

den Übergang des Falls aus einer »vorpolitischen« (allein fachöffentlichen) in die politische Sphäre; hierbei schrieb er der Binnenlogik der Medien entscheidende und initiierende Bedeutung für die – allerdings mit »Spätzündung« – erst 1962 richtig in Gang gekommene Auseinandersetzung mit dem Thema zu. Zudem beschrieb er die zögerlichen Reaktionen der Politik (v.a. des neugegründeten Gesundheitsministeriums unter Elisabeth Schwarzhaupt) gegenüber den betroffenen Familien als unzureichend, rein defensiv sowie gegenüber den Medien als dilettantisch.

»Ikonische Öffentlichkeiten«

In der letzten Sektion der Tagung ging es schließlich um die medialen Qualitäten der Produktkultur. Dem Industriedesign als Beispiel für die Beziehung zwischen Ästhetik und Öffentlichkeit sowie als Instrument staatlicher Wirtschafts- und Kulturpolitik widmete sich Paul Betts, Sussex. Er erinnerte an die internationale Bedeutung deutschen Gebrauchsgüterdesigns – vom WMF-Besteck bis zum Bosch-Kühlschrank – in den 50er Jahren, die u.a. auf dessen Aufwertung als Mittel zur Exportbelebung wie zur (quasi-diplomatischen) Präsentation eines kulturellen Neubeginns zurückzuführen sei. Der Bruch mit der nationalsozialistischen Verbindung von Ästhetik und Politik sei einhergegangen mit einer Ästhetisierung von Heim und Familie als Stützpfeilern des neuen Staates; eine moderne Wohnungsausstattung könne insofern als Ausweis erfolgreicher Neuorientierung gewertet und zugleich als Ausdruck der politischen Loyalität erzeugenden materiellen Prosperität und der identitätsstiftenden Konsumchancen betrachtet werden. Dass jedoch auch im Hinblick auf Design, Ästhetik und Konsum nach 1945 nicht von einem völligen Neuanfang die Rede sein könne, machte Betts ebenfalls deutlich.

Weniger der Formgebung, sondern vielmehr der »konnotativen Aura« einer spezifischen Gattung von Konsumgütern galt die Aufmerksamkeit des folgenden Beitrags: Rainer Gries, Jena, behandelte die Kommunikationsgeschichte ubiquitärer Markenprodukte, ihre mediale Präsenz und die daraus ableitbaren politischen Implikationen. Die als »deutsche Norm« etablierte Universalcreme Nivea diene dabei als zentrales Beispiel. Aufgrund langfristiger Präsenz, dauerhafter Erfahrung und Kommunikation mit und über Markenartikel würden diese Vertrauen erzeugen. Ein vom »Produktvertrauen« ausgehendes Bewusstsein von Konstanz gewährleiste Orientierung und Sicherheit über den Konsumbereich hinaus und könne insbesondere in Zeiten zunehmender Komplexität (etwa in den 60er Jahren) auch die Bildung von Vertrauen in

Gesellschaft und Staat unterstützen, legte Gries dar.

In den Diskussionen zu den einzelnen Beiträgen, die Helmut Korte, Göttingen, Karl Christian Führer, Hamburg, Adelheid von Saldern, Hannover, und Axel Schildt, Hamburg, mit Kommentaren einleiteten, wurden mehrfach die diagnostizierte Zirkularität und Selbstreferentialität medialer Inszenierungen sowie deren Konsequenzen für die historische Forschung thematisiert. Ferner ging es um die Frage, ob mit dem Begriff der »Politischen Medialisierung« eine neue zeithistorische Konturierung zu gewinnen sei bzw. inwiefern diese deckungsgleich sei mit der Epochen- und Medienentwicklung durch den Wandel der »Medienensembles« oder durch die politischen Zäsuren in der Nachkriegszeit. Die Entwicklung des durch »Politische Medialisierung« geschaffenen Öffentlichkeitsbewusstseins verschob offenbar nicht nur die Grenze zwischen dem staatlichen Arkanum und dem Öffentlichkeitsanspruch der Medien, sondern überhaupt die Grenze zwischen dem privaten Geheimnis und der politischen Verantwortlichkeit. Damit wurden in der Geschichte der Bundesrepublik entscheidende Weichen für die Demokratisierung des politischen Gemeinwesens und die Pluralisierung der offenen Gesellschaft gestellt. Andererseits ergaben sich aus der näheren Betrachtung der einzelnen Fälle von »politischer Medialisierung« eine Reihe von offenen Fragen, die neben der doppelten Repräsentationsgeschichte von Politik auf die Bedeutung der klassischen politischen Kategorien von Macht und Interesse verwiesen. Ob sich allerdings solche Fragen allein mit der Verwendung des Generationsbegriffs lösen lassen, schien angesichts der komplexen Entwicklung des Medienmarktes fraglich, die seit den 60er Jahren neue Regeln des öffentlichen Aufmerksamkeitsregimes erlaubte und erzwang. Die Konferenzbeiträge sollen im Herbst 2003 in der Schriftenreihe des Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen (Wallstein-Verlag, Göttingen) erscheinen.

Georg Wamhof, Göttingen

* Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Fachinformationsdienstes für Geschichtswissenschaft H-Soz-u-Kult.

Geschichte der SRG 1958 - 1982/83 Ein Kolloquium in Zürich

Am 21. November 2002 fand im Hauptgebäude der Universität Zürich das neunte Kolloquium der Projektgruppe »Geschichte der SRG« statt, das dieses Mal zusammen mit dem Institut für Publizistik und Medienforschung der Universität Zürich veranstaltet wurde. Dieses beabsichtigt, so Institutsleiter Otfried Jarren bei der Begrüßung, sich seinerseits stärker als bisher mediengeschichtlichen Fragestellungen zu öffnen und auch enger mit dem SRG-Projekt zusammenzuarbeiten. Die Leiter des SRG-Projekts, Theo Mäusli und Andreas Steigmeier, stellten eingangs den Stand der Arbeiten für die Fortsetzung der SRG-Geschichte vor, die den Zeitraum von 1958 bis 1982/83 umfassen soll, d.h. vom Aufbau des Fernsehens in der Schweiz bis zum Beginn des dualen Systems. Für Ende 2005/2006 ist eine Buchpublikation im Stile der 2000 erschienenen vorgesehen.¹ Ehrgeiziges Ziel ist dabei, nicht nur eine Institutionengeschichte vorzulegen, sondern in den verschiedenen Kapiteln wenigstens in Ansätzen zu verdeutlichen, welchen Einfluss Hörfunk und Fernsehen auf den gesellschaftlichen Wandel in der Schweiz gehabt hatten und wie umgekehrt der gesellschaftliche Wandel sich auf den Rundfunk auswirkte.

Zu den Vorarbeiten der auf mehrere Autoren und vor allem Sprachgebiete verteilten Darstellung gehört eine Datenbank als Web-Applikation (zugänglich vorerst nur mit Passwort für Projektmitarbeiter), die u.a. Daten über Einzelsendungen und statistische Angaben zu Anteilen von Programmsparten usw. im Gesamtangebot enthält. Abrufbar sind auch ca. 100 000 Seiten eingescannter, im PDF-Format gespeicherter Dokumente der SRG-Generaldirektion, in erster Linie Protokolle, die bisher verschriftlichte Oral-History-Interviews sowie Literatur. Außerdem gibt es etliche Links zu einschlägigen Archiven und Forschungsinstitutionen (z.B. zum Forschungsprojekt NWDR Geschichte an der Universität Hamburg).

Joan Kristin Bleicher, Hamburg, skizzierte programmgeschichtliche Forschungsmodelle, die in der Bundesrepublik entwickelt wurden bzw. verschiedenen Darstellungen zugrunde liegen. Gabriele Melischek und Josef Seethaler, Wien, stellten Möglichkeiten und Grenzen sozialwissenschaftlicher Methoden für eine »ganzheitliche« Rundfunkgeschichte vor, die insbesondere die Thematisierungsfunktion des Rundfunks besser erfassen helfen soll, womit man sich auch den »Wirkungen« des Mediums besser annähern könne. Von diesen Vorträgen sollen Anregungen für Studien zur Programmge-

schichte des Schweizer Hörfunks und Fernsehens ausgehen, die parallel zu den Bemühungen um die Gesamtdarstellungen hoffentlich entstehen. In der Diskussion erhärtete sich der Eindruck, dass ein befristetes und im Umfang der Darstellung begrenztes Projekt wie die SRG-Geschichte den »State of the Art« der Programmgeschichtsschreibung widerspiegeln muss. Doch ist es in seinem Verlauf kaum möglich, materialgesättigte Studien zu erstellen über den Beitrag der elektronischen Medien zur Themenagenda und Realitätskonstruktion unter den besonderen Bedingungen der Schweiz.

In einem in seiner systematischen Anlage ebenso überzeugenden wie auch für die ausländischen Gäste anregenden Vortrag sprach abschließend Ulrich Saxer über »Helvetische Eigenheiten der Medienlandschaft«, wie sie insbesondere unter seiner Anleitung in verschiedenen Arbeiten am Zürcher Institut für Publizistik und Medienwissenschaft erforscht worden sind.

Edgar Lersch, Stuttgart

¹ Vgl. Markus T. Drack (Hrsg.): Radio und Fernsehen in der Schweiz. Geschichte der Schweizerischen Rundspruchgesellschaft SRG bis 1958; vgl. Rezension in RuG Jg. 27 (2001), H. 1/2, S. 102.

Symposium des »Netzwerkes Mediatheken«

Als geschäftsführendes Institut des »Netzwerkes Mediatheken« veranstaltet die Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland (HdG), Bonn, in Kooperation mit der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv (DRA) Frankfurt am Main – Potsdam-Babelsberg am 7./8. Oktober 2003 ein internationales wissenschaftliches Symposium unter dem Titel »Mediensammlungen in Deutschland im internationalen Vergleich – Bestände und Zugänge«.

Ziele des Symposions sind:

- das Bewusstsein für die Bedeutung des Kulturgutes »AV-Medien« zu schärfen;
- einen Überblick über den Stand der Erschließung audiovisueller Medien in Deutschland zu vermitteln;
- Anregungen zu geben, wie die Interessen von Urhebern und Nutzern verbunden werden können;
- das Netzwerk als Modell vorzustellen, das sich dieser Aufgaben annehmen kann.

Das »Netzwerk Mediatheken« in Deutschland, ein Verbund von Einrichtungen mit audiovisuellen Materialien, konstituierte sich im November 2000 auf gemeinsame Initiative des DRA und des HdG. Es beruht auf der Einsicht, dass

nur auf dezentrale Weise – national ebenso wie international – Mediatheken im IT- und Kommunikationszeitalter in organisatorisch sinnvoller und ökonomischer Weise entstehen können. 13 überregional bedeutende Archive, Bibliotheken, Dokumentationsstellen, Forschungseinrichtungen und Museen Deutschlands zählten zu den Gründungsmitgliedern. Bis zum Mai 2003 erweiterte sich der Kreis auf 30 Institutionen. Die Gesamtkoordination des Projektes liegt seit September 2001 beim HdG.

Vorrangiges Ziel des »Netzwerkes Mediatheken« ist es, der interessierten Öffentlichkeit mit Hilfe des Internets den oftmals sehr schwierigen Zugang zu dezentralen Mediensammlungen zu erleichtern. Audiovisuelle Quellen und Materialien sollen als bedeutendes Kulturgut gesichert, bewahrt, erschlossen und darüber hinaus für Erziehung, Unterricht, Wissenschaft, Forschung, Lehre und Kunst bereitgestellt werden. Die Vorteile der bewusst offenen Netzstruktur liegen in der bewährten und gewachsenen dezentralen Archivierung und Bestandshaltung, der Standortungebundenheit des Zugangs zu den verfügbaren AV-Medien und der Vernetzung durch moderne Kommunikationstechnologien.

Ausführliche Informationen zu dem geplanten Symposium werden ab Juni 2003 im Internet unter www.netzwerk-mediatheken.de abrufbar sein. Ansprechpartner sind: Dr. Dietmar Preißler, Sammlungsdirektor des Hauses der Geschichte, E-Mail: preissler@hdg.de; Claudia Wagner, Referentin für »Netzwerk Mediatheken«, E-Mail: wagner@hdg.de.

HdG

»Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte«

Die Forschungsstelle zur Geschichte des Rundfunks in Norddeutschland, ein Kooperationsprojekt von NDR, WDR, Universität Hamburg und Hans-Bredow-Institut, knüpft mit einer Schriftenreihe an eine Tradition an. Von 1946 bis 1948 verantworteten Axel Eggebrecht und Peter von Zahn neben ihrer Rundfunkstätigkeit eine Zeitschrift, die »Nordwestdeutschen Hefte«. Sie bot eine Auswahl der wichtigsten und interessantesten Beiträge, die für den NWDR geschrieben wurden.

Unter dem Titel »Nordwestdeutsche Hefte zur Rundfunkgeschichte« werden in unregelmäßigen Abständen Ergebnisse veröffentlicht, die aus der bisherigen Arbeit der Forschungsstelle hervorgehen. Hierzu zählen die Edition von Dokumenten aus der Hörfunk- und Fernsehgeschichte des NWDR, kommentierte Transkripte ausge-

wählter Zeitzeugeninterviews sowie wissenschaftliche Untersuchungen zu speziellen Themen der NWDR-Geschichte. Herausgeber der Schriftenreihe sind die Projektbearbeiter Peter von Rüden und Hans-Ulrich Wagner.

Den Auftakt der ›Nordwestdeutschen Hefte zur Rundfunkgeschichte‹ bildet der Titel »Aus dem Zeitfunk geboren – Die Fernseharbeit beim NWDR-Berlin 1950-1953«, der in Kürze erscheint. Peter von Rüden führte Gespräche mit Heinz Riek und Hans Scholz, in denen die beiden Berliner Fernseh-pioniere von den Anfängen ihrer weitgehend unabhängig von Hamburg sich entwickelnden Fernseharbeit berichten sowie vom Einsatz der Fernsehkameras am 17. Juni 1953. Die Interviews werden ergänzt durch zeitgenössische Berichte sowie Dokumente, die im Staatsarchiv Hamburg aufgefunden und hier erstmals veröffentlicht werden. Eine Chronologie und bibliographische Hinweise zur frühen Berliner Fernsehgeschichte runden das Heft ab.

Die ›Nordwestdeutschen Hefte zur Rundfunkgeschichte‹ sind über die Website der Forschungsstelle unter www.nwdr-geschichte.de zum Download sowie bald auch als Printversion erhältlich.

Kontakt: Dr. Hans-Ulrich Wagner; E-Mail: hans-ulrich.wagner@uni-hamburg.de

RuG

40 Jahre ZDF

Eine Ausstellung und ein Buch

Anlässlich seines Sendebeginns am 1. April 1963 – vor 40 Jahren – zeigt das Zweite Deutsche Fernsehen (ZDF) noch bis zum Sommer 2003 in der Meistersmannhalle seines Sendezentrums in Mainz die Fotoausstellung »Fern-Sehen aus der Nähe gesehen – Impressionen von Helmut R. Schulze«. Zum gleichen Anlass erscheint der Bildband von Markus Schächter und Dieter Stolte herausgegebene Bildband »Zeitreise ZDF«, der auf 256 Doppelseiten mit mehr als 1 500 Fotos vier Jahrzehnte Programm und Mediengeschichte veranschaulicht.

Die visuelle Bestandsaufnahme sieht ZDF-Intendant Markus Schächter als eine Selbstvergewisserung des erreichten Programmstandards mit dem Ziel, »dem Zukunftsbild immer näher zu kommen, das ZDF zum führenden Kreativ-Unternehmen der Branche und sein Angebot an die Zuschauer zu dem Programm für Deutschland weiterzuentwickeln«. Die Fotos aus dem Programm bieten, in 15 Kapiteln präsentiert, Seherfahrungen, Seherinnerungen und Seherlebnisse zu dem, was das ZDF zu einem führenden Programmunternehmen für Politik und In-

formation, Kultur und Bildung, erzählende und unterhaltende Angebote gemacht hat.

Der Bildband ist über die ZDF-Shops im Sendezentrum Mainz, in der Mainzer Innenstadt und im ZDF-Hauptstadtstudio Berlin zu beziehen.

RuG

100 Jahre Telefunken

Sonderausstellung im Rundfunkmuseum der Stadt Fürth

Anlässlich der Gründung von Telefunken am 27. Mai vor 100 Jahren eröffnet das Rundfunkmuseum der Stadt Fürth am 24. Mai 2003 eine Sonderausstellung zur Geschichte der Elektrofirma. Im Mittelpunkt der noch bis zum 20. Juli zu sehenden Ausstellung stehen die Geschichte von Radio und Fernsehen, die Entwicklung der Schallaufzeichnung und die von Rundfunksendern sowie Röhren.

Als Denkfabrik hat man Telefunken, ein Zusammenschluss von AEG und Siemens, oft bezeichnet. In den ersten 20 Jahren bis zur Einführung des Unterhaltungs-Rundfunks 1923 dominierte die militärische Nutzung. Erst dann spielen Geräte für das damals neue Medium eine Rolle.

1941 zieht sich Siemens aus der Firma zurück, AEG wird Alleinbesitzer des Unternehmens. In der Nachkriegszeit wird die Fertigung von Rundfunkgeräten in Hannover konzentriert. Telefunken geriet – seit 1966 in die AEG eingegliedert – in den Sog der Krise dieses Konzerns und wurde 1983 an Thomson-Brandt verkauft.

Mit über 200 Exponaten – vom 100 kW-Großsender von 1940 bis zur kleinen Elektronenröhre, vom Vorkriegsfernseher FE VI bis zur Tonbandmaschine – gibt die Ausstellung einen fundierten Überblick über ein zentrales Geschäftsfeld dieser Weltfirma. Die Ausstellung ergänzen eine umfangreiche Dokumentation, ein Beiprogramm mit Vorträgen (u.a. am 11. Juli: Prof. Karl Tetzner: 100 Jahre Telefunken) und eine Extraausgabe der Museumszeitschrift über Telefunken.

Weitere Informationen werden unter Tel. 0911-7568110 oder www.rundfunkmuseum.fuerth.de angeboten.

RuG

Rezensionen

Stefan Andriopoulos / Bernhard J. Dotzler (Hrsg.) 1929.

Beiträge zur Archäologie der Medien.

Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, 392 Seiten.

Das Jahr 1929 – der Scheitelpunkt der Weimarer Republik – hat nichts von seiner Faszination eingebüßt. Einem bis dato beispielhaften Aufstieg der ersten Demokratie auf deutschem Boden folgte ein in diesem Jahr nicht in vollem Ausmaß erkennbarer Niedergang, der wenig später in der Diktatur des nationalsozialistischen Regimes mündete. Um so verdienstvoller ist das, was die Herausgeber des Sammelbandes »1929« mit 16 Beiträgen präsentieren, nämlich eine Bestandsaufnahme des kulturellen Entwicklungsstandes Deutschlands. Dazu gehören nach Auffassung der Herausgeber konsequenterweise natürlich auch die neuen Medien: der Hörfunk (damals noch firmierend unter Rundfunk) und das Fernsehen. Mitherausgeber Andriopoulos behandelt in seinem Beitrag »Okkulte und technische Television«, während Birgit Schneider es vorbehalten ist, die »Test- und Leitbilder des frühen Fernsehens« auch an Hand von Abbildungen vorzustellen. Außer Beiträgen zum Film und zur Architektur dieses Jahres wird die Aufmerksamkeit auch noch auf ein herausragendes Ereignis im Rundfunkprogramm des Jahres 1929 gelenkt: den Lindberghflug, inszeniert vom Autoren- und Regie-Gespann Brecht, Hindemith und Weil. Weitere Beiträge befassen sich mit dem Film, in dem Jahr, in dem die flächendeckende Umstellung vom Stumm- zum Tonfilm bevorstand, sowie der Fotografie und der Architektur. Auch das Zeitalter der Datenverarbeitung wirft damals bereits seine langen Schatten voraus: »Die Schaltbarkeit der Welt« ist ein Beitrag überschrieben und mit dem Untertitel »Hermann Hollerith und die Archäologie der Medien« versehen.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Angela Cziczatka

US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg.

Österreich im Spiegel des US-Rundfunks.

Frankfurt am Main: Peter Lang 2003, 323 Seiten.

Die Rundfunkpropaganda gegen das nationalsozialistische Deutschland während des Zweiten Weltkriegs aus den Ländern der Alliierten ist schon seit mehr als zwei Jahrzehnten Gegenstand intensiver Forschung. Nunmehr liegt eine Publikation vor, die das »Radioprogramm für Österreich« (S. 9) untersucht. Der Autorin standen nicht nur einschlägige schriftliche Unterlagen in Washingtoner Archiven zur Verfügung, sondern auch Tondokumente von in den USA mitgeschnittenen Rundfunksendungen für Österreich und – was sie besonders hervorhebt – Interviews mit am antifaschistischen Ätherkrieg Beteiligten in Washington und New York.

Nach Ausführungen zu Vertreibung, Flucht, Emigration und Exil, zur Rolle und Funktion von Propa-

ganda an sich und den Gegenmaßnahmen des nationalsozialistischen Deutschland »auf die amerikanische Rundfunkpropaganda« – gemeint ist damit das Abhörverbot im Dritten Reich – kommt die Autorin auf die Veränderungen der US-Medienstrategie im Laufe des Jahres 1942 zu sprechen. Hatten bis zu diesem Zeitpunkt noch die privaten Rundfunkveranstalter (nicht: »Rundfunkanstalten, S. 87; dies ist ein Begriff aus der westdeutschen Rundfunklandschaft seit Ende der 40er Jahre) dominiert, so schalteten sich nunmehr staatliche Organisationen wie das Office of War Information ein. Im Mittelpunkt der Darstellung steht das auf Österreich ausgerichtete Rundfunkprogrammangebot vor dem Hintergrund der nicht eindeutigen Österreich-Politik der Alliierten: Sie schwankte zwischen der Aussage, Österreich sei das erste Opfer Hitlerscher Aggressionspolitik gewesen und könne deswegen mit seiner Erneuerung als Staat rechnen – wobei in amerikanischen Regierungskreisen, wenn auch nur insgeheim Zweifel an dessen Überlebensfähigkeit geäußert wurden –, sei aber nichtsdestoweniger für die Gräueltaten des nationalsozialistischen Gewaltregimes (mit)verantwortlich zu machen. Diese Ambivalenz spiegelte sich zwangsläufig auch in den Radiosendungen wider, die sich sowohl an die österreichischen Emigranten in den USA, die Österreicher in Gefangenenlagern sowie diejenigen in der ehemaligen Alpenrepublik wandten, die neu aufstehen sollte. In welcher Form Emigranten in die Windungen alliierter, speziell amerikanischer Politik bzw. Propagandapolitik eingebunden waren, versucht ein eigenes Kapitel nachzuspüren. Außerdem gibt es zwei kurze Abschnitte zur Rezeption, die aber wenig erhellend sind – geschuldet auch sicher dem Umstand, »dass die zur Verfügung stehenden Dokumente nicht sehr zahlreich sind« (S. 9), wie die Autorin schon eingangs eingestanden hatte.

Es gibt die These, dass insgesamt die antifaschistische Rundfunkpropaganda »in den Wind gesprochen« gewesen sei – jedenfalls in Bezug auf das Großdeutsche Reich, zu dem ja auch Österreich bis 1945 zählte, nicht jedoch bei der Bevölkerung in den von Truppen des Dritten Reiches besetzten Staaten, deren Widerstand ganz entschieden vom Rundfunk beeinflusst wurde. Deswegen ist es völlig abwegig, wenn die Autorin behauptet, österreichische Emigranten hätten wegen ihrer Mitwirkung am US-Rundfunk dazu beigetragen, »dass Menschen, auch wenn es nur eine kleine Zahl war, aufgerüttelt wurden, das Regime des Dritten Reiches zu kritisieren begannen und sich letztendlich davon distanzieren«. (S. 303) Und sie setzt noch eins drauf – ganz in der jahrzehntelang in der zweiten österreichischen Republik gepflegten Opferrolle, die allerdings längst revidiert worden ist: »Damit lässt sich aber auch das verbreitete Bild des Österreichers als gehorsamen Jägers und Mitläufer des Nationalsozialismus widerlegen.« (Ebd.) Die Autorin hat offenbar keine Ahnung von der neueren Forschungsliteratur ihres Landes – Literaturhinweise enden offenbar im Jahr 1993, zehn Jahre vor Erscheinen ihres Buches. Der Rezensent

lässt sich gerne eines Besseren belehren, falls er etwas übersehen haben sollte.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

**Claus-Dieter Krohn / Axel Schildt (Hrsg.):
Zwischen den Stühlen?**

Remigranten und Remigration in der deutschen Medienöffentlichkeit der Nachkriegszeit (= Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 39). Hamburg: Hans Christians 2002, 431 Seiten.

»Zwischen den Stühlen«, das bekannte Bild vom Unangepassten, vom Unzeitgemäßen, vom Nicht-einfach-Einzuordnenden, hier demonstrativ mit einem Fragezeichen versehen, wird für den Titel des Sammelbandes herangezogen. Die beiden Historiker Claus-Dieter Krohn und Axel Schildt lassen 18 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Wort kommen, die gemeinsam mit ihnen versuchen, das Schnittfeld zweier noch im Aufbau begriffener Forschungsbereiche auszuloten. Auf der einen Seite die Remigrationsforschung, die mittlerweile beachtliche Ergebnisse aufzuweisen beginnt, auf der anderen Seite die Zeitgeschichtsforschung, die sich der Tatsache bewusst wird, dass die Massenmedien und eine medial konstruierte Öffentlichkeit wirkmächtige Faktoren der Politik- und Gesellschaftsgeschichte sind. Der für eine wissenschaftliche Publikation sehr ansprechend gestaltete Band (Fadenbindung, Halbleineneinband, Schutzumschlag, Lesebändchen) dokumentiert nun die Referate, die im September 2001 in Hamburg gehalten wurden. Unter der Tagungsüberschrift »Remigration und Remigranten in den Medien der Nachkriegszeit« hatte damals die Herbert-und-Elsbeth-Weichmann-Stiftung in die Hansestadt eingeladen.¹

Die veröffentlichten Beiträge von Jessica C.E. Gienow-Hecht, Gabriele Clemens, Edgar Wolfrum, Jan Foitzik widmen sich im ersten Abschnitt der Medienpolitik der vier alliierten Siegermächte und untersuchen die Rolle der daran beteiligten Remigranten. Claus-Dieter Krohn, Bernd Greiner, Helmut G. Asper, Michael Hochgeschwender, Patrik von zur Mühlen und Uta Gerhardt nehmen danach ausgewählte journalistische Netzwerke in den Blick – u.a. den »Congress for Cultural Freedom« – und versuchen deren Handlungsstrategien nachzuzeichnen. Biographische Fallstudien – z.B. zu Hans Mahle, Alfred Kantorowicz, Kuno Brandel und Fritz Eberhard – von Marita Krauss, Julia Angster, Wolfgang Gruner, Guido Müller, Konrad Dussel, Petra Galle und Daniela Münkel schließen sich an. Die Bilanzen über Wirkung und Einfluss von Rückkehrern aus dem Exil fallen – wie nicht anders zu erwarten – unterschiedlich aus. In der Summe aber schärfen sie die Aufmerksamkeit dafür, dass die Zeiten der gängigen Pauschalierungen endgültig vorbei sind. Weder ist der Einfluss der Remigranten weiterhin als eine Quantité négligeable beiseite zu schieben, noch können die Rückkehrer von vorneherein als die wirkmächtigsten Protagonisten klassifiziert werden bei einer gesellschaftlichen Neuordnung, die sich der Arbeitshypothese einer »Stunde Null« verschrieben hat. Es sind gerade die Vernet-

zungen, Freundschaften und Koalitionen, die es Remigranten erlauben, sich zusammen mit anderen Persönlichkeiten erfolgreich durchzusetzen, und es sind die politischen Rahmenbedingungen, die individuelles Scheitern verursachen können, wenn der Betreffende seine Zielsetzungen quer zu ihnen stellt. Schließlich sind es aber immer wieder auch die einmaligen Konstellationen, die erfolgreiches Handeln im einen Fall ermöglichen, im anderen Fall zunichte machen. Insofern ist jeder dieser Beiträge hoch informativ und spannend zu lesen.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

¹ Vgl. den ausführlichen Bericht in: RuG Jg. 27 (2001), H. 3/4, S. 181f.

**Ursula Heukenkamp (Hrsg.)
Schuld und Sühne?**

Kriegserlebnis und Kriegsdeutung in deutschen Medien der Nachkriegszeit (1945 - 1961). Internationale Konferenz vom 01. - 04.09.1999 in Berlin (= Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 50, 1+2). Amsterdam: Rudopi 2001, 827 Seiten.

Die Aufarbeitung der Vergangenheit in den Jahren und Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs steht auf der Tagesordnung der Wissenschaft. So verwundert es nicht, dass 60 Jahre nach Kriegsbeginn im September 1999 eine viertägige interdisziplinäre Konferenz in Berlin stattfand, an der Wissenschaftler nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus den USA, Frankreich, Italien, Großbritannien, Kanada, der Tschechoslowakei, Japan, Polen und Österreich – bedauerlicherweise aber nicht aus der Sowjetunion bzw. Russland – teilnahmen. In rund 60 Beiträgen befassten sie sich mit dem Thema »Schuld und Sühne?« in den anderthalb Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Die während der Tagung gehaltenen Vorträge werden in den beiden Bänden in überarbeiteter Form publiziert.

In ihrer Vorbemerkung macht die Herausgeberin darauf aufmerksam, dass die Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs in Literatur, Film und Fotografie (hinzuzufügen wäre: im Rundfunk) nicht erst 1945 begann. Vielmehr war das Thema bereits seit Kriegsbeginn in den Medien präsent: sowohl in den Wochenschauen und in der Propagandaliteratur im nationalsozialistischen Deutschland als auch in den Schriften der »Inneren Emigration« und den Werken der Exilautoren. Deswegen habe die Aufarbeitung des Kriegserlebnisses nicht bei Null anfangen müssen, da danach die Veröffentlichungen von Kriegserlebnissen, Tagebüchern von der Front und Aufzeichnungen aus der Kriegsgefangenschaft weitergingen. Dabei gab es kein Kontinuum, sondern Unterbrechungen, weil alles gesagt schien, beispielsweise Ende der 50er Jahre; danach aber habe es erneut Diskussionen gegeben, angestoßen durch die zweite Nachkriegsgeneration (gemeint sind die 68er in Westdeutschland); aufzuarbeiten sei alles erst nach der Wende 1989/90 in Deutschland gewesen, ein

neuer Diskurs über den Zweiten Weltkrieg sei möglich geworden.

Eindrucksvoll ist das Themenspektrum: Es reicht – literarisch – von der Aufarbeitung von Erich Maria Remarques – Teilnehmer des Ersten Weltkriegs – auch verfilmtem Buch ›Im Westen nichts Neues‹ Ende der 20er/Anfang der 30er Jahre bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg: zu Heinrich Böll und Franz Fühmann – beide Leidtragende des Zweiten Weltkriegs. Zeitgenössisches und Retrospektives werden in den einzelnen Beiträgen aber nicht voneinander getrennt: Thematisch gebündelt befassen sich die Autoren u.a. mit »Kriegserzählungen«, »Schlachtbeschreibung – Stalingrad«, dem Phänomen »Heimkehr«, aber auch mit dem verordneten Erinnern in den Medienangeboten der beiden deutschen Staaten. »Erinnerungspolitik und Institutionalisierung (Gelenktes Erinnern)« heißt der entsprechende Abschnitt, ergänzt um »Deutschlandbilder« und »West-östliche Kriegsbilder«.

Romane und Lyrik beherrschten das Feld, aber es gab auch den Beitrag des Films und des Rundfunks, mit denen sich einige Beiträge befassen: So untersucht Jörg-Uwe Fischer die Sendungen des Hörfunks zum Thema Stalingrad von SBZ und DDR und wirft dabei auch einen (Rück-)Blick auf die einschlägigen Beiträge der deutschsprachigen Sendungen aus der Sowjetunion von 1943 bis 1945. Das Thema ›Stalingrad‹ sei »propagandistisch instrumentalisiert gewesen«; dabei kam es zu einer Art Medienverbund zwischen Buchpublikationen und Rundfunk, in dem beispielsweise schon 1945 mehrere Folgen »Theodor Plivier liest aus seinem Buch ›Stalingrad‹« liefen und 1954 Willi Bredel mit einer Lesung aus seiner Romantrilogie »Verwandte und Bekannte« zu Wort kam, die »die geschichtliche Größe des heldenmütigen Kampfes des sowjetischen Volkes gegen den deutschen Faschismus« verdeutlichen sollte. In Kommentaren und Reportagen – zumeist anlässlich der Erinnerungstage zur Kapitulation der sechsten Armee in Stalingrad – wurden aber auch die Erlebnisberichte von weniger prominenten Kriegsteilnehmern, die in sowjetische Kriegsgefangenschaft geraten waren, eingearbeitet: Sie drehten sich um das Eingeständnis eigener Schuld, verbunden mit der Frage, warum man so lange ausgehalten habe und blind gegenüber den Verbrechen gewesen sei – und die daraus, und zwar für alle Deutsche, zu ziehenden Lehren gegen den Krieg und folglich gegen eine Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland.

Jenseits von Stalingrad lenkt Ingrid Pietrzynski in ihrem Beitrag »›Vergessen ist zu einfach, Begreifen muß man!‹« den Blick insgesamt auf den »Zweite[n] Weltkrieg in literarischen Sendereihen des DDR-Hörfunks in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre – Literatúrauswahl und Lesartendeutungen«. Die Autorin weist darauf hin, dass wegen der staatlichen Anleitung des DDR-Rundfunks es sich »bei den vorzustellenden Sendungen (...) um authentische Zeitzeugnisse für die staatliche Sicht, auch auf das Thema ›Zweiter Weltkrieg‹ [handelte] und wie die Schuldfrage im obwaltenden Ost-West-Konflikt staatlicherseits beurteilt wurde und welche Lösungen man sich dafür wünschte«. Einen Schritt zurück geht Chri-

stine Bartlitz mit ihren Ausführungen zum »Nürnberger Prozeß in Reportagen und Kommentaren des Berliner Rundfunks 1945/46«. Sie resümiert: Die Auswertung der Sendungen mache deutlich, dass sie nicht nur Auskunft über Themen, Inhalte und Formen der gesellschaftlichen Kommunikation gebe, sondern auch über kollektive Befindlichkeiten als Quelle für die Alltags- und Mentalitätsgeschichte. Der bundesdeutsche Hörfunk bleibt in diesem Zusammenhang völlig ausgeblendet – warum, wird nicht thematisiert.

Um so erfreulicher wird dieses Thema von drei Autoren behandelt, die das Fernsehen ins Visier nehmen: Wolfgang Mühl-Benninghaus liefert über die politischen Systemgrenzen hinweg den gesamtdeutschen Überbau mit seinem Beitrag »Vergeßt es nie! Schuld sind sie! Zu Kriegsdeutungen in den audiovisuellen Medien beider deutscher Staaten in den vierziger und fünfziger Jahren«. Als jeweils speziell west- bzw. ostdeutsche Sichtweise sind die Ausführungen von Knut Hickethier bzw. Peter Hoff über »Kriegserlebnis und Kriegsdeutung« im Fernsehen der Bundesrepublik bzw. in dem der DDR ergänzend dazu gedacht. An Gemeinsamkeiten ist hervorzuheben, dass die »Interpretation von Weltkrieg und NS-Herrschaft einer Beförderung der Integration in den jeweiligen Staat diene, weil dessen Grundlagen und Eigenschaften sich stets positiv von der Vergangenheit abhoben.«

Der Sammelband transportiert wichtige Erkenntnisse, lässt aber auch Lücken erkennen, die zu weiteren Forschungen anregen.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Jörg Hucklenbroich / Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk

(= Jahrbuch Medien und Geschichte 2002).

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2002, 389 Seiten.

Während Beziehungen, die zwischen Film und Schriftstellern seit den Anfängen dieses technischen Mediums bestehen, in den letzten Jahrzehnten aus unterschiedlichen Perspektiven Aufmerksamkeit innerhalb literatur-, kultur- und medienwissenschaftlicher Forschungen gefunden haben, ist der Rundfunk ein insgesamt in der Forschungslandschaft schwach bearbeitetes Gebiet. Insofern ist den beiden Herausgebern des Bands zuzustimmen, wenn sie in der Einleitung schreiben: »Mit der Rolle, die Schriftsteller in dem (seinerzeit neuen) Medium Hörfunk als konzeptionelle, redaktionelle und kreative Mitarbeiter gespielt haben und spielen, hat sich die Forschung (...) nicht angemessen beschäftigt.« (S. 9) Worin könnte nun das Interesse liegen, sich mit diesen Fragen zu befassen? Abgesehen von einem allgemeinen rundfunkhistorischen Interesse versprechen Forschungen auf diesem Gebiet z.B. nähere Erkenntnisse darüber, wie sich z.B. Produktions- und Rezeptionsmodalitäten verändern, wie sich Konzepte vom Lesen und von Lesern, vom Publikum entwickeln, wenn nicht mehr allein das gedruckte Wort, sondern auch das im Rundfunk Gehörte zum kulturellen Wissen zählt.

Die Fragen, die der vorliegende Band an Fallbeispielen zu beantworten versucht, beziehen sich vor

allem auf die Produktionsseite: Wie, so lautet eine Ausgangsfrage nahezu aller Beiträge, werden im 20. Jahrhundert aus Schriftstellern Medienautoren, die Romane und Erzählungen, Hörspiele und Reportagen, gegebenenfalls auch noch Drehbücher für Filme oder Fernsehspiele schreiben? Neben Schriftstellern, die über das Schriftmedium hinaus auch das auditive Medium Rundfunk und die audiovisuellen Medien Film und Fernsehen »bedienen«, werden auch Personen porträtiert, die als Autoren, Intendanten oder Redakteure für und im Rundfunk gearbeitet haben.

Es gibt Beiträge zu Schriftstellern, die in der DDR gelebt haben; den eindeutigen Schwerpunkt bilden allerdings Personen, die im Westen gelebt und gearbeitet haben. Darunter finden sich solche, deren Werk zum Kanon der Literatur gerechnet wird, und es gibt Porträts zu Schriftstellern, die (meistens nicht zufällig) eher in Vergessenheit geraten sind. Einen Schwerpunkt bilden solche Autoren, die traditionelle Hörspiele verfasst haben, aber mit Helmut Gerken ist z.B. auch ein wichtiger Vertreter des experimentellen Hörspiels einbezogen. An der Liste der vorgestellten Schriftsteller lässt sich nur eine einzige Gemeinsamkeit ausmachen: Alle haben, neben ihren Arbeiten für den Rundfunk, auch Bücher publiziert. Außer dieser Gemeinsamkeit ist allerdings auch kein weiteres Auswahlprinzip zu entdecken, und die Herausgeber geben auch in ihrer Einleitung keinerlei Auskunft darüber, nach welchen Kriterien die Beiträge ausgewählt worden sind. Der Leser erfährt im Vorwort lediglich, dass der vorliegende Band »auf Diskussionen und Tagungen zurück[geht], die die Fachgruppe Literatur des Studienkreises Rundfunk und Geschichte in den letzten Jahren geführt hat«. (S. 7) Hier hätte man sich als Leser einen Hinweis zur Auswahl der porträtierten Personen gewünscht, oder wenigstens darauf, dass die Auswahl eher zufällig ist, dass auf diese Weise bekannte und unbekanntere, ältere und jüngere Schriftsteller, die als freie Mitarbeiter gearbeitet haben, ebenso wie solche, die Redakteure gewesen sind, vorgestellt werden.

Es fehlt im weiteren auch ein Hinweis zur gewählten Textform: Das Spektrum reicht vom elegant geschriebenen und informativen Essay (Karl Karst) über eher konventionelle wissenschaftliche Beiträge bis zu einem Interview (mit Martin Walser, dessen Verachtung für seine eigene Rundfunkbiographie eher Fragen aufwirft, als Antworten gibt). Die Mehrzahl der Beiträge sind Aufsätze, die, in der Regel gründlich recherchiert und mit solidem Faktenwissen, einen Überblick über das Werk geben und Hinweise zur Interpretation liefern. In solchen Interpretationen geht dann häufig der Blick für die unterschiedlichen Arbeitsformen in unterschiedlichen Medien und ihre Rahmenbedingungen verloren.

Das Einzige, was alle Beiträge verbindet, sind Mediographien am Ende. Sie bilden für manche kommende Untersuchung, die sich mit dem Problemkomplex Schriftsteller und Rundfunk beschäftigt, eine brauchbare Grundlage. Dies tröstet allerdings nicht über ein immer wieder sich einstellendes Gefühl der Langeweile hinweg, wenn Medium für Medium und Werk für Werk abgehandelt werden und dies fast ausnahmslos in einem Duktus, der so gut wie frei von

Überraschungen und analytisch interessanten Reflexionen ist.

Das Defizit an analytischer Schärfe betrifft vor allem einen Sachverhalt, der zwar allgemein bekannt ist, für den es aber bislang keine befriedigende Analyse gibt: Hans Richters Situationsbeschreibung für die Nachkriegsautoren, dass nämlich fast alle vom Rundfunk gelebt haben, trifft auch noch auf spätere Jahre zu, und an diesem Befund dürfte sich auch am Beginn des 21. Jahrhunderts nichts Grundlegendes geändert haben. Dieser Sachverhalt, dass der Rundfunk eine entscheidende Einnahmequelle bildet, steht in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis zu der Tatsache, dass die Arbeiten für den Rundfunk – subjektiv – häufig als bloßer Broterwerb gewertet werden. Dabei gehört das Format, das am meisten bedient wird – nämlich das Hörspiel – zu jenen, die bereits seit den Anfängen des Rundfunks als eine künstlerische Ausdrucksform eingestuft wird, für die es zudem seit der Nachkriegszeit mit dem »Hörspielpreis der Kriegsblinden« einen renommierten Preis gibt. Vermutet werden muss darüber hinaus, dass mancher Autor, der für den Rundfunk arbeitet und auch Romane schreibt, als Rundfunkautor die größere Aufmerksamkeit und Anerkennung gefunden hat. Welches sind die Gründe dafür, dass sich nach wie vor der Glaube daran hartnäckig hält, dass das gedruckte Wort das Königsmedium sei, dem die auditiven und audiovisuellen Medien das Wasser kaum reichen könnten? Wie erklärt sich die Gewalttätigkeit, mit der man seinen Rang als Schriftsteller verteidigt und all seine zeitlichen und auch intellektuellen Investitionen in das Massenmedium Rundfunk eher marginalisiert?

Es wäre notwendig, dass das Netzwerk und die in diesem Netzwerk sich herausbildenden Wertungen rekonstruiert werden, die sich zwischen den auditiven und audiovisuellen Medien, den Schriftstellern und Verlagen mit der Zeit herausgebildet haben. Manche Asymmetrie zwischen Literatur- und Mediensystem könnte sich dabei ergeben und manche Selbst- und Fremdbeschreibung der in beiden Systemen Agierenden könnte ein schärferes Profil gewinnen. Wenn man mit dieser Erwartung das vorliegende »Jahrbuch Medien und Geschichte 2002« liest, kommt man nicht auf seine Kosten. Der Band liefert vor allem Materialien. Es hätten gerne einige Analysen mehr sein dürfen.

Irmela Schneider, Köln

Ruth Blaes / Heike Kraft (Hrsg.)
Geschichten, die das Medium schrieb.
 Schriftsteller über 80 Jahre Radio.
 Berlin: VISTAS Verlag 2002, 182 Seiten.

Radiogeschichte einmal anders: als Ensemble von Radiogeschichten, sprich Texten, in denen das Medium selbst Thema ist. Zwei Beispiele aus der deutschen Literatur sind besonders bekannt. Unübertroffen der satirische Blick auf die Arbeit eines öffentlich-rechtlichen Redakteurs in der Abteilung Kulturelles Wort, wie ihn der medienerprobte Schriftsteller Heinrich Böll 1955 seinen Lesern gestattete. Denn wer wie Dr.

Murke auf Anweisung des Intendanten 27 Mal das Wort »Gott« durch »jenes höhere Wesen, das wir verehren« in Bur-Malottkes neuestem religiös-kulturgeschichtlichen Vortrag ersetzen muss, dem sieht jeder Leser die Leidenschaft für das Sammeln von Bandschnipseln mit Schweigen nach. Und dann die Geschichte vom Rundfunk als Lebensmittel, als Überlebensmittel: Kein anderer Roman schildert dies so eindringlich und packend wie Jurek Beckers »Jakob der Lügner«. Das im Konzentrationslager vermeintlich vorhandene Empfangsgerät wird zum Protagonisten der Geschichte.

Passionierten Lesern wird unweigerlich eine Fülle von weiteren Radio-Texten ins Gedächtnis kommen: Geschichten, die vom Radiohören erzählen und von den Bedingungen der Rundfunkarbeit berichten; Gedichte und Lieder, in denen die Bedeutung des Mediums als Informationsquelle und als Unterhaltungslieferant gefeiert werden; Hörspielszenen, in denen kritisch die Funktion des Rundfunks reflektiert wird. Was der neugierig gewordene Blick in Nachschlagewerke zu Stoffen, Motiven und Themen der Weltliteratur vermissen lässt – nämlich einen Eintrag zu Radio und Rundfunk –, dem versuchen Ruth Blaes und Heike Kraft mit einer kleinen Anthologie zum Thema Radio entgegenzuwirken. Ihr Band versammelt 38 Texte – eine bunte Sammlung: Längere und bis zum Minitext eingekürzte Prosastücke, Szenen und Dramenausschnitte, Gedichte, aber auch essayistische Ausführungen über das Radio sollen zu kleinen Reisen im Ohrensessel einladen.

Verschiedene Gliederungsprinzipien sind erkennbar, beispielsweise das chronologische, wenn es mit Albert Einstein, Karl Valentin, Kurt Tucholsky und Bert Brecht in die »Frühzeit des Radios« geht sowie mit Joseph Goebbels, Hans Sahl, Thomas Mann und Stefan Heym in den Ätherkrieg von 1933 bis 1945 – die Überschrift dieses Kapitels heißt: »Radio als Waffe«. Oder das geografische, wenn eine Stippvisite nach Lateinamerika führt, bevor man thematisch als Leser mit Texten von Martin Walser, Max Goldt und Hans-Magnus Enzensberger einen Blick auf die »Innenansichten der Sender« werfen kann und abschließend zu einzelnen »Hörabenteuern« bei Ror Wolf, Michael Krüger und Franz Xaver Kroetz entführt wird.

Literarische Entdeckungen gibt es in der Textsammlung zuhauf. Alois Brandstetters Geschichte etwa, die aus der Sicht eines Kindes vom Einzug des ersten Rundfunkgeräts in eine abgeschiedene ländliche Region Österreichs in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erzählt. Die kleine Geschichte illustriert sehr schön, was in der sozialgeschichtlichen Forschung unter dem Aspekt der Aneignung des Mediums abgehandelt wird: den Stellenwert des Apparats und seiner Botschaften in der Gesellschaft, den zugewiesenen Platz im Haus, den sozialen Standort im familiären Gefüge. Oder der kleine Abschnitt aus Marcel Beyers 1995 erschienenem Roman »Flughunde«, der der akustischen Faszination des Dritten Reiches nachspürt. Ausgehend von dieser Frage, warum das NS-System stimmlich so erfolgreich wirken konnte, widmet sich eine mittlerweile virulente Forschung dem akustischen Phänomen von »Führers

Stimme« und fragt gezielt nach der stimmlichen Präsenz und der auditorischen Seite des Massenmediums und seiner durch ihn vermittelten Inhalte. Schließlich sollte man es nicht versäumen, mit Ror Wolf dem Erlebnis nachzuspüren, das die faszinierenden Jazz-Rhythmen in den frühen 50er Jahren für einen DDR-Bürger darstellen konnten, und sich von Friedrich Christian Delius noch einmal zum Jubel über das Siegestor von Bern zurückführen zu lassen.

So bestechend die Idee der Anthologie ist und so lesenswert diese Radiogeschichten sind, so wenig ist die Aufmachung des Buches nachzuvollziehen. Das im Rahmen der Zentralen Fortbildung Programm ARD/ZDF (ZFP) entstandene Bändchen verströmt den Charme eines hektographierten Readers, der ihm vielleicht einmal zugrunde gelegen haben mag. Ratlosigkeit herrscht, warum das Textbild am oberen und am jeweils äußeren Seitenrand so nah am Beschnitt liegen muss, während der Seiteneinzug von der Buchmitte her mehr als großzügig bemessen ist. Schließlich geben sich die beiden Herausgeberinnen in ihrem insgesamt spürbaren Sammlerengagement ebenso merkwürdig weitschweifend wie erstaunlich wortkarg. Redaktionelle Einleitungen führen den Leser in die dargebotenen Textabschnitte ein; aber Hinweise, warum nach welchen Kriterien in den Texten offensichtlich massiv gekürzt wurde, fehlen. Die bio- und bibliographischen Angaben sind umfangreich, doch die beiden kaum vier Seiten umfassenden Vorworte bieten keinerlei Information zum Anlass dieser Sammlung, geschweige denn zu den Kriterien der Auswahl. Was also sind alles Radiogeschichten und was sollte man sinnvollerweise dazu zählen? Ein systematischer Zugang fehlt daher ebenso wie die Sammlung Leitfragen an diese Form einer Radiogeschichte vermissen lässt. Das interessante Thema ist durchaus noch offen.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

Götz Schmedes Medientext Hörspiel.

Ansätze einer Hörspielsemiotik am Beispiel der Radioarbeiten von Alfred Behrens (= Internationale Hochschulschriften, Bd. 371)
Münster u.a.: Waxmann 2002, 324 Seiten.

Was ist ein Hörspiel, was macht es aus? Die Beschreibung seiner Elemente gehört zum Repertoire der Literatur über Hörspiele seit es Hörspiele gibt. Es begann mit dem Streit über die Bedeutung von »Geräuschkulissen« und hörte bei der Diskussion über das »Wort als zeugende Kraft« (Richard Kolb: »Das Horoskop des Hörspiels«. 1932) längst nicht auf. Mit den Standardwerken der 60er Jahre, mit Friedrich Knillis »Das Hörspiel. Mittel und Möglichkeiten eines totalen Schallspiels« (1961), Heinz Schwitzkes »Das Hörspiel. Dramaturgie und Geschichte« (1963) und Eugen Kurt Fischers »Das Hörspiel. Form und Funktion« (1964) – Werner Klipperts »Elemente des Hörspiels« (1977) war ein Nachzügler – schien das Thema erschöpft, Sprache, Geräusch, Musik, als das Material, das durch diverse Montage-Verfahren in Beziehung gesetzt wird, hinreichend dingfest ge-

macht zu sein. Die Hörspielforschung konnte sich in der Folge einzelnen historischen und formalen Aspekten zuwenden.

Inzwischen hat sich der Untersuchungsgegenstand verändert, ausdifferenziert in verschiedene Spielarten des literarischen Hörspiels, der »audioart«, der »ars acustica«, des interaktiven-, des live-, des Internet-Hörspiels, die sich partiell vom Ursprungs-Medium, dem Radio, verlagert haben in Konzertsäle, Galerien, das Internet oder auf kommerzielle und nicht-kommerzielle Tonträger. Neue Techniken liegen dem zugrunde, voran die Digitalisierung und Veränderungen in der Medienlandschaft sowohl auf der Distributions- wie auf der Rezeptions-Seite. Dies einbeziehend wagt sich Götz Schmedes noch einmal daran, Hörspiele unter dem Material-Aspekt zu untersuchen, um so vielleicht doch noch zu einer »Typologie der Radiokunst« (S.249) zu kommen, für die wissenschaftlich fundierte, objektivierbare Kriterien zu finden seien. Natürlich setzt auch er wieder an den bekannten Bestandteilen des Akustischen an, diesmal jedoch streng analytisch und exemplarisch im Rekurs auf semiotische Verfahren, wie sie bereits im Bereich Literatur, Film und Theater angewandt wurden – aber noch nicht im Bereich akustischer Kunst.

Schmedes versucht »das Hörspiel als semiotisches System« (S. 59ff.) zu begreifen, als »Medientext«, der aus Zeichen besteht, die es im Kontext ihrer »Sprache« zu verstehen gilt. Er unterscheidet dabei »allgemeine Zeichensysteme«: Sprache, Stimme, Geräusch, Musik, Stille, die es auch außerhalb seines Untersuchungsgegenstandes gibt, Originalton und »audiophone Zeichensysteme«: Blende, Schnitt, Mischung, Stereophonie und elektroakustische Manipulation, die er in seinem konkreten Analyseverfahren segmentieren und in ihren Bezügen betrachten möchte. Ausgangspunkt kann dabei nicht das Manuskript, sondern muss die Produktion sein, die es zu protokollieren und notieren gilt. Werner Faulstich hat dies bereits mit H. G. Wells »War Of The Worlds« versucht, wenngleich weit weniger konsequent als Schmedes. Zudem zielte er auf die Analyse einer speziellen Rezeption im historischen Kontext, während es hier auf die Entwicklung eines speziellen Verfahrens ankommt.

Dieses soll nun auf zwei Hörspiele Alfred Behrens angewendet werden. Zuvor jedoch gibt es einen ausführlichen Überblick über die Radioarbeiten dieses Autors, die deutlich machen, warum Schmedes gerade ihn ausgewählt hat: Wie kaum ein anderer schöpft er die gesamte Bandbreite der möglichen »Zeichensysteme« und ihrer Bezüge aus. Seine Hörspiele enthalten traditionelle narrative Sprach-Elemente ebenso wie O-Töne, Musik-Zitate, eigene Musiken und Geräusche. In seinen Untersuchungen von »Das große Identifikationsspiel« und »Der Augenblick des Verlangens« geht Schmedes analog vor, fasst jeweils Inhalt und Handlungsverlauf zusammen, untersucht die Figurenkonstellationen, analysiert »paradigmatische Bezüge«, d.h. die Elemente, das »Inventar« der Hörspiele und seine Funktion, sowie »syntagmatische Bezüge«, d.h. deren spezielle Funktion und Bedeutung innerhalb einzelner Szenen und Sequenzen. In der Tat gelingt Schmedes so der

Nachweis, »wie das Verständnis eines Werkes zustande gekommen ist und wodurch es sich legitimiert« (S. 248), wodurch sich schließlich »wissenschaftliche Analyse von intuitiver Rezeption« (ebd.) unterscheidet. Der interpretatorische Erkenntniszugewinn bleibt allerdings gering, vor allem weil die Konnotationen der Zeichen, ihre Einordnung in einen historischen Zusammenhang der Produktion (z.B. der O-Töne) und der Rezeption (z.B. des Programmfeldes) dann doch nicht ausreichend gewürdigt werden. Aber schließlich geht es Schmedes ja zunächst nur um »Ansätze einer Hörspielsemiotik« und die liefert er durchaus. Ob sie weiterführen und sich als tragfähig erweisen, wird sich zeigen. Was aber in jedem Fall bleiben wird, ist Schmedes Verdienst, den aktuellen Stand von Alfred Behrens Hörspiel-Arbeiten systematisch erfasst zu haben – einschließlich eines Tonträgerverzeichnis, Radioessays, neben Primär- und Sekundärliteratur natürlich. Und das ist ja auch schon etwas.

Wolfram Wessels, Mannheim

Michael Stapper Unterhaltungsmusik im Rundfunk der Weimarer Republik.

Tutzing: Schneider 2001, 335 Seiten.

Neuere Studien zum Einsatz der Musik im Weimarer Rundfunk können auf die ausgezeichneten Vorarbeiten von Ludwig Stoffels und Susanna Großmann-Vendrey in der 1997 von Joachim-Felix Leonhard herausgegebenen »Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik« aufbauen.¹ Michael Stapper nutzt in seiner als musikwissenschaftliche Dissertation an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg vorgelegten Arbeit diese Chance, um sich einem spezielleren Aspekt, der Unterhaltungsmusik, intensiv zuzuwenden. Dabei verzichtet der Autor aus pragmatischen Gründen zunächst auf eine präzise Bestimmung dessen, was unter Unterhaltungsmusik zu verstehen ist. Neben traditionell zur Sphäre der populären Musik gezählten Werken wie Salonmusik und Schlager berücksichtigt er auch funkeigene Werke, die nicht eindeutig der Kategorie populäre Musik zuzuordnen sind.

Die Gliederung der Arbeit ist durch eine immer stärkere Einengung des Blickwinkels bestimmt. Am Anfang stehen als Rahmenbedingungen apostrophierte Einblicke in die Technikgeschichte, Organisation des deutschen Rundfunks, Anmerkungen zur Rezeption des neuen Mediums und zu Klangkörpern in den Rundfunkgesellschaften. Danach geht der Autor genauer auf die Problematik des Begriffs Unterhaltungsmusik in den 20er Jahren ein, skizziert ihre Fragmentierung in traditionelle und moderne Unterhaltungsmusik, um dann die Entstehung »rundfunkgeeigneter« Genres nachzuzeichnen. Ende der 20er Jahre gewinnt im Rundfunk die Frage, wie der Rundfunk über seine reproduzierende Funktion hinaus am Musikleben teilnehmen könne, an Bedeutung. In einem eigenen, umfänglichen Kapitel dokumentiert Stapper die Entwicklung dieser Diskussion und die Auftragsvergabepraxis für rundfunkeigene

Musik, d.h. Musik, die eigens für den Rundfunk komponiert wurde oder in sonstiger enger Beziehung zum Medium steht (Ursendung, thematischer Bezug). Der größte Teilabschnitt beschäftigt sich mit damals entwickelten Kriterien für rundfunkeigene Musik. Dabei stützt sich der Autor – wo immer möglich – auf die Notationen und Tonträger der Originalkompositionen. Obwohl sich die Forschungslage insgesamt deutlich gebessert hat, konstatiert der Autor besonders für diesen Forschungsbereich doch größere Lücken bei den Primärquellen, weshalb auch Sekundärquellen (Vorschläge für und Theorien über eine mögliche Rundfunkmusik) Berücksichtigung finden. Die herausgearbeiteten Kriterien (Besetzung, Instrumentation, Form, Stilparameter, Text, Interpretation) zeigen die Summe aller Überlegungen, die von Musikern, Komponisten, Funkverantwortlichen und Kritikern zum Thema rundfunkeigene Musik getätigt wurden.

Eine ausführliche Bibliographie, ein Verzeichnis musikalischer Werke sowie ein Personen- und Schlagwortregister schließen die Arbeit ab.

Stapper überzeugt durch eine sorgfältige Auseinandersetzung mit dem Thema und bringt im Detail einige neue Erkenntnisse. Spannend ist vor allem der letzte Teil, in dem ausführlicher auf einzelne Kompositionen aus jener Zeit eingegangen wird. Zusammen mit der noch recht jungen Veröffentlichung von Nils Grosch² und der Publikation von Leonhard kann damit von einer recht erfreulichen Literaturlage zur Musik im Radio der Weimarer Republik gesprochen werden.

Thomas Münch, Würzburg

¹ Joachim-Felix Leonhard (Hrsg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik. 2 Bde. München 1997.

² Nils Grosch: Die Musik der Neuen Sachlichkeit. Stuttgart u.a. 1999.

Franca Wolff

Glasnost erst kurz vor Sendeschluss.

Die letzten Jahre des DDR-Fernsehens (1985 - 1989/90) (= Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 18).

Köln: Böhlau-Verlag 2003, 320 Seiten.

Dramaturgisch geschickt beginnt die Autorin ihre Monographie mit einem Vorspann, dem Ende des Deutschen Fernsehfunks am 31. Dezember 1991. Mit Beginn des Jahres 1992 wurde er aufgrund des Einigungsvertrages aufgelöst. Mit Blick auf dieses Ende beginnt Franca Wolff die Geschichte des Fernsehfunks zwischen dem Machtantritt Michael Gorbatschows und dem Ende des SED-Regimes zu rekonstruieren.

Nach einer kurzen Vorstellung des Materials und der Vorgehensweise folgt eine in sich stringente Darstellung der Methodik. Mit Rückgriff auf Parsons Systemtheorie beschreibt die Autorin das DDR-Fernsehen als soziales Subsystem, das durch Interaktionsprozesse der darin Handelnden bestanden und funktioniert hat. Dieses Modell gestattet es ihr, die innerhalb und außerhalb des DDR-Fernsehens real exi-

stierenden Strukturen zu reduzieren, um die komplexe Wirklichkeit rund um den Fernsehbetrieb Adlershof sozialwissenschaftlich zu erfassen.

In den folgenden beiden Kapiteln wird zunächst ausführlich die innen- und außenpolitische Situation der DDR von 1985 bis 1989 dargestellt. Im Zentrum des Rekurses steht das Verhältnis zur sowjetischen Führung, die Honecker und Co. vor unerwartete Anforderungen stellte. Wie auch andere der sogenannten Bruderparteien weigerte sich das Berliner Machtzentrum, die neue Politik der Offenheit und Erneuerung mitzugehen. Stattdessen hielt es an der auf dem VIII. Parteitag 1971 eingeschlagenen Linie fest. Das Verbot der sowjetischen Zeitschrift ›Sputnik‹ in der DDR im Jahre 1988 war der erste eklatante Ausdruck für die Defensivposition, in die sich die SED manövriert hatte. Mit der Aufkündigung der Freundschaft zur Sowjetunion hatte sich die DDR-Führung selbst eines der Standbeine ihrer Existenzberechtigung amputiert.

Der historischen Einordnung folgt eine allgemeine Einführung in die Organisationsstrukturen des DDR-Fernsehens. Die Autorin beschreibt die vollständige ideologische Einbindung des Mediums in das politische System der DDR und illustriert ihre Ergebnisse durch ein beigelegtes Organigramm. Die Zuschauerforschung hingegen verwies, wie Frau Wolff deutlich herausarbeiten kann, die Fernsehmacher wie auch die sie gängelnden Ideologen auf die begrenzte Rezeption der Sendungen, der man durch zwei Programmreformen zu begegnen versuchte.

Vor dem Hintergrund des akribisch abgesteckten Terrains beginnt die Autorin in zwei Kapiteln sich ihrem zentralen Untersuchungsgegenstand, der Geschichte des DDR-Fernsehens, zuzuwenden. Zunächst richtet sie ihren Blick auf Schwerpunkte der jährlichen Programmplanung und die Zuschauerresonanz. Es wird deutlich, dass es dem DDR-Fernsehen bis etwa 1986 gelang, die Einschaltquoten relativ stabil zu halten; ab 1987 setzte dann ein stetiger Rückgang ein. Mit Recht verweist die Autorin hier auf den Zusammenhang zwischen selbstzufriedener Ausblendung eigener, immer offensichtlich werdender Missstände in der DDR und dem Ignorieren der sowjetischen Reformpolitik. Diese Informationspolitik erhöhte zwangsläufig die Rezeption der fast im ganzen Land zu empfangenden westlichen Programme. In bisher nicht nachzulesender Deutlichkeit werden in diesem Zusammenhang auch die teilweise sehr scharfen Auseinandersetzungen zwischen Politbüro und Staatlichem Fernsehkomitee auf der einen Seite und den Fernsehmitarbeitern auf der anderen über diese Programmpolitik dokumentiert.

Der letztgenannte Aspekt wird anschließend noch einmal Jahr für Jahr verifiziert. Insbesondere die Mitarbeiter der Fernseh-dramatik kritisierten in verschiedenen Formen intern die Arbeitsabläufe, die endlos verzögerten Entscheidungen und die politisch motivierten Eingriffe in die Stoffbearbeitung und Sendeabläufe. Diese exemplarisch dargestellte Kritik von unten ging einher mit einer Vielzahl von Parteiaus-treten. Auf dem Bildschirm war von diesen Auseinandersetzungen natürlich nichts zu spüren. Er blieb bis

zum Oktober 1989 fest in der Kontrolle der Parteihierarchien.

Das Buch endet mit einem kurzen Rückblick auf die letzten beiden Jahre des nunmehrigen Deutschen Fernsehfunks. Mit dem radikalen Kurswechsel innerhalb weniger Tage trug das Medium spätestens am 4. November 1989 wie nie zuvor in seiner Geschichte entscheidend zur Orientierung der DDR-Bürger bei. Das Fernsehen, das in der politischen Krise der DDR vor 1989 sich dysfunktional entwickelt hatte, gewann damit innerhalb kürzester Zeit seine Funktion insgesamt und vor allem seine publizistische wieder zurück.

Mir ist keine Monographie zu den DDR-Medien bekannt, die auf einer vergleichbar breiten Quellenbasis angelegt ist. Die Autorin hat nicht nur die Aktenbestände von ZK und Politbüro sowie des Staatlichen Komitees für Fernsehen intensiv ausgewertet, sondern u.a. auch den Bestand der SED-Kreisleitung des Fernsehens. Vor allem auf den letztgenannten Bestand stützen sich die Aussagen über den im Programm nicht erkennbaren Protest der Fernsehmitarbeiter. Neben diesen Akten im Bundesarchiv Berlin wertete Frau Wolff auch noch eine Vielzahl von Programmplanungs- und -analysebeständen aus, die in der Stiftung Deutsches Rundfunkarchiv Potsdam-Babelsberg liegen.

Mit Blick auf das Programm beschreibt Franca Wolff das DDR-Fernsehen nicht nur als diktatorisches Herrschaftsinstrument, sondern auch als ein von vielen DDR-Bürgern akzeptiertes Unterhaltungsmedium mit anerkannten Ratgeberfunktionen. Mit diesem differenzierten Blick nimmt sie auch die DDR-Bürger als mündige Zuschauer wahr, die ihr Fernsehen durchaus differenziert betrachten.

Sicher kann man sich fragen, weshalb die Autorin auch den historischen Hintergrund ihrer Arbeit weniger auf der bereits vorhandenen Sekundärliteratur als vor allem auf Originalquellen aufbaut. Diskutieren kann man auch, ob den Erinnerungen von Erich Selbmann, die mehrfach zitiert werden, nicht ein zu breiter Raum eingeräumt wurde oder ob die Autorin statt umstrittener Einlassungen von Stefan Wolle zu zitieren sich nicht besser auf seriösere Historiker hätte berufen können. Vielleicht hätte der Autorin auch Thomas Lindenbergers Konzept von Herrschaft und Eigensinn in einer begrenzten Diktatur geholfen, die Rolle der Fernsehmitarbeiter theoretisch besser zu fassen. Auf diese Weise hätten möglicherweise das engstirnige Festhalten der Programmverantwortlichen an ausgetretenen Wegen, das immer wieder thematisiert und an einigen Stellen fast redundant wirkt, wie auch die Darstellungen der ständigen Frustrationen der Mitarbeiter in Adlershof mehr gerafft werden können. Andererseits vermitteln die vielen Zitate etwas von der beklemmenden Situation in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, aus der es für die Betroffenen in Folge fehlender alternativer Arbeitsmöglichkeiten kaum ein Entrinnen gab.

Insgesamt liegt ein Buch vor, das Kommunikatoren und Rezipienten gleichermaßen kritisch ernst nimmt und das als Grundlage für weitere differenzierte Betrachtungen der DDR-Mediengeschichte wegweisend sein kann.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Manfred Görtemaker / Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz (Hrsg.)

Weimar in Berlin.

Porträt einer Epoche.

Berlin: be.bra verlag 2002, 222 Seiten.

Die Weimarer Republik war eine der ersten Epochen, die sich auch und vor allem über technische Bilder konstituierte. Die technischen Innovationen im Bereich der Fotografie, des Films und der Drucktechnik ließen die zirkulierenden Bilder rasant ansteigen. Zudem entdeckten nicht nur die Verlage, sondern vor allem die Leserschaft die Illustrierte als zeitgemäßes unterhaltendes und informatives Medium für sich. Über die Jahre hinweg sind einige Bilder, bedingt durch ihre Prägnanz aber auch ihre permanente Reproduktion, zu stil- und wissensbildenden Ikonen der Zeit geworden.

Diesem immergleichen visuellen Kreislauf setzt die großformatige Publikation als populäres Sachbuch eine eigenständige Position entgegen. Und dies vor allem durch die kenntnisreiche Auswahl und sorgfältige Präsentation des Bildmaterials des Bildarchivs Preußischer Kulturbesitz.

Auch wenn die Bildfolgen nicht überraschen, eher bestimmte Ikonen bestätigen und somit auch in den kleinen Differenzen Kontinuitäten fortschreiben: Es verschiebt sich der Blick auf eine bekannte Epoche. Natürlich kommen auch diese Bilder nicht ohne große Namen, Orte und Geschehnisse aus, bebildern bekannte Ereignisse, ohne diese gänzlich neu zu bewerten, geben ihnen aber eine andere Perspektive. Die inhaltliche Dichte der Bilder zwischen Alltagsausschnitt, sachlichem Dokument, dem beiläufigen unaufgeregten Schnappschuss und der inszenierten Geste wird durch die sorgfältigen und informativen Bildkommentare, die beinahe den Stellenwert eines eigenen Beitrags erhalten, ergänzt.

In acht umfangreich bebilderten Kurz-Essays wird noch einmal das politische, architektonische, urbane, literarische, kulturelle und publizistische Berlin der 20er Jahre erweckt, dessen Ende gleichzeitig der Aufstieg der Nationalsozialisten war. Während die neuen Medien, wie Film und Radio, als wesentlicher Bestandteil der urbanen Unterhaltungskultur keine eigenständige Würdigung erfahren, überrascht der Beitrag zu den Persönlichkeiten des Pressewesens. Einmal mehr verdeutlicht dieser kurze Überblick die herausragende Position und wichtige gestalterische Funktion einzelner Personen für die Medienlandschaft der Weimarer Republik. Hier ließe sich nach den Forschungen der frühen 70er Jahre auch wieder konstruktiv anknüpfen.

Der Schwerpunkt der populär gehaltenen Beiträge liegt in den Bereichen der sich ausdifferenzierenden Kultur und bei den politischen Entwicklungen. Hier wird eine Rezeption der Weimarer Republik fortgeschrieben, die naturwissenschaftliche Entwicklungen ausschließt bzw. sie nur am Rande streift. Diese Feststellung hat sicherlich die gleiche Ursache, die auch die ungebremste und nicht enden wollende Rezeption der Weimarer Republik begründet: das in der täglichen Praxis immer wieder erworbene und bestätigte Selbstbewusstsein der künstlerischen Elite und

eine kulturelle Dynamik, die sich durch ihre Präsenz, Leichtigkeit und Innovation auszeichneten. Letztlich steckt in der extensiven Beschäftigung mit dieser Epoche neben der Faszination und den für Deutschland so fatalen geschichtlichen Ereignissen auch die Trauer um den in späteren Zeiten nie wieder erreichten ästhetischen und intellektuellen Leitcharakter der Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften.

Michael Grisko, Berlin

Horst Jaedicke Tatort tagesschau.

Eine Institution wird 50.

Norderstedt: Allitera Verlag 2002, 235 Seiten.

Horst Jaedicke, Jahrgang 1924, ist ein Pionier der Tagesschau: Von 1952 bis 1954 arbeitete er als erster Redakteur dieser Sendung in Hamburg. Nach seiner Pensionierung – von 1959 bis 1986 war er Fernsehdirektor beim Süddeutschen Rundfunk – hat er 2001 noch einmal bei der Tagesschau hospitiert, deren Profil sich zwischenzeitlich grundlegend gewandelt hatte. Um sein Buch über die Tagesschau schreiben zu können, hat Jaedicke im Laufe mehrerer Jahre mit über 100 Zeitzugeen gesprochen, Primärquellen wie Protokolle der ARD-Gremien gelesen und eine Fülle von Literatur zum Thema studiert. »Die Summe stopfte ich in den ›Tatort tagesschau‹«, sagte Jaedicke in einem Interview.¹ Um dem kommerziellen Druck der großen Verlage zu entgehen, veröffentlichte Jaedicke sein Buch als »Book on Demand« (was bedeutet, dass ein Exemplar des Buches erst dann hergestellt wird, wenn eine Bestellung vorliegt).

Jaedicke lässt 50 Jahre der Tagesschau Revue passieren und legt damit die erste umfassende Monographie zur beliebtesten Nachrichtensendung des Fernsehens in Deutschland vor. Er gliedert sein Buch nicht chronologisch, sondern thematisch, indem er u.a. die Anfänge der Tagesschau behandelt, aus der Werkstatt der Sendung berichtet, das Verhältnis der Tagesschau zu Politik und Gesellschaft untersucht, die Sprecher der Tagesschau vorstellt und einen Eindruck der heutigen Konkurrenzsendungen der Privaten vermittelt. Die Informationen sind reichhaltig: Der Leser erfährt etwas über die Macher der Tagesschau (wie den ersten Leiter Martin S. Svoboda) und über juristische Auseinandersetzungen (wie den Tantienstreit um die Titelmusik der Sendung). Er lernt das ARD-interne Gerangel um Hamburg als den Standort der Tagesschau-Redaktion kennen und erhält einen Einblick in deren Führungsstrukturen. Der technische Wandel in der Übermittlung der Nachrichten wird ebenso thematisiert wie der Globalisierungsprozess im Nachrichtengeschäft.

Wer zu den langjährigen Tagesschau-Zuschauern zählt, wird dieses Buch gewiss schätzen, da bei der Lektüre nicht nur Erinnerungen wach werden (etwa an bereits gestorbene Sprecher), sondern die eigene Fernseherfahrung durch viele ergänzende Informationen bereichert wird. Obwohl Jaedicke ein Kapitel deutscher Mediengeschichte und kein autobiographisches Buch geschrieben hat, hat es keinen wissenschaftlichen Anspruch. So sehr der »Tatort tages-

schau« durch Präzision im Detail besticht, so locker sind doch einzelne, thematisch heterogene Textabschnitte zu einzelnen Kapiteln verknüpft. In begrifflicher Hinsicht fehlt ein wünschenswertes Maß an Klarheit: Ein zu offenes Nachrichtenkonzept verleitet Jaedicke zu der Annahme, auch die Tagesschau der 50er Jahre, die ganz im Stil der Kino-Wochenschau gehalten war, sei bereits eine Nachrichtensendung gewesen. So missversteht er den großen Wandel der Tagesschau 1959/60 von einer mehr oder weniger aktuellen Bildercollage gesellschaftlich oft nicht relevanter Ereignisse zu einer Nachrichtensendung als einen konzeptionellen Wandel der Nachrichtensendung Tagesschau.² Schließlich verzichtet der Autor grundsätzlich auf Nachweise seiner Informationsquellen. Das ist für die weitere Forschung bedauerlich, da der Band eine Fülle interessanter Neuigkeiten enthält, man jedoch ihre Herkunft nicht kennt und ihren Status nicht immer beurteilen kann.

Im Anhang des Buches finden sich nützliche Zusatzinformationen: Auf eine allgemeine Chronik der Tagesschau folgt eine Chronik des Tagesschau-Managements. Neben einem Verzeichnis der Literatur und der Gesprächspartner finden sich eine Tabelle mit allen Sprecherinnen und Sprechern, eine Liste mit deutschen Kino-Wochenschauen sowie eine Filmographie mit Sendungen über die Tagesschau. Ein Personenverzeichnis erlaubt einen gezielten Zugriff auf personale Informationen.

Joseph Garncarz, Köln

¹ BoD-AKTUELL 6, Nov./Dez. 2002, S. 13.

² Siehe hierzu Joseph Garncarz: Von der Bilderchau zur Nachrichtensendung. Der Wandel der »Tagesschau« in den 50er Jahren. In: RuG Jg. 28 (2002), H. 3./4., S. 122-128.

Karin Wehn »Crime-Time« im Wandel.

Produktion, Vermittlung und Genreentwicklung des west- und ostdeutschen Fernsehkrimis im Dualen Rundfunksystem (= Medienkultur, Bd. 4).
Bonn: ARCult-Media 2002, 356 Seiten.

Das Hallenser Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Martin-Luther-Universität hat sich in den vergangenen rund zehn Jahren um die Erforschung des deutschen Fernsehkrimis verdient gemacht. Die Publikationen der jungen Wissenschaftlerinnen Andrea Guder¹ und Ingrid Brück,² teilweise einzeln, teilweise gemeinsam oder zusammen mit ihren Kombatantinnen Andrea Menn und Karin Wehn sowie dem Projektleiter Reinhold Viehoff, haben geholfen, eine Lücke in der Forschung zu den Unterhaltungsfunktionen des Fernsehfilms in Deutschland West und Ost zu schließen. Das Institut ist nämlich nicht nur auf dem Gebiet der ehemaligen DDR ansässig, es beschäftigt sich auch speziell mit der Geschichte der Medienkultur in der untergegangenen ostdeutschen Teilrepublik.

Karin Wehn legt mit ihrer Dissertation nun eine weitere Veröffentlichung zu diesem Thema vor und nimmt sich darin einer seit rund zehn Jahren andau-

ernden Entwicklung an. Seit 1992 produzieren die privaten Programmanbieter fiktionale Fernsehserien. Damit haben sie sich von Distribuenten von Fremdprogrammen zu Produzenten eigener Programmangebote gemausert und machen den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten ARD und ZDF deren letztes Monopol, den fiktionalen Fernsehfilm, streitig. Seither vollzieht sich auch auf dem Gebiet der Bildschirmfiktion der Konkurrenzkampf zwischen öffentlich-rechtlichen und privat-kommerziellen Programmanbietern.

Die Zahl der Kanäle und Programme in den deutschen Fernsehhaushalten hat sich vervielfacht. Die ehemals »neuen« Privaten – die längst auch schon Jubiläen feiern – konkurrieren heute mit den traditionellen öffentlich-rechtlichen Kanälen mit 24-Stunden-Vollprogrammen. Rund 1 000 Stunden Fernsehprogramm kommen uns heute täglich per Breitbandkabel ins Haus, und die Prognosen verheißen eine Verzehnfachung dieses Programmangebotes infolge der in absehbarer Zeit zu erwartenden Digitalisierung.

Kriminalserien und -reihen haben die deutschen Fernsehprogramme besetzt. Eine wissenschaftliche Inventur dieses Angebotes kann also nur begrüßt werden. Diese Inventur nimmt Karin Wehn vor, wobei sie als zweiten Faktor neben der Programmervielfältigung, der die deutsche Krimiproduktion in jüngerer Zeit beeinflusst hat, die deutsch-deutsche Vereinigung mit einbezieht, durch die, was den Reihentitel und eine Reihe ehemaliger Kreativer betrifft, die ehemals ostdeutsche Fernsehreihe »Polizeiruf 110« in das öffentlich-rechtliche Krimiprogramm der ARD einbezogen wurde. Damit waren also in der wissenschaftlichen Analyse zwei deutsche Krimitraditionen zu verfolgen, denen die Autorin auch die beiden großen Abschnitte ihrer Arbeit (nach einer etwas langatmigen wissenschaftsmethodischen Einleitung) widmet. Dass dabei der westdeutschen Traditionslinie der größere Raum reserviert wird, ist dem Umstand geschuldet, dass für Karin Wehn von der ostdeutschen Krimientwicklung lediglich die vier Jahre zwischen Mauerfall und Neuaufnahme des reformierten »Polizeirufs« als Programmbestandteile des ARD-Krimiprogramms interessant waren.

Wenngleich sie im Titel ihrer Untersuchung angibt, »Produktion, Vermittlung und Genreentwicklung« des deutschen Fernsehkrimis im »Dualen Rundfunksystem« untersuchen zu wollen, so sind es letztlich nur die 90er Jahre, die sie einer wissenschaftlichen Analyse unterzieht. Die Veränderungen in der Programm- wie auch der Genreentwicklung setzten wesentlich früher ein, denn sowohl die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten der Bundesrepublik wie auch das Staatsfernsehen der DDR bereiteten sich bereits seit Anfang der 80er Jahre, auf den bevorstehenden Konkurrenzkampf mit privat-kommerziellen Fernsehprogrammen vor. So wurde in Ostdeutschland 1983 die »Alternative Programmpolitik« eingeführt, die den eigenen Programmen gegen die Unterhaltungsflut aus dem Westen helfen sollte, die Kriminalreihe »Polizeiruf 110« in den Vordergrund zu rücken und die ehemals rechtspolitische Aufklärungsreihe »Der Staatsanwalt hat das Wort« zur Krimireihe umzuwerten. Davon findet sich leider nichts bei Frau Wehn.

Freilich scheint Fernsehgeschichte nicht gerade ein Spezialgebiet der Autorin zu sein, denn sie behandelt ARD und ZDF in ihrem historischen Rückblick auf die Geschichte des bundesdeutschen Fernsehkrimis völlig gleich. Dazu unterlaufen ihr auch Fehler in der Bewertung wie beispielsweise bei der Behauptung, dass die Privaten »Vorreiter bei der immer stärker werdenden Separierung von Produktion und Vermittlung« der Programme seien. (S. 47) Diese Separierung hatte bereits das ZDF in den 60er Jahren vollzogen, das schon damals seine Fernsehfilme (die Fernsehspieltradition des ZDF kann vernachlässigt werden) von Fremdproduzenten herstellen ließ und sich lediglich die Redaktion vorbehielt. Sie irrt auch in ihrer Annahme, dass erst der Übergang von der Live-Produktion zur MAZ Ende der 50er Jahre »eine serielle Produktion möglich machte«. (S. 59) Die erste deutsche Fernsehserie »Unsere Nachbarn heute abend – Familie Schölermann« wurde bereits in der Epoche der Live-Sendungen (ab 29.9.1954) gestartet. Auch ihre Behauptung »Die erste Protagonistin im deutschen Fernsehkrimi war die Kriminaloberkommissarin Buchmüller ...« (S. 162) ist in einer Arbeit, die sich mit dem West- und dem Ostkrimi beschäftigt, unrichtig, denn diese PionierInnenrolle kam der Genossin »Vopo«-Leutnant Vera Arndt im »Polizeiruf 110« schon 1971 zu. Einzelne Formate wie der Ratekrimi (S. 147), den Frau Wehn den Privaten aufs Konto schreibt, haben tiefe Wurzeln in der Geschichte des frühen Fernsehspiels. Um diese Programmform hatte sich beispielsweise der NWDR Berlin schon Mitte der 50er Jahre verdient gemacht.

Die Arbeit von Karin Wehn hat ihre stärksten Abschnitte in der empirischen Beschreibung der Produktion- und Distributionsbedingungen von Fernsehserien (Abschnitte 2.3. / 2.4., S. 47 bis 140). Hier fühlte sich die Verfasserin auch offensichtlich zu Hause, was ihr in diesen Abschnitten lockerer und witziger Schreibstil erkennen lässt. Auch im Abschnitt zur westdeutschen Genreentwicklung (S. 140-210) gibt es originelle Passagen wie bei der Beschreibung der »Selbstreferentialität« (S. 195-198) oder der »Kino- und Werbeästhetik« (S. 198-210). Leider verzichtet Wehn hier auf die Analyse einzelner Folgen, die sie später in dem Abschnitt zur »Polizeiruf«-Reihe vornimmt, so dass ihre Urteile hier recht pauschal und ohne weiterführende Begründung gefällt werden.

Grundlegende Probleme hat Wehn mit dem DDR-Fernsehen. Das beginnt bereits bei der Definition seiner rechtlichen Verfasstheit. Während sie öffentlich-rechtliches und privat-kommerzielles Fernsehen in der Bundesrepublik juristisch und sozio-ökonomisch exakt erklärt (S. 21f.), spricht sie vom DDR-Fernsehen als von einem »sozialistischen Fernsehsystem« (ebd.), was über die juristische Verfasstheit oder über die Art der Finanzierung nichts verrät, sondern lediglich eine ideologische Standortbestimmung erlaubt, um die es hier allerdings gar nicht geht. Wenigstens zum Begriff »Staatsfernsehen« hätte sie sich bei ihrem Definitionsversuch durchringen und vielleicht noch ergänzen sollen, dass es, wie alle öffentlichen Institutionen in einem realsozialistischen Land, von der »führenden Partei« kontrolliert und gelenkt wurde.

Fragwürdig ist ihre Behauptung, »Der Polizeiruf 110 überlebte als einzige Sendung des DDR-Fernsehens dauerhaft die Wende.« (S. 211). Zumindest erfreut sich auch die Unterhaltungsreihe »Außenreiter-Spitzenreiter« im MDR-Programm noch andauernde Beliebtheit, auch die Ratgebersendung »Du und dein Garten« gedeiht in alter Besetzung weiterhin. Der »Polizeiruf« aber, wie er heute im Programm der ARD produziert und gesendet wird, hat mit der alten Reihe des DDR-Fernsehens nur noch den Reihentitel gemein, auch wenn einige »Alte« wieder auf den Regiestühlen oder in den Redaktionsesseln hocken. Konzeption und Struktur, jene Elemente also, die eine Reihe in ihrer Kontinuität bestimmen, sind grundlegend verändert.

Auch sonst kommt es in dem Buch zu Fehlinterpretationen. Die Anmerkung des damaligen Chef-dramaturgen der »Polizeiruf«- und der »Staatsanwalt«-Reihe, Werner Krecek, der »Polizeiruf« sei das »letzte Refugium der Gegenwartsdramatik« gewesen, so zu interpretieren, dass es »außerhalb der beiden großen Krimireihen keine Gegenwartsdramatik in der DDR gab«, ist sehr kurzschlüssig und damit schlicht falsch. Hinter dieser Anmerkung Mitte der 80er Jahre stand vielmehr der Zorn darüber, dass die Gegenwartsprobleme der realsozialistischen Gesellschaft im Zuge der populistischen Honecker-Politik und der »alternativen Programmpolitik« seit 1983 fast ausschließlich auf das tote Gleis der Reihenkrimis umgeleitet wurden. Hier fand sich nach den Genregesetzen, immer ein individuell Schuldiger, dem die Last der Verantwortung aufgebürdet werden konnte, während die Gesellschaft und die Machthaber damit aus der Schusslinie jeder möglichen Kritik genommen wurden. Dass die Autorin einerseits den Darstellungen der ehemaligen Fernsehmitarbeiter aus Adlershof darin zu folgen scheint, dass die Zusammenarbeit mit dem Ministerium des Innern (Mdi) »sachlich« und »freundlich« gewesen sei (S. 234), und zwei Seiten später »fachfremde Eingriffe« seitens des Mdi in die Bucharbeit anmerkt, lässt auf politische Voreingenommenheiten schließen, die einer wissenschaftlichen Wertung hinderlich sind.

Abgesehen von der akademischen Pflicht, der Promotion durch die Publikation der Dissertationsschrift juristisch Gültigkeit zu verleihen, wäre die Autorin gut beraten gewesen, wenn sie ihr Manuskript für die Buchveröffentlichung gründlich überarbeitet hätte. Dann wären auch Peinlichkeiten wie falsche Namensangaben (z. B. Hans Hoenig statt Heinz, S. 88; Lutz Görner statt Eberhard, S. 284) vermeidbar und das brauchbare empirische Material der Untersuchung in ein tragfähiges theoretisches Gesamtkonzept zu integrieren gewesen.

Peter Hoff, Berlin

¹ Vgl. Andrea Guder: Genosse Hauptmann auf Verbrecherjagd. Der Krimi in Film und Fernsehen der DDR. Bonn 2000.

² Vgl. Ingrid Brück: Alles klar, Herr Kommissar? Die Entwicklungsgeschichte des Krimis unter den Bedingungen des öffentlich-rechtlichen Fernsehens in den 50er und 60er Jahren. Halle (Ms.) 1999.

Jörg Döring

»...ich stelle mich unter und machte mich klein...«. Wolfgang Koeppen 1933 - 1948. Frankfurt am Main, Basel: Stroemfeld Verlag, 2001, 358 S Seiten.

Gegen vorgefertigte Meinungen und deren paraphrasierte Wiederkehr hilft nur die penible detektivische Recherche und die analytische wissenschaftliche Genauigkeit in der Darstellung und Wiedergabe. Dies gilt in beiden Fällen uneingeschränkt für die werkbiografische Arbeit des Berliner Germanisten Jörg Döring über Wolfgang Koeppen.

Der Beobachtungszeitraum umfasst die Jahre von 1933 bis 1948, also letztlich die Frage nach dem Leben und vor allem der Arbeit während der Zeit des Nationalsozialismus¹ und deren Folgen. Döring folgt in seiner ebenso konzisen wie sprachlich kurzweilig zu lesenden Darstellung den von Koeppen selbst gelegten Interview- und Textspuren, um deren andeutenden, verschleiern und bisweilen irreführenden Charakter in kontext-archäologischer Manier zu dechiffrieren.

Dörings Ausgangsfrage ist der Grund des Scheiterns des oft angekündigten – in vielen Fragmenten durchschimmernden, aber nie vollendeten – autobiografischen Romans über Koeppens Zeit während des Nationalsozialismus. Nach der Lektüre gilt es, nicht nur Koeppens Position während des Nationalsozialismus neu zu bewerten – Döring spricht vorsichtig von einer »Relativierung der Interimszeit« – und damit auch die bisherige Literaturpolitik einiger Kritiker und Verleger zu hinterfragen, sondern auch die etwas seltsam anmutende Feststellung zuzulassen, dass eine Steuererklärung die Bedeutung eines Textes verändern kann.

Als Stationen, die gleichzeitig die Kapiteleinteilung seiner Arbeit markieren, folgen wir Koeppen über »Berlin. Italien. 1933 - 1934« nach »Den Haag 1934 - 1938« zurück nach »Berlin. München 1938 - 1945«, wo wir dann im letzten Kapitel die Zeit von »1945 - 1948« verfolgen. Deutlich wird, dass Koeppen zu allen Zeiten das Diktum des modernen Schriftstellers als »pluri-medialen Autor« lebte und dass sämtliche in diesem Zeitraum entstandenen literarischen Texte eine stark autobiografische Komponente haben. Gleichzeitig fällt eine enorme Anpassungsbereitschaft bzw. situationsgebundene Autorenschaft auf.

Zeitlich zusammen mit seinem literarischen Debüt fällt auch die Zeit als Feuilletonist beim »Berliner Börsen Courier« unter der Ägide von Herbert Ihering. Auch wenn diese kurze publizistische Zeit (ab 1. Januar 1934 ist Koeppen nach eigenen Angaben freier Schriftsteller) weitgehend unbeachtet blieb, sollten sich die erarbeiteten Kontakte und die ausgebildeten Netzwerke nicht nur in den folgenden zwölf Jahren, sondern auch in der Nachkriegszeit nutzbringend reaktivieren lassen. Sehr präzise kann Döring bereits für die Frühzeit die Notwendigkeit einer autobiografischen Affiliation Koeppens zu seinem Romanstoff nachweisen, das ihn auch in der Folgezeit – etwa bei seinem kurzen Gastspiel als Textschreiber bei Erika Manns Kabarett »Die Pfeffermühle« – nicht verließ. Dabei ist es Döring wichtig, nicht allein die Differen-

zen zwischen Literatur und eigenem Erleben herauszuarbeiten, sondern er will verdeutlichen, »auf welche Weise die literarische Konstruktion autobiografische Erfahrungstatsachen überschreitet.« (S. 74) So begründet er auch den Entschluss Koeppens, im Jahr 1938 nach Deutschland zurückzukehren, nicht allein mit dem Hinweis auf die aussichtsreiche »Unterstellung« beim Film, sondern auch mit der Kennzeichnung dieser Zeit als einer für den Autoren »reizarme[n] Situation«. (S. 145)

Seine Zeit als Drehbuchautor und gelegentlicher Feuilletonist von 1938 bis zum Ende des Dritten Reichs wird in der Studie weniger als autobiografisch-ästhetisches Phänomen gewertet, als vielmehr im Hinblick auf die autobiografische Rekonstruktion einer Vorgeschichte der Nachkriegsproduktion von Wolfgang Koeppen analysiert. Gleichzeitig ist es eine lesenswerte Mikrostudie des zeitgenössischen Filmbetriebs. In diesem Kapitel kann Döring nachweisen, dass Koeppen – entgegen eigenen Behauptungen – ebenso Originalstoffe für den Film geliefert hat, wie von ihm (mit)verantwortete Drehbücher verfilmt wurden. Döring entwickelt in diesem Kontext eine dichte Beschreibung des Kontextes Drehbuchautoren und Film im Dritten Reich (Ausbildung, Rekrutierung, Selbstrechtfertigungsdiskurse), die er mit zahlreichen Quellen und Interviews mit noch lebenden Zeitzeugen plastisch belegt.

Aufgrund der vielfach parallelen Drehbuchherstellung (die Zensur forderte zu viele Opfer) wurde eine erhöhte Anzahl professioneller und politisch zuverlässiger Schreiber benötigt. Dies erhöhte die Einstellungschancen und Versorgungsmöglichkeiten – auch für einen Anfänger wie Koeppen, der über Herbert Ihering zum Film kam. Diese Rückkehr nach Deutschland wurde ebenfalls durch die Tatsache ermöglicht, dass Koeppen keinesfalls so prominent war, »dass man ihn zum Exodus der deutschen Literatur hinzuzählte.« (S. 111)

Tatsache ist, dass Koeppen während der Dritten Reiches wenigstens zehn Filmprojekte bearbeitete, von denen mindestens drei verfilmt wurden. Anhand seiner Steuerklärungen und Einkommensangaben differenziert Döring Koeppens Situation. Weit davon entfernt zur Haute-Volée der Drehbuchautoren zu gehören, sicherten ihm seine regelmäßigen Einkünfte ein Leben, das, frei von Sorgen, weit über dem durchschnittlichen Lebensstandard dieser Zeit lag. Ebenfalls kann Döring – mit Blick auf die realisierten Projekte – Koeppens Selbststilisierung hinsichtlich einer erfolgreichen Subversionsstrategie relativieren. Vertrat Koeppen nach außen bislang die Position, dass er seine Manuskripte nicht gut genug für die Umsetzung, aber auch nicht schlecht genug für weitere Aufträge konzipierte und realisierte, muss man nach Dörings Ausführungen diese wie andere Behauptungen in den Bereich der gezielten Selbststilisierungen verweisen. Deutlich wird, dass Koeppen durchaus politische Stoffe behandelte bzw. Vorlagen in diesem Sinne bearbeitete. In diesem Zusammenhang wird Koeppens »Schreibroutine« deutlich, »eine Musterlösung für die Bearbeitung literarischer Stoffe, die ihm gestattete, ohne viel Aufwand den Konformitätsansprüchen im Filmbetrieb zu genügen.« (S. 222)

Von den ehemals geäußerten eigenen künstlerischen Ansprüchen hatte er sich jedoch gänzlich verabschiedet.

In seinem abschließenden Kapitel über die Entstehungszeit, den Rezeptionskontext und die Textgenese des Romans »Jakob Littners Aufzeichnungen aus einem Erdloch«, den er mit Hilfe einer akribischen Synopse als eindeutige Bearbeitung und Literarisierung einer jüdischen Autobiografie durch Wolfgang Koeppen kennzeichnen kann, ist Döring vorsichtig hinsichtlich der Bewertung von Koeppens Engagement während des Nationalsozialismus, indem er ihn nur als »nicht zur Opferseite gehörig« charakterisiert (S. 262).

Wie bei vielen Autoren und Künstlern stehen die Jahre von 1945 bis 1948 unter den Vorzeichen von Kontinuität und Wandel. Kontinuität in dem Sinne, dass Koeppen dank alter Kontakte nahtlos seine Arbeit als Feuilletonist wieder aufnehmen kann – als Trümmerfilm-Autor im Nachkriegsdeutschland startet er zwar einige Versuche, jedoch scheitert er. Den Wandel vollzieht er in seinem Gestus als politischer Autor. Zahlreiche in dieser Zeit entstandene Essays nehmen seine, dann auch in den bekannten Romanen der 50er Jahre niedergelegte, gesellschaftskritische Haltung vorweg.

Dörings detailreiche Arbeit ist eine Bereicherung für die Koeppen-Forschung und ein geeigneter Anlass, sich einmal genauer mit den Produktionskontexten der Drehbuchautoren im Dritten Reich auseinander zu setzen. Gleichzeitig wird deutlich, dass es wahrscheinlich noch viel zu oft eine verschwiegene Allianz aus Schriftstellern, Verlegern, Kritikern und Wissenschaftlern gibt, die aus den unterschiedlichsten Motiven und Interessen Selbstmythisierungen und -stilisierungen produzieren und forcieren, die den eigentlichen Zugang zu den Kunstwerken mehr versperren, denn eröffnen. In Verbindung mit Koeppens Aussage »Ich bin auf der Suche nach einer Romanfigur, die ich selbst bin«, ließe sich das Buch von Döring als detaillierter und im besten Sinne vorurteilsfreier Kompass für eine beiderseitige Annäherung lesen.

Michael Grisko, Berlin

Werner Faulstich (Hrsg.)

Die Kultur der fünfziger Jahre.

(= Kulturgeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts).
München: Wilhelm Fink Verlag 2002, 292 Seiten.

Im Jahr zwölf der deutschen Einheit einen Sammelband zu publizieren, in der die DDR in ihrer eigenständigen, möglicherweise aber auch deutsch-deutschen Einbindung nicht vorkommt, ist schon ein starkes Stück. Warum das so ist, geht leider aus der Einleitung des Herausgebers nicht hervor. Ihr ist lediglich zu entnehmen, dass die Texte im Zusammenhang mit einer Ringvorlesung während des Wintersemesters 2001/2002 im Studiengang Angewandte Kulturwissenschaft an der Universität Lüneburg entstanden sind.

Die Autoren befassen sich zunächst übergreifend mit der westdeutschen Gesellschaft jener zehn Jahre

sowie mit Philosophie, Religion und Kirche im zeitgenössischen Wertesystem. Es folgen Ausführungen zu Theater, Film, (bildender) Kunst, Architektur, Buchkultur und Musik. Eingestreut sind aber auch Beiträge über Mode und Design, Sportkultur, Reiselust und Werbung. Drei Abschnitte sind den Massenmedien gewidmet. Jörn Glasenapp breitet »einige alte und neue Überlegungen zum Hörspiel und Radio« der 50er Jahre aus und Gerhard Schöffner befasst sich mit »Das Fenster in die Welt« und damit mit der Frühgeschichte des Fernsehens. Auch die Zeitungs- und Zeitschriftenlandschaft – von Christian Steininger thematisiert – erhält ihren adäquaten Platz. Dass diese Ausführungen nichts Neues präsentieren können, liegt auf der Hand, da die Vortragenden/Autoren einen Überblick geben wollen und auch nur können. Aber derartige Vorlesungen auch noch in Buchform zu präsentieren, ist nicht ohne weiteres gerechtfertigt.

Ein Teilaspekt deutscher Medienkultur der 50er Jahre wird präsentiert – der westliche –, auf die Darstellung des östlichen ist also noch zu warten – hoffentlich nicht allzu lange.

Ansgar Diller. Frankfurt am Main

Helmut Schanze (Hrsg.) unter Mitarbeit von Susanne Pütz

Metzler Lexikon Medientheorie – Medienwissenschaft.

Ansätze – Personen – Grundbegriffe.

Stuttgart und Weimar: Metzler 2002, 380 Seiten.

Helmut Schanze hat sich seit langem gegen die oftmals bequeme, weil eingefahrene Strukturen und Arbeitszusammenhänge unberührt lassende Spaltung der Medienwissenschaft (im weiteren Verständnis des Begriffs) gewandt. In Deutschland – natürlich auch anderswo – finden sich immer noch an den Hochschulen zwei »Lager«, die sich mit der durch technische Hilfsmittel (Medien) ermöglichten Kommunikation und ihren Folgen beschäftigen. Die einen konzentrieren sich im wesentlichen auf die aktuell informierenden Gattungen von Zeitung und elektronischen Nachrichtenmedien, die anderen orientieren sich in ihren methodischen Standards weitgehend an den empirischen Sozialwissenschaften und binden sich enger an die sozialwissenschaftlich orientierten Nachbardisziplinen wie (Medien-)Soziologie und Psychologie an. Anders als »Kommunikationswissenschaftler« forschen und lehren »Medienwissenschaftler« (im engeren Sinn), getreu ihrer Herkunft aus den Philologien, vornehmlich über hochkulturelle wie auch triviale fiktionale – vor allem – Fernsehproduktionen und beschäftigen sich mit anspruchsvollen Formen der Dokumentation. Sie orientierten sich eher an hermeneutischen oder poststrukturalistischen Verfahren der Interpretation sowie Analyse und richten ihren Blick auf ästhetische Gestaltungsformen. Unübersehbar ist das Interesse der Medienwissenschaftler an weitreichenden gesellschafts- bzw. kulturkritischen wie kulturtheoretischen Globalinterpretationen. Kommunikationswissenschaftler bevorzugen hingegen Theorieansätze mittlerer Reichweite, mit

deren Hilfe sie ihre empirischen Befunde verallgemeinern und verdichten.

Leider wird in Forschung und Lehre diese Zweiteilung nicht als fruchtbarer, sich gegenseitig ergänzender Methodenpluralismus gesehen und als solcher auch in Forschung und Lehre nur selten bewusst praktiziert. Dabei steht zum Beispiel die »Konstruktion der Wirklichkeit« in Informationssendungen in engstem Zusammenhang mit dem jeweiligen soziokulturellen Kontext, der sie hervorbringt, ihre Präsentation greift auf (gebrauchs-)ästhetische Muster zurück. Das sind Zugriffsweisen, die Kommunikationswissenschaftler selten anwenden, während Medienwissenschaftler häufig die empirische Forschung zur Distribution oder die subtilen Annäherungen an das Messen von sogenannten »Medienwirkungen« weder beherrschen noch als besonders relevantes Problem wahrnehmen.

Zum Glück gibt es jedoch gelegentliche grenzüberschreitende Perspektivierungen. Aus dem »Lager« der Kommunikationwissenschaft sind sie durchaus in dem Band »Schlüsselwerke der Kommunikationswissenschaft«¹ auszumachen. Auch Helmut Schanze überschreitet wie schon in dem von ihm herausgegebenen »Handbuch Mediengeschichte«² mit dem »Lexikon Medientheorie – Medienwissenschaft« die hier zugespitzt beschriebenen Abgrenzungen. In der Reihe der inzwischen gut eingeführten Metzler-Lexika greift er »noch einmal« – wie er angesichts heute möglicher elektronischer Publikationsmöglichkeiten betont – die traditionelle Form des »endlichen Buches« auf, um das Wissen über das eigentlich »uferlose« Thema Medien zusammenzufassen, und dies erstaunlicherweise doch im Vergleich zu den Nachbarhandbüchern auf verhältnismäßig engem Raum. Greift man auch auf einige Rezensionen aus der Tagespublizistik zurück, die in Erwartung eines populären Zugriffs auf das gleichermaßen eine breitere Öffentlichkeit bewegende wie schier unüberschaubare Medienthema geschrieben wurden, so enttäuscht dort der Fachjargon und die sehr komprimierte Darstellung komplexester Sachverhalte. Der Rahmen scheint in der Tat zu knapp bemessen, um gerade dem weniger mit der Materie Vertrauten eine verständliche erste Hinführung zu präsentieren. Doch dies ist von Artikel zu Artikel recht unterschiedlich. Insgesamt mag dies auch mit dem umfassenderen oben näher skizzierten intradisziplinären wie transdisziplinären Anspruch des Herausgebers zusammenhängen, Medien- und Kommunikationswissenschaft zusammen vorzustellen. Die wichtigsten Grundbegriffe, die jeweils in beiden »Lagern« der Wissenschaft von den Medien von zentralem Rang sind, findet der Leser vor, gerade auch die, die in erster Linie mit den sozialwissenschaftlich empirischen Traditionen in Verbindung stehen: »Kommunikationsmodelle«, »Medienwirkung«, »Rezipient«, »Mediensoziologie« oder »Medienpsychologie«. Sie treten in Umfang und Quantität der angegebenen Literatur jedoch erkennbar gegenüber den Stichworten zurück, die mit vornehmlich kulturwissenschaftlich bearbeiteten Sujets im Zusammenhang stehen, wie Filmtheorie und -analyse; auch mehrere Filmtheoretiker sind eigens behandelt. An Personen gebunden sind

vielfach auch die theoretischen »Ansätze«, unter denen die der philosophischen und kulturtheoretisch orientierten Richtung überwiegen und diejenigen, die weniger spekulativ und von mittlerer »Reichweite« sind. Neben dem ausführlich gewürdigten empirisch-sozialwissenschaftlich zuzuordnenden »Maletzke« hätte man auch gerne einige andere Wissenschaftler aus dieser Tradition dargestellt gesehen wie »Lasswell«, »Lazarsfeld«, »Noelle-Neumann« u.a. Dass Namen aus dem kulturwissenschaftlichen Theorie-spektrum überwiegen, wie »Adorno«, »Althusser«, »Baudrillard«, »Enzensberger«, »Flusser«, »Gramsci«, »Lacan«³ usw., belegt ebenfalls die Präferenzen des Lexikons. Auch hätte das eine oder andere gängige Stichwort aus der empirischen Kommunikationswissenschaft (z.B. Wissenskluff, Journalismus) nicht nur Erwähnung finden und in Verweisen auftauchen sollen, sondern auch einen eigenen Artikel verdient. Manches davon findet sich knapp abgehandelt unter anderen Stichworten und dann durchaus ergänzt mit entsprechenden Literaturhinweisen.

Dennoch sind die integrativen Leistungen des Lexikons zweifellos vorhanden und verdienen ausgebaut zu werden. Die Praktikabilität des Handbuchs im Lehr- und Forschungsalltag muss es aber noch unter Beweis stellen.

Edgar Lersch, Stuttgart

- 1 Christina Holtz-Bacha / Arnulf Kutsch (Hrsg.): Schlüsselwerke für die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden 2002. Vgl. Rezension in: RuG Jg. 28 (2002), H. 3/4, S. 173f.
- 2 Helmut Schanze (Hrsg.): Handbuch der Mediengeschichte. Stuttgart 2001. Vgl. Rezension in: RuG Jg. 28 (2002), H. 3/4, S. 169f.
- 3 In den »Schlüsselwerken« (wie Anm. 1) vermisst man dagegen gerade einige Namen der hier erwähnten Medientheoretiker und -philosophen, etwa Adorno.

1999.

Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. 17. Jahrgang, September 2002, Heft 2 (Geschichte in den Medien).
Bern: Peter Lang Verlag 2002.

Die Zeitschrift der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte widmet das Heft 2 des Jahrgangs 2002 der Darstellung von Geschichte in den Medien; präziser gesprochen geht es um die Behandlung des Nationalsozialismus im deutschen Fernsehen. Lediglich ein Beitrag in der als »Forschung« betitelten Rubrik mit längeren Aufsätzen beschäftigt sich mit dem Vietnam-Krieg in amerikanischen Spielfilmen. Ein weiterer Aufsatz ist der westdeutschen »Fernsehberichterstattung über den Frankfurter Auschwitz-Prozeß (1963 - 1965)« und dem »Düsseldorfer Majdanek-Prozeß (1975 - 1981)« gewidmet, wobei ausdrücklich Eberhard Fechners mehrteilige Dokumentation außerhalb der Betrachtung bleibt. Beide genannten Untersuchungen belegen überzeugend – was nicht überrascht –, wie stark die Behandlung eines ähnli-

chen Themas vom jeweiligen »zeitgeschichtlichen« Umfeld abhängig ist.

Die anderen – fünf – kleineren Beiträge zu Fragen der Geschichtsdokumentation im Fernsehen kreisen ausnahmslos um das Thema Guido Knopp und/oder die von der ZDF-Redaktion »Zeitgeschichte« verantwortete Fernsehserie »Holocaust« bzw. die anderen Dokumentationsreihen zum Nationalsozialismus. Leider wird die Chance nicht genutzt, die Kritik an den Produkten aus der Knoppschen »Geschichtsfabrik« (Süddeutsche Zeitung) auf die ganze Programmgattung auszudehnen. Aus ihr ragen die erwähnten Dokumentationen lediglich durch den exzessiven Einsatz und die spezifische Montage der vertrauten Stilmittel heraus, denn im Grunde sind die Darstellungsformen der ZDF-Dokumentationen zur Zeitgeschichte vergleichsweise konventionell.

Die Kritik an Knopp vor allem hinsichtlich der fehlenden Kontextualisierung des historischen Filmmaterials von Judith Keilbach trifft für den zeitgeschichtlichen Kompilationsfilm insgesamt zu (lediglich die hineinmontierten »Kürzest-Zeitzeugeninterviews« auf schwarzem Hintergrund sind zweifellos eine Knoppsche Spezialität). Die assoziative Bebilderung des den Argumentationsgang tragenden Kommentars wird ganz selten weder von Dokumentarfilmern noch von der Fernsehkritik in Frage gestellt. Es ist wohl die Gewöhnung an das Vertraute, dass außer dem geschulten Fachmann die spezifische Machart des historischen Kompilationsfilms, nämlich das willkürliche Aneinanderreihen von audiovisuellen »Quellen«, eigentlich niemandem merkwürdig vorkommt.¹ Mit diesem Hinweis wird keineswegs dem unter Wissenschaftlern verbreiteten Standpunkt das Wort geredet, Geschichtsdarstellungen im Fernsehen seien per se nicht möglich.

Geschichtsdokumentationen im Hauptprogramm sind als bildende Unterhaltungssendungen zu qualifizieren, erheben, wie Knopp es formuliert, durchaus den Anspruch »aufzuklären«. Ob dies gelingt, ist durch empirische Forschungen bisher nicht belegt. Sollten Geschichtsdokumentationen im Fernsehen in der Tat mehr sein als nur zerstreuer Zeitvertreib, dann ist es angebracht, den subtilen Mechanismen nachzugehen, mit deren Hilfe die Erinnerung an den Holocaust von den verschiedensten betroffenen Gruppen instrumentalisiert werden (kann). Eine kaum noch überschaubare Literatur hat in den letzten Jahren die Tiefenstrukturen derartiger Versuche thematisiert und analysiert. Im Horizont dieser Diskussion reflektiert Hanno Loewy über die ZDF-Serie »Holocaust« (ausgehend von der eingedeutschten Schreibweise beim Reihentitel), ob dadurch das Verbrechen nicht auf entschuldigende Weise durch das Tätervolk vereinnahmt und verharmlost werde. Ebenso wie Ole Frahm belegt er mit Blick auf die in den übrigen Serien praktizierte Personalisierung der NS-Geschichte, dass gewollt oder ungewollt damit einer Tendenz zur Einengung des Kreises der Verantwortlichen für die Verbrechen Vorschub geleistet werde.

Edgar Lersch, Stuttgart

¹ Vgl. die kritischen Anfragen von Bodo von Borries: Was ist dokumentarisch am Dokumentarfilm? In:

Geschichte in Wissenschaft und Unterricht Jg. 52 (2001), S. 220-277.

Patrick Donges
Rundfunkpolitik zwischen Sollen, Wollen und Können.

Eine theoretische und komparative Analyse der politischen Steuerung des Rundfunks.
 Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 309 Seiten.

Zunehmende Technisierung und Ökonomisierung des Rundfunks, das heißt vor allem Digitalisierung, Konvergenz mit der Telekommunikation, Privatisierung und Konzentration, stellen neue Anforderungen an die politische Steuerung dieses Mediums. Um welche Anforderungen es sich handelt und wie ihnen zu entsprechen wäre, untersucht Patrick Donges in seiner Dissertation (bei Otfried Jarren, Zürich) mit dem Ziel, Schlussfolgerungen für die politische Praxis zu bieten. Gegenstand der Untersuchung sind die Dimensionen des Sollens, des Wollens und des Könnens, mit dem Können als Schwerpunkt. Beim Sollen geht es auch darum, ob und inwieweit der Staat den Rundfunk überhaupt steuern soll oder ob nicht der Markt der adäquatere Kontrollmechanismus ist. In der Dimension des Wollens stellt sich die Frage nach den Steuerungszielen: Geht es den politischen Akteuren vorwiegend um die Sicherung der publizistischen Leistung für die Gesellschaft oder (auch) um Eigeninteressen (Rundfunk als Machtmittel) und Wirtschaftsziele (Standortpolitik)? Beim Können schließlich ist zu prüfen, ob das bisherige Verfahren, den Rundfunk mittels rechtlicher Vorgaben zu steuern, noch ausreicht.

Bausteine für ein Analysemodell zur politischen Steuerung des Rundfunks sollen durch den Aufbau der Untersuchung gewonnen werden. Dargestellt werden Rundfunk- und Medienpolitik als Gegenstände der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, erörtert wird die Anwendung des sozialwissenschaftlichen Systembegriffs auf den Rundfunk. Weitere Kapitel beschäftigen sich mit sozialwissenschaftlichen Theorien der Steuerung und Regulierung, mit dem Rundfunk als Gegenstand politischer Steuerung und ihrer Begründung. Eine komparative Analyse der Formen der politischen Steuerung des Rundfunks in zehn europäischen und außereuropäischen Ländern schließt sich an. Die Schlussbetrachtung gibt Empfehlungen für eine moderne Rundfunksteuerung.

Unter den Definitionen der Rundfunkpolitik entscheidet sich der Autor für eine, die Medienpolitik nicht statisch als eine Gesamtheit staatlichen Handelns begreift, sondern als »einen dynamischen Prozess, an dem Akteure aus unterschiedlichen Teilsystemen teilnehmen«. Dementsprechend fällt bei der Frage »Rundfunk als System?« die Antwort zugunsten eines akteurtheoretischen Ansatzes aus, der besser geeignet sei, die Interdependenzbeziehungen des Rundfunks, insbesondere zu Politik und Ökonomie, zu erfassen und theoretisch zu verarbeiten.

Steuerung wird verstanden als ein Prozess, »der sich im Spannungsfeld von Akteursinteressen und teilsystematischen Zumutungen an diese Akteure

vollzieht«. Der Begriff wird dem der Regulierung, der stark legalistisch ausgeprägt sei, übergeordnet. Zu der Frage, ob der Staat den Rundfunk steuern soll, wird darauf hingewiesen, dass ein Wandel des Staatsverständnisses Abschied genommen habe vom Leitbild des Staates als »omnipotentes Leistungszentrum der Gesellschaft« und sich einer »neuen Bescheidenheit« auch in bezug auf staatliche Steuerungsfunktionen zugewandt habe. Die »neue Bescheidenheit« ist freilich noch nicht Allgemeingut im Staate.

Der Staat soll aus der politischen Steuerung des Rundfunks nicht entlassen werden, sondern auch, wenn der Rundfunk ganz oder teilweise privatisiert ist, »weiterhin eine Gewährleistungs-, Finanz- und Vollzugsverantwortung wahrnehmen« können. Politische Steuerung des Rundfunks (gemeint ist die staatliche, aber was ist mit den politischen Parteien?) soll nicht mehr vor allem mit der hohen Wirkung der Rundfunkkommunikation begründet werden (Frequenzknappheit als Grund ist ohnehin entfallen).

Als normatives Steuerungsziel wird vielmehr »die Erhaltung, Absicherung und ggf. der Ausbau der publizistischen Handlungsorientierung innerhalb des Rundfunksystems« formuliert. Der Rundfunk soll sich stärker für gesellschaftliche Anforderungen öffnen (zum Beispiel permanente Legitimation der eigenen Handlungen gegenüber der Öffentlichkeit). Gleichzeitig sollen durch staatliche Steuerung »Trennlinien« gezogen werden, die verhindern, dass der Rundfunk von der Wirtschaft oder der Politik vereinnahmt wird. Das ist das Ziel in der Dimension des Sollens.

Bei der komparativen Analyse von Formen der politischen Steuerung in zehn Ländern werden »innovative Merkmalsausprägungen« herausgestellt. Die gründliche Übersicht, die als eine Art von Nachschlagewerk zum Thema Rundfunksteuerung dienen kann, ergibt, dass sich in angelsächsischen Ländern die Steuerung sehr stark auf Strukturen und Prozesse innerhalb und zwischen Akteuren bezieht, während die kontinentaleuropäischen Länder stärker die Rundfunkveranstalter als Steuerungsobjekte sehen, den Programmauftrag regulativ vorschreiben und beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk Aufbau und interne personelle Zusammensetzung extern steuern.

In den Vereinigten Staaten versteht sich die Steuerungsbehörde Federal Communications Commission (FCC) als »referee« (Schiedsrichter) bei Konflikten zwischen privaten Akteuren. Großbritannien und Kanada beziehen gesellschaftliche Interessen in Form öffentlicher Konsultationen ein. Angelsächsischem Steuerungsverständnis entsprechen auch ausführliche Berichtspflichten der Unternehmen und die Einrichtung von Beratungsinstitutionen. An anderer Stelle hatte der Autor bereits Jarrens Bedauern darüber, dass im deutschsprachigen Raum wissenschaftliche (Medien-)Politikberatung nur schwach institutionalisiert sei und die kurzfristig angelegte Auftragsforschung dominiere, zustimmend zitiert.

Politische Steuerung setzt das Wollen des Staates immer voraus. Auf einigen Steuerungsfeldern bringen die politischen Akteure jedoch keinen Steuerungswillen auf. »Prägnant zeigt sich dies für das Problemfeld der Rundfunkkonzentration, wo trotz der

artikulierten Steuerungsziele wie ›publizistische Vielfalt‹ kein Wille vorhanden ist, dieses Ziel auch gegen ökonomische Interessen durchzusetzen«. Nun komme es darauf an, »wie politische Akteure so gesteuert werden können, dass sie steuern wollen und dabei den Gestaltungszielen Vorrang vor individuellen Machtzielen einräumen«. Nur: Wer steuert die Steuerer in die richtige Richtung? Die politischen Akteure selbst müssten »durch Steuerung Strukturen etablieren, die dann nicht dazu gebraucht werden, partei- und machtpolitischen Einfluss auszuüben«.

Damit sind wir bei den Schlussfolgerungen für die Rundfunkpolitische Praxis in der Dimension des Könnens. Eine Rundfunkpolitik »aus einem Guss« kann es, so betont der Autor, angesichts der massiven und rasch voranschreitenden technischen Veränderungen nicht mehr geben. Zur Sicherung der Publizistik als Handlungsorientierung und zur Öffnung des Rundfunksystems gegenüber gesellschaftlichen Interessen empfiehlt Donges unter vielem anderen: Richtlinien für bestimmte Handlungssituationen, beratende Gremien, regulierte Selbstregulierung, Evaluationskriterien für die eigene Rundfunkleistung, Förderung der Professionalität, Transparenzvorschriften und nicht zuletzt den Ausbau einer wissenschaftsbasierten Infrastruktur in Form von Forschungsförderung und von Institutionen der Wissensaufbereitung und -vermittlung.

Revolutionär ist das nicht, kann es wohl auch nicht sein und braucht es nicht zu sein. Der Autor unternimmt einen sorgfältig angelegten langen theorielastigen Anlauf und springt dann zwangsläufig kurz, jedenfalls nicht in überraschendes Neuland. Nicht wenig von dem, was er konkret empfiehlt, wird schon angewandt oder ist auf dem Wege dazu. Freilich ist ein Zögern gegenüber kontinuierlicher Beratung durch die Wissenschaft zu registrieren. Politiker, die sich Hilfe von der Wissenschaft versprechen, könnten sich fragen, ob sie sich darauf einlassen sollen, dass die Hilfe mit so schwerem Theoriegepäck einherkommt wie hier.

Dietrich Schwarzkopf, Starnberg

Felix Keller

Archäologie der Meinungsforschung.

Mathematik und die Erzählbarkeit des Politischen.
Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2001, 392 Seiten.

Die Lektüre vieler gelehrter Bücher gebiert gelegentlich erneut gelehrte Bücher, und Felix Keller hat von diesem Geburtsrecht eifrig gebraucht gemacht. In seiner Zürcher soziologischen Dissertation betreibt er eine »Archäologie der Meinungsforschung«, die man in der Tat als tiefeschürfend bezeichnen kann. Kellers epistemologischer Spatenansatz legt die Ursprünge eines für ausdifferenzierte demokratische Gesellschaften so bedeutsamen politischen Themenstrukturierers auf eine Weise frei, dass man als Leser gelegentlich Angst hat, die blanken Knochen des Objekts könnten hinfort geweht werden. Ausgangspunkt für Kellers Grabungen ist George Gallup, dessen repräsentative Stichprobe 1936 den Ausgang der amerikanischen Präsidentschaftswahlen besser vorhersagen

konnte als die Versuche der Konkurrenz und der gemeinhin als Vater der wissenschaftlichen Meinungsforschung gilt.

Nach einer kritischen Würdigung von Gallups methodologischen Innovationen seziert der Autor den Referenzrahmen der Meinungsforschung, der auf zentralen Begriffen wie »Öffentlichkeit«, »öffentliche Meinung« und »Wissenschaft« fußt. Die Frage, inwieweit die Gallupschen »opinion polls« eine »neue Wissenschaft« darstellen, wird relativ schnell verneint bzw. umformuliert: Sie konstituierten eine disziplinäre Matrix, deren Akzeptanz auf der Übereinkunft beruhe, dass sich öffentliche Meinung quantifizieren lässt und als quantifiziertes Konstrukt das Denken der politischen Gesellschaft repräsentiert. In diesem von Bourdieu geprägten Argumentationszusammenhang diskutiert Keller die gesellschaftliche Relevanz von Umfrageergebnissen im Prozess der demokratischen Meinungsbildung. Er verweist auf das basisdemokratische, letztlich utopische Versprechen einer potenziellen Einheit – oder besser: Überschaubarkeit – der Meinungen in der fragmentierten Industriegesellschaft. Gebracht hat dies – verkürzt formuliert – die Vorstellung einer Mathematisierung der Gesellschaft. »Die Formationsregeln der Meinungsforschung gründen in einer gleichsam archaischen Praxis, eine sonst nicht wahrnehmbare Einheit in ihrer ganzen Sinnlichkeit und Visualität zu präsentieren, indem das Leben der Menschen klassifiziert und in Zahlen gefasst wird« (S. 328)

Kellers Grundthese ist dabei, dass »von dem Begriff der ›Meinung‹ und damit verbunden von der Problematik der Erfassbarkeit von Meinung über das Instrumentarium der Meinungsforschung Abschied genommen« werden müsse (S. 262). Das ganze Ausmaß dieses Dilemmas wird aber deutlich, wenn der Autor in einer Fußnote zu dieser These kleinlaut konzediert, dies bedeute allerdings »ganz und gar nicht«, dass »damit verneint wäre, dass es unter Umständen dienlich und sinnvoll ist, Ergebnisse der Meinungsforschung als Abbild der Einstellungen oder Meinungen in der Bevölkerung aufzufassen« (ebd.)

Viele Anführungszeichen im Text sind vor allem in den hinteren Teilen des Buches vonnöten, um solche Argumentationslinien des Uneigentlichen aufrecht zu erhalten. Ein umständlicher Sprachduktus, der zudem mit korrekter Grammatik seine liebe Not hat, zeichnet die Publikation aus, der eine Straffung gutgetan hätte. Wenn der Autor diskursanalytisch, semiologisch und wissenschaftstheoretisch den Zickurat der Abstraktion erklimmt (»Die Konstitution und Transformation ›diskursiver Formationen‹«, S. 287ff.), werden Anhänger Foucaults ihre Freude haben. Kellers profunde Werkkenntnisse zentraler Theoretiker vermögen deutlich zu beeindrucken, verlieren sich bisweilen aber – der Materie geschuldet? – im Selbstreferenziellen.

Der Ertrag der im wahrsten Sinne des Wortes erschöpfenden Ausführungen für die weitere Wesensbestimmung der empirischen Meinungsforschung ist schließlich der folgende: »Die Meinungsforschung bearbeitet nicht präexistierende Rätsel und ein präexistierendes Objekt, sondern generiert, ausgehend von einem institutionell ›präformierten‹ Objekt, dem

›Wahlvolk‹, ihre besonderen Fragestellungen und Gegenstände, die alleine ihr eigen sind«. (S. 367) Das bedeutet letztlich, wenn man es recht versteht, dass die Meinungsforschung (in Kellers eigener Diktion doch wohl besser: »Meinungs«»forschung«) in einer Art autopoietischen System sich selbst reproduziert. Quod erat demonstrandum!

Bleibt als Essenz: »Die Meinungsforschungsindustrie vermag systematisch kritisierbare Erzählungen über die politische Gesellschaft herzustellen. Deshalb gibt es Meinungsforschung und deshalb gibt es die Kritik an der Meinungsforschung, und Meinungsforschung und Kritik bilden einen Zusammenhang, der von einer Unmöglichkeit erzählt«. (S. 369) Als erfolgreich gescheitertes Projekt, als realisierte Utopie im Baudrillard'schen Sinne, ließe sie sich denn also ebenso bezeichnen, wäre zu ergänzen.

Keller hat der Meinungsforschung weiteren Boden entzogen (die vornehmste Aufgabe des Archäologen). Freilich nur diskursiv – in der Realität (jenem anderen Konstrukt, dem man in stillen Stunden der Besinnung oder auch in Dissertationsprojekten begrifflich gern zu Leibe rückt) besorgt dies die Demoskopie gerne selbst; man siehe nur die überlieferten Debakel im Zusammenhang mit den deutschen und österreichischen Wahlen zu den Bundesparlamenten im Herbst 2002. Wie hätte sie auch anders können? Nach der Lektüre von Kellers Buch weiß man das.

Oliver Zöllner, Köln

Walter Albert Eberstadt

Whence We Came, Where We Went.

From the Rhine to the Main to the Elbe, from the Thames to the Hudson. A Family History.
New York: W.A.E. books 2002, 472 Seiten.

In den Autobiografien und Erinnerungen vieler prominenter Mitarbeiter des Nordwestdeutschen Rundfunks begegnet man ihm: Ein smarter, sehr korrekt wirkender junger Mann, ein britischer Offizier mit Pfeife in der Hand, den deutschen Rundfunkmachern der ersten Stunde hilfreich zur Seite. Die Rede ist von Captain (später Major) Walter Everitt. Peter von Zahn, der deutsche Redakteur mit seiner »terrorpipe« auf der Suche nach Tabak, berichtete über den pfeiferauchenden Controller, der später einer seiner engsten Freunde werden sollte:

»Sein Deutsch war so gut wie sein Englisch; das setzte ihn in den Stand, in politischen Kommentaren Nuancen zu erkennen und manchmal zu beanstanden, die andere übersahen. Er vergaß nicht, daß er durch Hitler und seine Henker Teile der eigenen Familie und des Familienbesitzes verloren hatte – aber er ließ das die Deutschen, mit denen er zusammenarbeitete, durch keine Geste spüren. Wenn ihm etwas mißfiel, nahm er kein Blatt vor den Mund – andererseits, gefiel ihm einer, so half er ihm, wo er konnte.«¹

Und Peter Bamm, der geistreiche »Streiflicht«-Essayist wusste 25 Jahre später noch vom Zornausbruch zu erzählen, den er im Vorstellungsgespräch als Uniform und Orden tragender deutscher Offizier

auslöste. Solche Erinnerungen an Walter Everitt ließen sich fortführen: Viele der deutschen Programm-Mitarbeiter der ersten Stunde bei Radio Hamburg sind durch sein Screening gegangen, viele hatten mit ihm, dem Controller der Abteilung »talks and features«, zu tun. Doch wie stellte sich das Deutschland in der sogenannten »Stunde Null« aus seiner Sicht dar? Wie erlebte ein »Rückkehrer in Uniform« seine ehemalige Heimat?

Erst nach und nach erschienen mit Michael Thomas, Saul K. Padover und Julius Posener Berichte,¹ in denen amerikanische und britische Besatzungsoffiziere ihre Eindrücke und Erlebnisse wiedergeben, mit denen sie nach Kriegsende in Deutschland konfrontiert wurden. Aber nur selten hatte man speziell für den Rundfunk Gelegenheit, die Sicht eines »Controllers« zu erfahren. Die sehr gediegen gestaltete »Family History« von Walter Albert Eberstadt alias Walter Everitt verdient deshalb in diesem Zusammenhang ganz besondere Aufmerksamkeit.

1921 wird Walter Eberstadt in Frankfurt am Main als Sohn des promovierten Juristen Georg Eberstadt und seiner Frau Edith Bettina Flersheim geboren. Beide entstammen traditionsreichen jüdischen Familien des Rhein-Main-Gebiets. Die Eberstadts reichen bis ins 17. Jahrhundert zurück, wo sie einflussreiche Positionen im Wormser Ghetto innehatten. Die Flersheims sind eine seit dem 18. Jahrhundert in Frankfurt ansässige Kaufmannsfamilie. Aus beruflichen Gründen wechselt der Vater im Januar 1924 nach Hamburg, wo er als Bankier Karriere macht. In der Hansestadt besucht der Junge das Johanneum, eine prominente und vornehme Schule. Die Jahre des Erfolgs, des wachsenden Wohlstandes werden unterbrochen in der Zeit der Wirtschaftskrise und finden ihr Ende mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten. Die Frage einer Emigration taucht überall im Familien- und Freundeskreis auf, aber noch glauben sich assimilierte jüdische Familien wie die Eberstadts durch ihre Auszeichnungen im Ersten Weltkrieg geschützt. Nach dem Erlass der Nürnberger Rassegesetze jedoch schicken die Eltern den inzwischen 14-Jährigen nach England, bevor sie selbst ein Jahr später nachfolgen. Walter besucht bis 1939 eine öffentliche Schule und kann für kurze Zeit in Oxford studieren, bevor er im Juni 1940 wie so viele deutsche Emigranten als »enemy alien« vorübergehend interniert wird. Freiwillig meldet er sich zum Militär, wird Soldat in einem »Pioneer Corps«, bevor es ab 1942 möglich wird, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Nach einer kurzen Ausbildung wird Eberstadt im Juli 1942, noch nicht 21 Jahre alt, Second Lieutenant. »I still wanted to be very, very British«, schreibt der heute über 80-Jährige zurückblickend. Er wechselt seinen Namen im Oktober 1944, doch er bleibt als Walter Everitt deutscher Staatsbürger, da die britische Regierung die Naturalisierung gestoppt hat.

Hier beginnt Walter Everitts Rolle in einem wichtigen Kapitel der deutsch-britischen Rundfunkgeschichte. Im Herbst 1944 wird er zu einer der Information Control Units versetzt, erhält eine kurze Ausbildung bei der BBC und in einem Trainingscenter bei Cobham, bevor er als Captain zum Jahreswechsel 1944/45 in das Alliierte Hauptquartier in Europa geht, um dort die

Programmarbeit von Radio Luxemburg mitzugestalten. Everitt gehört zur britischen Gruppe um Patrick Gordon-Walker, Ralph Posten und Keith Thomson, die die amerikanischen Offiziere bei ihrer Aufgabe unterstützen sollen, Rundfunkprogramme als militärische Operation zu konzipieren. Das Kriegsende feiert Everitt, einer von 13 »feature writers« bei Radio Luxemburg, auf einem gemeinsamen Spaziergang mit Golo Mann, seinem amerikanischen Kollegen. Unmittelbar danach folgen neue Aufgaben in Hamburg. Everitt wird der 4. Information Control Unit zugeteilt und erhält den Auftrag, mit Keith Thomson (»commanding officer«) und Ralph Posten (»program head«) den Rundfunkbetrieb in Hamburg wieder in Gang zu setzen. »The British personnel did the writing and broadcasting. In the first weeks there was no German program staff« (S. 332). Everitt, zuständig für den gesamten Bereich »talks and features«, beteiligt sich darüber hinaus an der Suche nach qualifizierten deutschen Mitarbeitern.

»I participated actively in the recruiting process and like to think my method was more revealing than the standard Fragebogen questions. I engaged the people who interested me in discussions and debates, sometimes well into the night. I'd give them a meal, whisky, cigarettes or pipe tobacco, and have them talk, talk, talk. If I concluded they were fundamentally decent I was not put off by some affiliation with the late system« (S. 333).

Doch nicht nur die Erinnerung an die Hamburger Rundfunkarbeit aus der Sicht des Controllers verdient in der Autobiografie Interesse. Wie erlebt ein 24 Jahre alter deutsch-jüdischer Offizier in der Uniform der Siegermacht seine ehemalige Heimatstadt? Es macht die Stärke dieser – wie der Autor schreibt – nur für einen privaten Kontext geschriebenen Aufzeichnungen aus, dass Eberstadt seinen Lesern an einer solchen Stelle eingesteht: »I know what I did, but my memory of feelings and emotions is nebulous« (S. 331). Es sind daher wechselnde und widersprüchliche Beobachtungen, die er beschreibt und die sich auch in den beiden Identitäten zeigen: »The last time there I was Walter Eberstadt, Jewish by race, Protestant by religion, fourteen years old, a mediocre student at the Gelehrtenschule des Johanneum [...]. I returned, not quite twenty-four years old, Captain Walter Everitt [...], stiff-upper lip English, a British officer« (S. 329). So gehört es zu den spannendsten Stellen dieser Autobiografie, in denen Eberstadt auf sein Verhältnis zu den Deutschen reflektiert. Für ihn bestehe kein Zweifel daran, so der seit 1951 in New York lebende und sehr erfolgreich als Bankier arbeitende Autor, dass die erzwungene Emigration ein Glücksfall für ihn war, der Beginn eines erfüllten Lebens. »Had we been Gentile rather than Jewish Germans, I have no reason to assume we would have belonged to the courageous minority of Nazi opponents« (S. XIV). Aus der zufälligen Tatsache, auf der Seite der Gewinner zu sein, will er keine moralische Überlegenheit ableiten:

»But who was I to sit in judgment over every nuance of everyone's conduct after 1933? I have never claimed moral credit for not having been a Nazi [...]. It

troubled me then, as it troubles me now, that many Jews who were an ocean away from where it all happened, claim too stridently the moral high ground for themselves.« (S. 340)

Diese Aufrichtigkeit macht die Lektüre der Autobiografie interessant, an jeder Stelle, nicht nur in den rundfunkhistorisch relevanten Abschnitten, sondern auch in den mehr familiengeschichtlichen Kapiteln und den für eine deutsch-amerikanische Nachgeborenen-Generation geschriebenen Exkursen über deutsche Geschichte.

Hans-Ulrich Wagner, Hamburg

- 1 Peter von Zahn: Stimme der ersten Stunde. Stuttgart 1991, S. 265.
- 2 Michael Thomas: Deutschland, England über alles. Rückkehr als englischer Besatzungsoffizier. München/Zürich 1987; Saul Kussiel Padover: Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45. Frankfurt am Main 1999; Julius Posener: In Deutschland 1945 bis 1946. Berlin 2001.

Guntram Vogt **Die Stadt im Kino.**

Deutsche Spielfilme 1900 - 2000.

Mitarbeit Philipp Sanke.

Marburg: Schüren Verlag 2001, 819 Seiten.

Das voluminöse Buch ist das Ergebnis einer zehnjährigen Beschäftigung mit dem Thema Stadt im Kino. Mittels eines beeindruckenden Längs- und Querschnittes führt uns der Autor durch mehr als 100 Jahre Filmgeschichte. Anhand von 90 signifikanten Beispielen erläutert er, wie sich die moderne Stadt im Spielfilm sieht und ab den 30er Jahren auch hört. Beeindruckend sind nicht zuletzt die vielen Details, die vermittelt werden. Im ersten Zugriff erscheinen sie als Ausdruck von Verliebtheit in das Thema. Beim Lesen entwickelt sich aber immer deutlicher aus den Teilperspektiven ein Gesamtbild. Das Kino, in der Stadt beheimatet, führt uns verschiedene Filme vor, die diesen städtischen Schauplatz und das dort angesiedelte Geschehen differenziert und reich an Perspektiven aufnehmen. Die Verarbeitung der Stoffe und die verwendeten Blickwinkel verweisen über Jahrzehnte hinweg auf die Veränderungen unserer eigenen Wahrnehmung. Erkennbar wird dieser Aspekt insbesondere im Spielen mit den Gegensatzpaaren Enge und Weite, Tempo und Langsamkeit, Lärm und Ruhe. Sie zählen zu den übergreifenden Motiven von Stadtdarstellungen und änderten sich im Verlauf von 100 Jahren signifikant.

In seinem ersten Kapitel schlüsselt Vogt jene Städte auf, die in Deutschland als Schauplätze oder Kulissen für das filmische Geschehen dienten und gleichsam als Mitakteure das Geschehen bestimmen. An diesem Punkt wird auch die Filmauswahl deutlich. Städte im Kino sind für den Autor jene, deren Urbanität zum integralen Bestandteil der fiktiven Handlungen auf der Leinwand wurde. Das heißt: In den beschriebenen Filmen sind die Städte nicht nur Kulisse,

sondern verleihen den Spielfilmhandlungen ihren unverwechselbaren Inhalt.

Die Annäherung an jeden der beschriebenen Filme erfolgt nach einem einheitlichen Muster: Der Auflistung von Produktionsdaten folgen Thesen zur Ästhetik, Angaben zur Produktionsgeschichte, zur zeitgenössischen Rezeption sowie zu den jeweiligen den Film prägenden Künstlern und Techniken. Die Einzelanalysen enden mit der Beschreibung der je singulären Stadtkonstruktion. Das standardisierte Verfahren erlaubt einen einheitlichen Zugriff und zugleich, die jeweilige Einzeldarstellung in unterschiedlicher Länge zu gestalten. Die sehr frühen Filme werden beispielsweise auf einer oder weniger als einer Seite abgehandelt, während die Beschreibung von »Metropolis« von Fritz Lang auf fast 20 Seiten erfolgt. In den einzelnen Darstellungen der nach 1945 entstandenen Produktionen fließen an mehreren Stellen auch kurze prägnante Hinweise von internationalen Einflüssen auf die deutschen Filme ein. Auf diese Weise gelingt es dem Autor zu verdeutlichen, dass die Internationalität des Mediums die filmischen Konstruktionen deutscher Städte entscheidend beeinflusste.

Trotz der normierten Annäherung an das Material bleibt dessen Disparität durch die genauen und teilweise vom Ergebnis her gesehen überraschenden Aussagen erkennbar. Sie verlangen vom Leser, wie vom Zuschauer im Kino, den jeweiligen Film als eigenständiges Werk wahrzunehmen. Der Nachvollzug einzelner Aussagen wird durch die vielen mit den Texten sehr gut korrespondierenden Abbildungen, die den Analysen beigefügt wurden, erleichtert.

Will man der inhaltlichen Gemeinsamkeit all dieser Filme nachspüren, ist man geneigt, die vergebliche Suche der Protagonisten nach dem Glück in der Stadt ganz nach oben zu rücken. Dieser Eindruck wird durch die auf dem Einband abgedruckten Bilder noch erhärtet. Vor diesem Hintergrund lässt sich möglicherweise ein erstes vorläufiges Fazit ziehen. Regie, Dramaturgie und zum Teil auch die verwandte Filmtechnik lassen in den Filmen ein veränderndes Zeit-Bewusstsein entstehen, das durch Konstruktionen wie Zeitraffung und -dehnung bis zum Innehalten von filmischen Ereignissen erzeugt wird. Die Suche nach Glück und Geborgenheit in einer hektischen, oft unpersönlichen Umgebung sind Themen, die immer wieder mit Stadt in Verbindung gebracht wurden. Sie werden auch in Zukunft neu gestellt und reflektiert werden. Insofern wird der Stadtfilm mit seinen großen Möglichkeiten an Themen und Darstellungsvarianten, die immer auch Momente des ästhetischen Widerstands beinhalten, auch in den folgenden Jahrzehnten ein fester Bestandteil des Kinorepertoires bleiben. Das ausgezeichnete Buch von Guntram Vogt kann mit Sicherheit den Blick für die zu erwartenden neuen Konfrontationen schärfen.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

Ursula von Keitz / Kay Hoffmann (Hrsg.)

Die Einübung des dokumentarischen Blicks.

Fiction Film und Non Fiction Film zwischen Wahrheitsanspruch und expressiver Sachlichkeit 1895 - 1945 (= Schriften der Friedrich Wilhelm Murnau-Gesellschaft e.V., Bd. 7).

Marburg: Schüren Presseverlag 2001, 210 Seiten.

Seit Jahren konfrontiert der Diskurs der elektronischen Medien Film- und Fernsehwissenschaft mit grundsätzlichen Problemen. Im Zentrum standen lange Zeit vornehmlich aktuelle Gesichtspunkte, die aus dem Analog/Digital-Differential resultierten. Erst nach und nach weitete sich der Fokus und man ging der Frage nach, welche Folgen und Konsequenzen die »Neuen Medien« in historischer bzw. historiografischer Perspektive zeitigen. Vor diesem Hintergrund widmet sich die vorliegende Aufsatzsammlung, herausgegeben von den Filmwissenschaftlern Ursula von Keitz und Kay Hoffmann, dem Beziehungsgefüge von »Dokumentarizität« und »Fiktionalität« von 1895 bis 1945. Ein Teil der film-, literatur- und medienwissenschaftlichen Beiträge ging aus dem von der Friedrich Wilhelm Murnau-Gesellschaft e.V. am 23. und 24. April 1999 in Bielefeld veranstalteten Symposium »Die Einübung des dokumentarischen Blicks: Vom Expressionismus zur Neuen Sachlichkeit« hervor.

Eine Gruppe von Autoren thematisiert grundlegende Aspekte der Genrekonvention, Medienästhetik sowie Geschichtsschreibung des Dokumentarfilms. Ausgehend von dem im Laufe der Jahrzehnte immer lauter geäußerten Zweifel an der Konstanz und Regelmäßigkeit von Sujet, Dramaturgie und Ästhetik des Dokumentarfilms hebt Heinz-B. Heller die »Porosität« (S. 18) der traditionellen Wahrnehmungs- und Verstehenskonventionen hervor. Für ihn zeigt sich das »transitorische« Moment des Dokumentarischen geradezu darin, wie das Imaginäre im bewussten Widerstreit von Wahrnehmungs- und Vorstellungsmodi sinnlich veranschaulicht wird. In ähnlich elementarer Weise befasst sich Thomas Elsaesser mit Aporien einer »Definition« des frühen Films bzw. Kinos. Sowohl eine durch Technik und Ökonomie als auch durch Produzenten und Rezipienten dominierte Bestimmung müsse scheitern; vielmehr sei Film primär kulturhistorisch zu begründen. Somit richtet sich das Augenmerk auf die gegenwärtigen Veränderungen des gesellschaftlichen Umfeldes, wodurch andere »Praktiken«, mithin andere »Geschichten«, auf die Agenda des Diskurses gesetzt werden. Er plädiert für eine »pragmatische« Sicht der Dinge, um »diese anscheinend immer mehr versprengten und auseinanderdriftenden Geschichten des Films theoretisch zu fassen« (S. 50).

In seinen Ausführungen weist Jan Berg darauf hin, dass zeitgenössische Diskurse des Dokumentarismus in der Geschichte immer die Perspektive antizipierten, wo »Faktizität« von »sich selbst« künde. Er adaptiert ein transhistorisches Verständnis von »Authentizität« als »Effekt, Resultat einer authentifizierenden Darstellungstechnik« (S. 56) und stellt metaphysische Diskurse der Antike und moderne Ästhetikdiskurse einander gegenüber. Er gelangt zu einer Reihe strukturell überraschend ähnlicher Zurechnun-

gen und Versprechungen von »Authentizität«. Doch auch der historiografische Diskurs der Filmwissenschaft offenbart merkwürdige Diskurseffekte. So arbeitet Martin Loiperdinger am Beispiel der Filmpropaganda im Ersten Weltkrieg heraus, wie sich die »Erfindung« des Dokumentarfilms durch Robert J. Flaherty als eine Schöpfung der Filmhistoriografie ausnimmt. Durch die Kanonisierung Flahertys durch John Grierson wird rund ein Vierteljahrhundert dokumentarischer Filmproduktion und -rezeption ausgeblendet.

Eine weitere Gruppe von Autoren konzentriert sich auf spezifische Stilrichtungen des Dokumentarfilms der 1910er bis 1930er Jahre. In seinem Beitrag geht Wolfgang Mühl-Benninghaus dem Sachverhalt nach, weshalb nichtfiktionalen Filmen in Deutschland der Jahre von 1914 bis 1917 eine besondere Förderung zuteil wurde. Im Vertrauen auf die massenpsychologische Wirkung des Mediums sollte zum einen das Image von Industrie und Staat in den eigenen unteren Bevölkerungsschichten und im Ausland verbessert werden; zum anderen wollte die Kinoreformbewegung durch klare Rahmensetzungen lediglich diejenigen Filminhalte und -formen positiv sanktionieren, die den Status quo legitimierten. Ansatzpunkt der Reflexion Karin Bruns' bildet die These, dass sich »Schreiben für das Kino (...) als eine besondere Technik« (S. 103) begreifen lässt. Anhand des Expressionismus diskutiert sie Beziehungen von Schreibverfahren, literarischer Praxis und (expressionistischen) Visualisierungstechniken. Sie erhält Aufschlüsse über einen signifikanten »Kinostil«, arrangiert durch Lichtsetzung, Dekorwahl und Kameraführung, als Reflex auf eine vorgängige industrielle Verwertung.

Im Mittelpunkt der Überlegungen von Rudolf Helmstetter steht der Status des Films innerhalb der ästhetischen Konzeption von László Moholy-Nagy. Dabei verortet er den Stellenwert des Films im Zusammenhang mit dem »Totalexperiment« Moholy-Nagys und situiert ihn stilistisch am Übergang von Expressionismus zur Neuen Sachlichkeit. Auch Norbert M. Schmitz setzt sich mit der Stilrichtung der Neuen Sachlichkeit in den 1920er Jahren auseinander, nämlich mit seinem »scheinbaren Widerspruch der kunstvollen Kunstlosigkeit« (S. 148). Mittels einer ikonologischen Betrachtungsweise (Bewegung als symbolische Form), die kulturhistorische, ästhetische, technische sowie soziale Gesichtspunkte des Medienwandels aufeinander zu beziehen sucht, bemüht er sich, jenen »Realismus zwischen den Medien« eingehender zu charakterisieren. Abschließend macht Kay Hoffmann auf den wenig bekannten Umstand aufmerksam, dass avantgardistische Strömungen in Deutschland nach 1933 mitnichten zum Stillstand kamen. Er sieht Anzeichen für personelle und stilistische Kontinuitäten im Bereich Film.

Es mag dem Impetus des Geleitwortschreibers geschuldet sein, dass Hans-Dieter Kübler angesichts der hier vereinten Aufsätze gleich das hohe Lied vom »Glücksfall« (S. 8) anstimmt. Doch dessen unbeschadet ist zu konstatieren, dass einige Beiträge, namentlich von Elsaesser, Heller und Schmitz, in der Tat einem gewichtigen Perspektivenwechsel innerhalb der Historiografie des dokumentarischen Genres

das Wort reden. Überkommene Dispositionen transzendierend, nimmt sich die Genese des Dokumentarismus in erster Linie als eine Geschichte von wandelbaren Authentizitätskonzepten und -strategien aus. Somit wird auch erklärbar, weshalb von Beginn des Films an seine Wirkung und Wahrheit nicht zur Deckung gebracht werden (können). Unter dieser Prämisse gelingt es den Autoren, das Blickfeld zu weiten, wodurch die einem kulturhistorischen Wandel unterworfenen ästhetischen Konstruktions- und Interpretationskonventionen in den Vordergrund treten. Gerade das genuin transitorische Charakteristikum des Dokumentarfilms vermögen die beispielhaften Stil- und Werkanalysen der Autoren an den Grenzgängen von Expressionismus, Neuer Sachlichkeit, Avantgardismus etc. zu vertiefen. Insgesamt gibt der Sammelband ein gutes Beispiel ab für die Einübung eines kulturhistorischen Blicks auf den frühen Dokumentarfilm, obgleich mit dieser Akzentuierung unweigerlich eine andere Diskussion, die um den Kulturbegriff in der Medienwissenschaft, einmal mehr eröffnet wird.

Christian Filk, Köln

DEFA-Stiftung (Hrsg.)

apropos: Film 2002.

Das Jahrbuch der DEFA-Stiftung.

Berlin: Bertz 2002, 336 Seiten.

Herrmann Zschoche

Sieben Sommersprossen und andere Erinnerungen.

Berlin: Das Neue Berlin 2002, 224 Seiten.

Aller guten Dinge sind zumindest drei, dachte sich auch die DEFA-Stiftung und stellte nach 2000 und 2001 erneut ein Jahrbuch vor. Eine mutige Entscheidung einerseits, denn die zweite Ausgabe konnte sich trotz beträchtlicher Subventionierung nur schwach verkaufen, und eine richtige andererseits, weil solch langfristigen Initiativen wie die Erforschung der ostdeutschen Cinematographie einfach eine gewisse Kontinuität verlangen.

Mit neuem Verlag und ein wenig mehr Mut bei der Covergestaltung haben wiederum Erika Richter und Ralf Schenk dieses Mal 22 Beiträge und einen umfangreichen Anhang redaktionell erneut sorgfältig betreut. Thematisch in den Mittelpunkt gerückt wurden das jüdische Thema im DEFA-Film, der Regisseur Lothar Warnecke, Sciencefiction bei der DEFA, Texte zur Filmgeschichte und zum aktuellen Filmgeschehen sowie Erinnerungen. Zu Beginn steht also die Auseinandersetzung mit dem Holocaust bzw. seinen Folgen und (Nicht)Bewältigung in den Nachkriegsgesellschaften und zwei überarbeitete Vorträge der Sommerkonferenz der regen DEFA-Film-Library im amerikanischen Amhurst 2001. Kann Frank Stern für den Spielfilm eine vielschichtige, aber auch ambivalente Auseinandersetzung mit der deutsch-jüdischen Vergangenheit von »Ehe im Schatten« (Kurt Maetzig, 1947) bis zu »Die Schauspielerin« (Siegfried Kühn, 1988) über einen größeren Zeitraum konstatieren, so konzentriert sich Günter Jordan auf den frühen Do-

kumentarfilm und die Wochenschauen bis 1948, weil er die späteren Jahre für wenig ergiebig hält: »Weiße Flecke, wohin das Auge schaut.«

Weitere Beiträge sind dem Regisseur Lothar Warnecke zum 65. Geburtstag gewidmet. Der ehemalige Rektor der Babelsberger Filmhochschule, Lothar Bisky, beginnt mit einer Hommage. Es schließt sich ein sehr ausführliches Interview von Erika Richter mit dem Filmemacher an, das stark biografisch angelegt ist und filmwissenschaftliche Nachfragen vermissen lässt. Den Abschluss macht der ehemalige Dramaturg Klaus Wischnewski mit einer präzisen kommentierten Filmografie vom Erstling »Mit mir nicht, Madam!« (1969) bis zum letzten Publikumserfolg »Einer trage des anderen Last...« (1988), nach dem Warnecke – wie viele seiner Kollegen seit der »Wende« – keinen Spielfilm mehr gedreht hat.

Zum Sciencefiction-Film referiert Michael Grisko unter Einbeziehung vorangegangener Arbeiten und im Vergleich zur Entwicklung im Westen die spezifische Aneignung dieses fiktionalen Genres im DDR-Kino, die sich in fünf Projekten zwischen 1960 und 1985 um neue Konzeptionen »zwischen Sozialphilosophie und Actionfilm« bemühte. Dieser Gesamtchau, die Lust auf eine breite Retrospektive auf der großen Leinwand macht (es existieren sogar 70-mm-Kopien), folgt ein interessanter Vergleich von zwei Sprach-, aber auch Schnittfassungen der ersten Science-Fiction-Produktion für den Binnenmarkt und den Export: »Der schweigende Stern« bzw. »First Spaceship on Venus« (Kurt Maetzig, 1960/1962), die sogar beide aktuell als Video oder DVD erhältlich sind. Burghard Ciesla arbeitet mit Hilfe einer – dem Text angefügten – Sequenzanalyse heraus, wo und wie sich die Versionen dramaturgisch und inhaltlich unterscheiden und damit auf damalige Zeitbezüge in Ost und West reagiert wurde.

Der Sammelband bietet auch eine Plattform für weitere Texte zu historischen und aktuellen Entwicklungen des Films – eine heterogene Mischung, die Autoren und Themen aus dem Umfeld der früheren, leider eingestellten Zeitschrift »Film und Fernsehen« zusammenführt und ihnen eine alternative Veröffentlichungschance bietet. Zunächst reflektiert Detlef Kannapin die »Aufarbeitung der Vergangenheit im Film« und versucht eine historische Kontextanalyse. Thomas Heimann und Burghard Ciesla rekonstruieren die »FilmGeschichte« des V2-Raketeneinsatzes als »Wunderwaffe« des NS-Regimes am Beispiel des Spielfilms »Die gefrorenen Blitze« (Janos Veiczi, 1967). Günter Agde widmet sich den Mitarbeitern und Produktionen der vergessenen deutsch-sowjetischen Gesellschaft Meshrabpom-Film, die 1936 liquidiert wurde und deren Leistungen auch nach 1945 offiziell nicht anerkannt wurden.

Abschließend blickt Klaus-Dieter Feldmann auf die DEFA-Kinderfilme, die in 25 Jahren auf den Berliner Filmfestspielen präsentiert wurden, zurück. Außerdem stehen mit Romuald Karmakar und Fred Kelenen zwei sperrige Filmemacher der Off-Mainstream-Szene im Mittelpunkt, deren Arbeiten vorgestellt (Claus Löser) und besprochen werden (Erika Richter). Den Abschluss macht Hans-Jörg Rother mit

einem Blick auf zeitgenössische Filmtendenzen in Ungarn.

Nach einer Erinnerung an Rolf Richter von Ralf Schenk, dem Abdruck des gescheiterten Szenariums »Paule Panke« von Richter und Heiner Carow 1983 sowie letzten Briefen vom und an das Ehepaar Richter werden im Nachspann die Projekte und Förderungen der DEFA-Stiftung dokumentiert und detailliert die Aktivitäten und Strategien der Rechteverwerter Progress Film-Verleih bzw. der weltweit agierenden Icestorm Entertainment GmbH vorangestellt, die bis in die USA die DEFA-Klassiker vermarktet. Mit dieser ungewöhnlich offenen Auskunft über ansonsten eher verdecktes Geschäftsgebahren scheinen die Herausgeber erfreulicherweise auf eine Kritik des Rezensenten reagiert zu haben, der noch im vorangegangenen Jahrbuch gerade solche wichtigen Gegenwartsbezüge vermisst hatte.

Zeichnet sich der DEFA-Reader durch sein Bemühen um eine informative und innovative Sicht auf den DDR-Film aus, so gibt sich der Versuch einer Autobiografie von Hermann Zschoche eher anspruchslos.

Was von Verlagsseite auf dem Covertext als »amüsan« angepriesen wird, entpuppt sich beim näheren Hinsehen als geschwätzige und beliebige Aneinanderreihung von privaten und beruflichen Reminiscenzen. Die willkürlich ausgewählten Anekdoten berichten weder »vom Spaß am Filmemachen« noch »vom spannenden und oft mühseligen Weg von der Idee zum Film«. Der einst beliebte Regisseur (Jahrgang 1934) hatte in und mit der »Traumfabrik Babelsberg« von 1960 an 20 Filme gedreht, darunter so bekannte Titel wie den Emanzipationsversuch »Karla« (Buch: Ulrich Plenzdorf, 1965/66 bzw. Premiere, 1990), der Science Fiction-Ausflug »Eolomea« (Angel Wangenheim, 1971/72), die Jugendstücke »Sieben Sommersprossen« (Christa Kozik, 1977/78) oder »Insel der Schwäne« (Ulrich Plenzdorf, 1981/82 bzw. 1983), die Literaturverfilmung »Glück im Hinterhaus« (Ulrich Plenzdorf nach Buridans Esel von Günter de Bruyn, 1979) und das kritische Sozialdrama »Bürgerschaft für ein Jahr« (Gabriele Kotte, 1980/81). Im Dezember 1990 wurde Zschoche »zusammen mit der Hälfte des DEFA-Personals entlassen«, ist aber dann wohl recht gut im Westen angekommen, wo er seine Karriere u.a. mit »Drei Damen vom Grill« (1990), »Natalie – Endstation Babystrich« (1994) oder »Kurklinik Rosenau« (1996 - 1998) fortsetzen durfte (oder bei diesen Stoffen: musste?).

Konnten vor allem seine früheren Bilder das Publikum erfolgreich unterhalten, so verdienen seine heutigen Worte kaum das Prädikat »besonders wertvoll«. Stattdessen präsentiert sich Zschoche in seiner banalen Erzählung mal als betroffener Zeitgenosse, der sich früher »ungeheuer wichtig« vorkam, wenn er »den Zorn der Partei erregt« hatte und trotzdem anlässlich der Biermann-Affaire »enttäuscht erkennen mußte«, dass er »eben kein Prominenter war, dessen Stimme zählte«; oder mal als vermeintlicher Filmkritiker, dem das amerikansisch Leinwand-Epos »Apokalypse Now« »schlaflose Nächte« bereitere »vor Ärger über diese Mischung aus Wagner-Oper und mystischem Psycho-Quark«. Darüber hinaus erfahren

wir – neben vielerlei bisweilen peinlich anmutenden Amouren –, dass der Filmemacher einmal von Hanns Eisler »zu einer Partie Tischtennis« eingeladen wurde; dass er sich während des Locarno-Festivals »am sonnigen Ufer des Lago Maggiore aalte«; dass Ulrich Plenzdorf »mit geschultertem Luftgewehr vor dem Bildnis Stalins Totenwache gehalten« hatte; dass die DEFA Jurek Becker »mal am Tüffel tuten« konnte; dass Manfred Krug beim Drehen einen »Luftverbrauch [hatte], der dem Rest des Teams mitunter den Atem nahm« und so weiter. Alles in allem kann sich da auch der geneigte Leser letztlich nur mit dem Autor wundern: »Seltsam, woran man sich erinnert – und woran nicht«. Und was bleibt? Leider nur einige Standfotos aus den beschriebenen Kinostreifen und eine Filmografie am Ende.

Thomas Beutelschmidt, Berlin

Dagmar Schittly

Zwischen Regie und Regime.

Die Filmpolitik der SED im Spiegel der DEFA-Produktionen.

Berlin: Ch. Links Verlag 2002, 336 Seiten.

Mit ihrer Dissertation versucht die Autorin eine wissenschaftliche Gesamtgeschichte der Filmpolitik der SED im Spiegel der DEFA von den Anfängen bis 1990 zu geben. Dieses Vorhaben ist von hohem Anspruch, denn trotz einer Vielzahl von Einzeluntersuchungen fehlt bisher eine Gesamtdarstellung des größten Filmproduzenten der DDR.

Der eigenen Anforderung, die explizit durch den gewählten Buchtitel unterstrichen wird, wird Dagmar Schittly allerdings kaum gerecht. Die Gründe hierfür liegen insbesondere in ihrer Methodik, die sich ausschließlich auf das Beschreiben von Sachverhalten beschränkt, ohne dass Strukturen erkennbar werden. Anstatt zunächst einmal das Filmwesen und dessen Veränderung im Laufe der DDR-Geschichte zu beschreiben und in diesem Zusammenhang auch die Eingrenzung ihres Themas zu erläutern, wendet sie sich sofort ihrem Gegenstand zu. Auf diese Weise entsteht der falsche Eindruck, dass DEFA und Filmproduktion in der DDR weitgehend identisch waren. Die von der Autorin unter der Hand vorgenommene Begrenzung der DEFA auf die Spielfilmproduktion wäre legitim, würde der Leser auch erfahren, dass in Babelsberg beispielsweise auch Dokumentarfilme gedreht wurden. Des Weiteren werden die international und auch wirtschaftlich erfolgreichen Kinderfilme von der Autorin ebenso unbeachtet gelassen, wie die Tatsache, dass von der DEFA eine Vielzahl von Fernsehfilmen produziert wurden. Beides ist insofern von Bedeutung, als eben nicht nur die von der Autorin untersuchten Parteigremien und das Kulturministerium auf die DEFA einwirkten, sondern wesentlich mehr Partei- und Regierungsstellen als die von der Autorin untersuchten. Nicht zuletzt würde am Beispiel der produzierten Kinderfilme und Fernsehproduktionen deutlich, dass die DEFA auch ein wichtiger Exporteur war. In den Studios wurden auch viele Spielfilme primär unter dem Gesichtspunkt des Exports in die Bundesrepublik produziert. Vor diesem Hinter-

grund wäre es natürlich auch interessant gewesen, etwas über Rückwirkungen der vielfältigen Dienstleistungen der DEFA für westliche Produzenten auf die eigene Produktion zu erfahren. Da die DDR bekanntlich immer an Devisen interessiert war und auch die DEFA vor allem in der Honecker-Ära ihren diesbezüglichen Beitrag leisten musste, zählte das Verhältnis von Ideologie und Ökonomie zu grundlegenden Konfliktkonstanten des Systems. Diese werden in der vorliegenden Monographie nicht einmal im Ansatz gestreift.

Das Unverständnis der Autorin gegenüber dieser für die DDR zentralen Fragestellung berührt auch andere Problemfelder. Frau Schittly ist nicht vorzuwerfen, dass sie wahrscheinlich die russische Sprache nicht beherrscht und deshalb die in der Literatur kursierenden Halbwahrheiten über die Entscheidungen im Moskauer Exil als Bestandteil der Vorgeschichte der DEFA ungeprüft übernahm. Die Diskussionen, die im Nachkriegsdeutschland geführt wurden, hätte sie aber mit relativ geringem Aufwand durchaus differenzierter darstellen können. So erfährt der Leser nur, dass am Anfang der DEFA das Bemühen stand, eine neue Filmkultur zu entwickeln. Die diesbezüglich teilweise konträr gegensätzlichen Vorstellungen zwischen den Emigranten selbst sowie den Emigranten auf der einen und den in Deutschland verbliebenen Filmemachern auf der anderen Seite werden von ihr nicht einmal erwähnt, geschweige denn reflektiert.

Im gleichen Kontext benennt die Autorin die gängigen Filme, die für den Neuanfang der Filmproduktion im Osten Deutschlands stehen. Sie unterlässt es aber, darauf zu verweisen, dass alle diese Produktionen durch etwa 50 Spielfilme finanziert wurden, die vor 1945 in Prag und Berlin mit Einwilligung Goebbels geplant und abgedreht, aber in der Nachbearbeitung nicht vollendet wurden. Ihre sukzessive Fertigstellung in den DEFA-Studios und ihre Aufführung in den Kinos bildete die wesentliche ökonomische Voraussetzung für eine eigenständige Filmproduktion in der SBZ/DDR. Der Anspruch etwas Neues zu schaffen hatte demnach die Fertigstellung und Auswertung des Alten zur Voraussetzung. Der hier aufbrechende Widerspruch von Anspruch und Wirklichkeit, der die gesamte DEFA-Geschichte immer wieder begleitet, bleibt in der Monographie weitgehend ausgeblendet.

Die Defizite setzen sich auf der Regie-Ebene fort. Eine Begründung für die Auswahl der Spielfilme, der sich die Autorin näher zuwendet, fehlt und sie erschließt sich auch nicht im Text. Darüber hinaus hatte der Autorin offensichtlich nicht die Kraft, diesen Teil ihrer Arbeit ausgewogen zu formulieren. Auf diese Tatsache deutet das Fehlen der entsprechenden Literatur; neben einer Reihe älterer Aufsätze und Artikel wäre auch der Anfang 2000 vom Haus des Dokumentarfilms publizierte Sammelband »Close up« Band 13 zu nennen. In die gleiche Richtung verweist auch die kritiklose Übernahme von längst überholten Einschätzungen: Völlig richtig benennt sie die antifaschistischen Intentionen der frühen DEFA-Produktionen von »Die Mörder sind unter uns«, »Ehe im Schatten« oder »Affaire Blum«. Dann heißt es weiter: »1949 wurde diese Tradition mit Staudtes Film »Rotation« und Maetzig's »Buntkarrierten«, die das Problem

von Mitläufern behandelten, erfolgreich fortgesetzt«. (S. 35) Die letztgenannten Spielfilme inhaltlich auf das Problem der Mitläufer zu beschränken, ist nur möglich, wenn man sie nie gesehen hat. Auch aus den von Frau Schittly durchgesehenen Dokumenten geht eindeutig hervor, dass diese Spielfilme viel weitergehende Intentionen hatten. Jenseits der von Interessen geleiteten schriftlichen Dokumente unterscheidet sich auch die Dramaturgie der letztgenannten deutlich von den drei frühen Spielfilmen.

Vor dem Hintergrund der exemplarisch geschilderten Defizite, die durchaus noch erweitert werden könnten, besteht das Verdienst der Monographie in der Auswertung einiger nach 1989 erst zugänglicher Quellen. Dies gilt insbesondere für die der ehemaligen Stasi. Mit ihrer Hilfe gelingt es der Autorin, einige bisher unbekannte Hintergründe und Kontroversen um Filme zu erhellen und natürlich die Behinderungen künstlerischer Absichten durch bürokratische Instanzen zu verdeutlichen. Inwieweit diese typisch für die DEFA waren, welche Rolle die Selbstzensur der Mitarbeiter spielte oder ob die Mehrheit durch ihr Engagement den Sozialismus in der DDR unterstützen wollte, sind am Ende der Lektüre weitgehend unbeantwortet gebliebene Fragen. Zu diesen zählt vor allem auch – wie Schittly resümiert –, dass die DEFA »doch beachtliche Leistungen aufzuweisen hatte« und dass »viele Filme als eindrucksvolle zeitgeschichtliche Dokumente dienen können«. (S. 317) Doch die Frage nach den spezifischen filmkünstlerischen Leistungen des volkseigenen Unternehmens wird außer Verweisen auf einige Frauenfilme der 1980er Jahre oder die Bearbeitung einiger antifaschistischer Stoffe nicht wirklich gestellt. Hierfür hätte es vor allem einer Verortung der DEFA-Filme im Filmchaffen der DDR und einer Darstellung von Bezügen zu übergreifenden filmhistorischen Traditionslinien bedurft.

Wolfgang Mühl-Benninghaus, Berlin

**Gerd Hallenberger / Helmut Schanze (Hrsg.)
Live is Life.**

Mediale Inszenierungen des Authentischen.
Baden-Baden: Nomos 2000, 250 Seiten.

Welche Relevanz hatte das Live-Prinzip in bestimmten Phasen der Fernsehgeschichte und welche kommt ihm gegenwärtig noch zu? Das war die Ausgangsfrage der 1999 veranstalteten Konferenz des Sonderforschungsbereichs 240 »Bildschirmmedien« und des »Studienkreises Rundfunk und Geschichte« in Siegen, deren Vorträge der Sammelband vereint. Dass es überhaupt einen so hohen Stellenwert erlangen konnte, liegt wohl an der Faszination, die von den »realitätsabbildenden« Medien Radio, Fotografie und Film ausgeht. Wenn Bilder und Töne auch noch zeitgleich zum Geschehen über beliebige Entfernungen sicht- und hörbar gemacht werden können, entsteht die Illusion des unmittelbaren Dabeiseins. Sie lässt sonstige Erfahrungen vergessen, dass jedwede Kommunikation zwischen Menschen das Mitgeteilte entweder verkürzt oder verzerrt. Selbst in den überschaubarsten Lebenszusammenhängen kann nicht

alles von allen in gleicher Weise wahrgenommen werden, vermag der Empfänger einer Nachricht etwas, das er nicht selbst erlebt hat, nicht unmittelbar deren Richtigkeit überprüfen. Diese muss vielmehr beglaubigt werden. Dazu wurden im Laufe der Kommunikationsgeschichte allerlei Rituale entwickelt, standen auch schon vor der Einführung von Hörfunk und Fernsehen Inszenierungsmuster des Authentischen zur Verfügung.

Dass die elektronischen Medien in ihren Kindertagen mangels geeigneter Aufzeichnungsmöglichkeiten immer live senden mussten, ist allerdings – so wurde auf der Tagung festgestellt – nur noch von historischem Interesse, gehörte doch in der Frühphase die relativ häufig eingesetzte Live-Übertragung zu den Selbstinszenierungen des Fernsehens, als Fenster zur Welt »authentisch« zu berichten. Der immense technische Aufwand und die exakte Planung des Ereignisses wurde meist verdeckt und damit auch dessen Steuerung nach den Erfordernissen des Mediums.

Die Faszination des Live-Prinzips in den Programmmedien ließ allmählich nach, und in der Gegenwart überlebt es eher in einigen Nischen (z.B. der Sportberichterstattung). Wenn eine Programmankündigung den Zusatz »live« enthält, macht dies bei den Rezipienten kaum noch Eindruck, auch weil diese Qualität als solche kaum mehr identifizierbar ist. Allenfalls in Situationen, in denen »live« den Abstand zwischen Ereignis und Übermittlung verkürzt – erinnert sei etwa an den 11. September 2001 –, hat es noch Relevanz. Ansonsten ist es auch deshalb aus der Mode gekommen, weil die über den 24-Stunden-Tag streng exakt geplante Programmroutine mit ihren spezifischen Erfordernissen durch Live-Übertragungen gestört wird und den Angebotserwartungen der Zuschauer von einem bestimmten Punkt an zuwider läuft.

Es gibt jedoch gegenläufige Erwartungen, denen sich das Fernsehen der Gegenwart nicht völlig entziehen kann. Denn hin und wieder keimt die alte Lust an der Illusion auf, dass das wahre Leben (Life) im Fernsehen schließlich doch nur »live« zu erfahren sei. Hin und wieder soll die Überraschungsarmut, die Sterilität des Programmaltags überwunden werden, aus dem herausgeschnitten wird, was nicht passt. Die Kette fernsehgeschichtlicher Anekdoten über Unerwartetes »en direct« im französischen Fernsehen sowie der daraus resultierende Verzicht darauf war im Vortrag von Alain Flageul ein anschaulicher Beleg.¹ Kay Kirchmann vermutet, dass das Fernsehen unter dem Erwartungsdruck steht, das im Grunde ereignis- bzw. überraschungsarme »Monitoring« (vergleichbar dem normalerweise unspektakulären Bild auf der Überwachungskamera) im Programmablauf gelegentlich zu durchbrechen. Der Einbruch des Unvorhergesehenen, die »Pleiten, Pech und Pannen«, erfreut sich auch dann großer Beliebtheit bei den Zuschauern, wenn es als Zusammenschnitt nicht mehr live gesendet wird. Und nur ein dem Live-Fernsehen analoges »Monitoring« liefert die Sujets für die »police videos«, die den gerade geschehenden Autounfall oder den Selbstmord dann filmen, wenn sie geschehen, und nicht erst dann zur Stelle sind, wenn man

hinterher nur noch die Folgen besichtigen kann. Darüber berichtet John T. Caldwell in seinem Beitrag über »Live Slippages« in Kalifornien.

Authentizität wird auch suggeriert, wenn man das Bedürfnis nach Einblick in bestimmte, sonst der Wahrnehmung entzogene private Bereiche befriedigt, von denen unterstellt wird, dass sie ungeschnitten und unzensuriert eigentlich nur »live« über den Äther gehen können, aber nicht unbedingt müssen. Hierzu stellte Tove A. Rasmussen ein dänisches Programmformat vor: Plötzlich steht ein Fernseherteam mit einer Pizza vor der Wohnungstür. Die Präsentation der Reaktionen der so völlig Überraschten ist als Reality-TV harmloser und weniger voyeuristisch als »Big Brother« und andere »Real-Life-Shows«. 1999, zum Zeitpunkt der Tagung, existierten diese noch nicht im deutschen Fernsehangebot, inzwischen sind sie zumindest zeitweise wieder verschwunden. Auch dies ist ein weiterer Beleg dafür, wie rasch die Interessen der Zuschauer an vorgeblichen Einblicken in das wahre Leben sich abnutzen.

Es ist einerseits für den Tagungsband von Vorteil, dass er den teilweise hochmoralischen und kulturkritischen Diskurs über diese Fernsehereignisse nicht zu berücksichtigen braucht. Andererseits wäre die Integration der »Real-Life-Shows« in das Thema von Vorteil gewesen, weil sie so als Variante eines alten Problems hätten beschrieben werden können, eben als eine der zahlreichen Varianten der Inszenierung des Authentischen.

Edgar Lersch, Stuttgart

¹ Alain Flageul hat sie dann in der im Band abgedruckten Schriftfassung leider nicht wieder aufgenommen.

Gunnar Roters u.a. (Hrsg.)

Inter@ktive Medien.

Trends und Zukunftsperspektiven.

Baden-Baden: Media Tec GmbH, 2001, 112 Seiten.

Mit dem Thema »Interaktive Medien« nahm sich die fünfte »Sommerakademie«, die vom 25. bis zum 27. September 2000 in Baden-Baden stattfand, einer vordringlichen gesamtgesellschaftlichen Herausforderung an. Unter Federführung der Südwestrundfunk (SWR) Medienforschung, der Medien- und Filmgesellschaft Baden-Württemberg sowie der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg diskutierten Vertreter aus Wissenschaft und Forschung, Wirtschaft und Praxis aktuelle Trends und Tendenzen der elektronischen Informations- und Kommunikationstechnologien. Im Zentrum standen dabei die Entwicklung, Gestaltung und Nutzung interaktiver Medien in Alltag und Beruf. Der von Gunnar Roters, Oliver Turecek und Walter Klingler (alle SWR) herausgegebene Tagungsband gibt die im Rahmen der »Sommerakademie« gehaltenen Vorträge wieder.

In der »Einführung« entwirft Rolf Kreibich Leitbilder einer »nachhaltigen Entwicklung« in der Informationsgesellschaft. Das Konzept der Nachhaltigkeit böte »echte Lösungsperspektiven« (S. 14), um den enormen Krisen- und Risikopotentialen einer hochtechnisierten Zivilisation zu begegnen. Klaus Schrape

(†) referiert mittels eines Vier-Phasenmodells über das Mediennutzungsverhalten in den vergangenen 50 Jahren. Sein Zukunftsszenario zur Mediennutzung über das Jahr 2010 hinaus ist durch eine Zunahme des Medienrepertoires und eine Mediatisierung des Alltags sowie einen weiter fragmentierten und diskontinuierlichen Medienkonsum charakterisiert.

Zwei Teile befassen sich mit »Interaktiven Medien in Arbeitsprozessen« (Teil I) bzw. »eCommerce« (Teil III). Nach Michael Jäckel und Christoph Röwekamp empfiehlt sich die flexible Form der alternierenden Telearbeit, der Wechsel zwischen Arbeit am internetfähigen Computer daheim und im Betrieb, sofern nicht nur die Produktivität der Arbeitsleistung, sondern auch das soziale Umfeld davon profitiert. Während die erste Telearbeitergeneration Erfahrungen mit »Fremdbestimmung« (S. 49) machte, die zweite Telearbeitergeneration nur durch wenige betriebliche Vereinbarungen geschützt sei, müsse, so Dieter Klumpp, diese Arbeitsform künftig durch ein solidarisches und fürsorgliches Netzwerk des Arbeitens, Lernens und Lebens getragen werden. Anhand einer Pilotstudie zur Telekooperation im Stuttgarter Kommunalparlament umreißen Helmut Krcmar und Gerhard Schwabe die Möglichkeiten der Informationstechnologie in Politik und Verwaltung. Als Vorteile der Telekooperation erachten sie Prozessinnovationen, Rationalisierungen und neue Dienstleistungen sowie Verbesserungen der räumlich-zeitlichen Flexibilität, Arbeitsentlastung und Technikakzeptanz seitens der Akteure. Heike Langner verortet die gegenwärtige Wirtschaft in einer dritten Konsolidierungsphase, der »Symbiose aus New und Old Economy« (S. 83). Ungeachtet der Potentiale und Erfolgsfaktoren im eCommerce komme es weiterhin vor allem darauf an, konkurrenzfähige Güter und Dienstleistungen anzubieten. Am Beispiel von www.web.de erörtert Armin Gellweiler Konzeption, Produktportfolio und Services eines erfolgreich am Markt operierenden Internet-Portals.

Zwei weitere Teile widmen sich »Interaktiven Medien zur Weiterbildung« (Teil II) bzw. »Multimedia-Angeboten und Zukunftsperspektiven von Interaktivität« (Teil IV). Thomas Jechle berichtet über die Formen, Erfahrungen und Aussichten des webbasierten Bildungsangebots der Tele-Akademie Furtwangen. Er hebt insbesondere die Flexibilität, das soziale Moment und die Attraktivität des Tele-Lernens hervor. Ausgehend von den globalen Entwicklungstrends in der Informations- und Kommunikationstechnologie fragt Gerd Schwandner nach den Folgen und Konsequenzen für die Wissensgesellschaft. Er mahnt eine grundsätzliche Umstellung der Aus- und Weiterbildungsinstitutionen und -offerten auf lebenslanges und berufs begleitendes Lernen im digitalen Alltag an. Helge Haas und Maria Gerhards stellen das multimediale SWR-Programm »DAS DING« für Jugendliche vor. Sie zeichnen die Entwicklung des Formats vom Web-Radio bis zur Vernetzung von Internet, Hörfunk und Fernsehen nach. Beispielhaft am Engagement der Bertelsmann Broadband Group im Bereich des interaktiven Fernsehens illustrieren Werner Lauff und Hardy Heine, wie Technik, Content und User aufeinander abgestimmt werden müssen, um interaktives

TV für die nächste Generation zu entwickeln. Abschließend porträtiert Ulrich Reinhardt die so genannte »Generation @«, der ständig aufgetragen ist, sich in einem unüberschaubaren Informationsangebot zurechtfinden zu müssen. Und Wolfgang Tunze endet mit einer kritischen Reflexion auf die Zukunft der interaktiven Medien zwischen »Marketing-Hype« und »greifbarer Perspektive« (S. 105).

Die Tagungsdokumentation der »Sommerakademie 2000« gewährt eine leicht verständliche Übersicht über einige wichtige Querschnittsthemen einer wissensbasierten Informationsgesellschaft. Aus diesem Grunde eignet sich der Sammelband in erster Linie für einen breiten Adressatenkreis. Die Möglichkeit, sich ohne eingehende Vorkenntnisse in diesem Wissensgebiet kundig machen zu können, ist sicherlich der größte Vorzug der Veröffentlichung. Darüber hinaus zeichnen sich die Beiträge zu interaktiven mediengestützten Arbeits- und Lernumgebungen durch eine mitunter recht präzise Ist- und Sollanalyse aus. Mithin geben die Autoren dieser Aufsätze dem Leser eine Reihe wertvoller Planungs- und Gestaltungshinweise zur Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien in Wirtschaftsbetrieben und Bildungseinrichtungen an die Hand. Hingegen bieten die Teile zum eCommerce und zu Multimedia-Angeboten inhaltlich verhältnismäßig wenig Neues. Fazit: Wer sich allgemein über gegenwärtige technische, soziale und wirtschaftliche Chancen und Probleme der interaktiven Medien informieren möchte, dem sei die kompakte Dokumentation der fünften »Sommerakademie« zur Lektüre empfohlen.

Christian Filk, Köln

Christoph Marx **Reeducation und Machtpolitik.**

Die Neuordnung der Berliner Presselandschaft 1945 - 1947.

Stuttgart: ibidem-Verlag 2001, 171 Seiten.

Für den Autor bedeutet »der völlige Zusammenbruch des Deutschen Reiches am Ende des Zweiten Weltkrieges und die Besetzung Deutschlands durch die alliierten Truppen einen bis heute wirksamen Einschnitt in der deutschen Pressegeschichte« (S. 12) – eine Binsenweisheit. Die Besatzungsmächte hätten nicht nur das nationalsozialistische Medienmonopol zerstört, sondern auch ein »strukturell und personell neues Pressewesen« (ebd.) geschaffen – »strukturell« ja, aber »personell«? Die Besatzer, die USA – in ihrem Schlepptau Großbritannien und Frankreich – und die Sowjetunion, verfolgten mit der Presse in ihrem jeweiligen Einzugsbereich antagonistische Ziele, die nirgendwo deutlicher zutage traten als gerade in Berlin, und instrumentalisieren sie für den Kampf um die Meinungsführerschaft, d. h. den Kampf um die Köpfe der Besetzten.

Entgegen der Ankündigung im Untertitel des Buchs beschränkt sich die Untersuchung auf die Jahre 1945 und 1946 und stellt »Tagesspiegel« und »Berliner Zeitung« – beides Organe, die einst von den Alliierten, Amerikanern bzw. Sowjets, lizenziert worden waren und noch heute erscheinen – pars pro toto in

den Mittelpunkt. Der Autor betrachtet die pressepolitischen Vorhaben auf der Folie von einerseits »Umerzierung« (USA) und andererseits »Propaganda« (UdSSR) und schildert davon ausgehend die einzelnen kurz hintereinander erfolgenden kurzen Etappen der Berliner Presseentwicklung: An deren Anfang stand der »Aufbau einer »antifaschistischen Presse« unter sowjetischer Kontrolle« mit der Gründung von »Täglicher Rundschau« als offiziellem Publikationsorgan der Sowjetischen Militäradministration und der »Berliner Zeitung« als Sprachrohr der »antifaschistisch-demokratischen Umwälzung«. Nach einem Blick auf die Pressesituation beim Einrücken der westalliierten Kontingente in ihre Berliner Sektoren im Sommer 1945 und damit dem Ende des sowjetischen Pressemonopols befasst sich der Autor ausführlich mit den amerikanischen Gegenmaßnahmen. Um den Rückstand der USA bei der Indoktrination der Bevölkerung über die Presse aufzuholen, gründete sie als Pendant zur »Täglichen Rundschau« der sowjetischen Militärregierung ihre »Allgemeine Zeitung«, die als Vorbild einer neuen demokratischen Presse in Berlin gelten sollte. Danach schloss sich als Antwort auf die prekäre Pressesituation in Berlin die Lizenzierung des »Tagesspiegels« unter Erik Reger als führendem Kopf an, dem eigens knapp zehn Seiten gewidmet werden. Zum Schluss gibt es noch eine Analyse des Berliner Pressekrieges, kulminierend um die Auseinandersetzung der Fusion von SPD und KPD zur SED.

Der Autor betrachtet zwar nur die Presselandschaft, doch der »Krieg um die Köpfe« der antagonistischen Systeme in Berlin beschränkte sich nicht allein auf die Printmedien. Wer sich allerdings ein umfassendes Bild von diesem Kampf, in den gerade auch der Rundfunk jener Jahre eingriff – Berliner Rundfunk im Osten und RIAS Berlin sowie NWDR Berlin im Westen – verschaffen will, muss leider nach wie vor auf Harold Hurwitz' opus magnum »Demokratie und Antikommunismus in Berlin nach 1945« (vier Bde., erschienen 1984 - 1990) zurückgreifen.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Werner Faulstich **Die Geschichte der Medien.**

Bd. 4: Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700 - 1830).

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 295 Seiten.

In seiner mehrbändigen »Geschichte der Medien« unternimmt Werner Faulstich den Versuch, die Geschichte der Medien in ihrer kulturellen Dimension von den Anfängen der Menschheit bis zur Gegenwart zu konturieren. Seine Konzeption grenzt Faulstich dezidiert von vorherrschenden Einzelmedien- und allgemeinen Kommunikationsgeschichten ab. Dem will er eine »allgemeine Medienkulturgeschichte« entgegensetzen, worunter er die »Geschichte aller Medien in ihrer Vernetzung, als System« versteht. Für sein ambitioniertes Projekt formuliert Faulstich kein eigenes Forschungsprogramm. Als Wegmarke gibt er dem Leser mit auf den Weg: »Medien werden im folgenden verstanden als komplexe institutionalisierte

Systeme um organisierte Kommunikationskanäle von spezifischem Leistungsvermögen«. ¹

Der nunmehr erschienene vierte Band setzt sich mit der bürgerlichen Mediengesellschaft des 18. und der ersten drei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts auseinander. Bedingt durch den Wandel von einer dominant repräsentativen Öffentlichkeit zu einer dominant bürgerlichen Öffentlichkeit kommt es zum Niedergang der »alten« feudalen »Mensch-« und »Gestaltungsmedien« (Herold, Schloss) und zum Aufstieg »neuer« Druckmedien (Zeitschrift, Zeitung, Buch). Identitätsstiftung und Entsinnlichung sind nach Faulstich die zentralen Funktionen der Medien im 18. Jahrhundert. Die Kommunikationsmedien hätten mit ihrer Abstraktionsleistung (»Abstraktifikation«) den Preis für ihre erfolgreiche identitätsstiftende Funktion gezahlt. Als Wegweiser zum Verständnis der wachsenden Bedeutung des Bürgertums erachtet Faulstich die Blütezeit der Druckmedien.

Unbeschadet des Respekts vor der enormen Arbeitsleistung, die seine »Medienkulturgeschichte« zweifelsohne darstellt, gibt Faulstich in besonderer Weise ein Beispiel für die Probleme, zu denen eine exzessive Ausweitung des mediengeschichtlichen Gegenstandsbereichs führen kann. Die eingangs zitierte terminologische Heuristik lässt Raum, um so unterschiedliche Größen wie Höhlenwand, Tanz oder die Frau als mediale »Kommunikationskanäle« zu integrieren.

Deutlicher noch zeigt sich das Dilemma an der Kehrseite der Ausweitung: Ohne trennscharfen Medienbegriff lässt sich nicht bestimmen, was nicht Medium ist. Und doch verzichtet Faulstich nicht auf den Anspruch, »alle Medien« zu erfassen und als Resümee des Buchs eine Gesamtzahl der Medien der »Epoche« zu beziffern. Der flexible Medienbegriff hat zur Folge, dass die ins Feld geführten disparaten Medienbegriffe wie Mensch-, Gestaltungs-, Schreib-, Druckmedien usw. sich nur partiell erschließen und ihr kausales Verhältnis, zumal in der von Faulstich propagierten Lesart als »Funktionsgeschichte« in einem übergeordneten Konzept unklar bleibt.

Das strukturelle Dilemma von Faulstichs Mediengeschichte hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass er nicht nur einen impliziten Medienbegriff adaptiert, sondern darüber hinaus, dass der für seine Gesamtuntersuchung konstitutive Kulturbegriff nicht elaboriert wird. In seiner monothematischen Fixierung auf »Medienkultur« gelangen schlussendlich andere Diskursformationen nicht mehr ins Blickfeld seiner Analyse.

Christian Filk, Köln

¹ Werner Faulstich: Die Geschichte der Medien. Bd. 1: Das Medium als Kult. Von den Anfängen bis zur Spätantike (8. Jahrhundert). Göttingen 1997, S. 9f.

Otto Altendorfer

Das Mediensystem der Bundesrepublik Deutschland.

Band 1.

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001, 344 Seiten.

Die Publikation kommt einher wie ein juristisches Sachbuch – mit Randziffern versehen fast jeder Satz, ob in normaler Lesetype gedruckt oder etwas kleiner und dann mit »a«, »b« usw. unterteilt. Leider ist nicht ersichtlich, wozu die Randziffern gut sein sollen; erklärt werden sie nämlich nicht, da der Verfasser auf eine Einleitung verzichtet. Seine Intention ist dem Klappentext zu entnehmen, der davon spricht, dass es sich bei diesem Buch um den ersten Teil einer zweibändigen Darstellung über das Mediensystem und die Medienordnung der Bundesrepublik Deutschland handelt. Mitgeteilt wird auch noch, was es alles in diesem ersten Band zu lesen und nachzuschlagen gibt – über den Inhalt des zweiten Bandes schweigt sich der Klappentext leider aus.

In zehn Kapiteln befasst sich Altendorfer u.a. mit den rechtlichen Grundlagen und der Medienstruktur, der Medienkonzentration und den Rundfunkteilen des Bundesverfassungsgerichts, mit Rundfunkgebühren, Mediennutzung, Urheberrecht und Lizenzen. Dass es dabei Redundanzen geben muss, ist unvermeidlich. Der historische Teil für die Jahre von 1918 bis 1949 – für Weimarer Republik, Nationalsozialismus und Besatzungszeit, unterteilt in Hörfunk, Fernsehen und Printmedien –, dem ersten Kapitel vorangestellt, ist leider nicht ohne zahlreiche Fehlinformationen. Auf eine sei exemplarisch verwiesen. Natürlich verpflichtete nicht »die Post jeweils die Sendegesellschaften zur Einsetzung eines politischen Überwachungsausschusses« (S. 17), sondern Reich und zuständige Länder waren für die Berufung von deren Mitglieder zuständig.

Wer es genauer wissen will und sich dabei auch korrekt informieren möchte, wird bestens durch die Literaturangaben zu jedem (Unter-)Abschnitt des Buches bedient. Ein kumuliertes Literaturverzeichnis listet die gesamte verwendete Literatur noch einmal auf.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Frauke Pieper

Der deutsche Auslandsrundfunk.

Historische Entwicklung, verfassungsrechtliche Stellung, Funktionsbereich, Organisation und Finanzierung (= Schriftenreihe des Instituts für Rundfunkrecht an der Universität zu Köln, Bd. 80). München: Verlag C.H. Beck 2000, 227 Seiten.

Peter Niepalla

Deutsche-Welle-Gesetz.

Kommentar. Das Gesetz über den deutschen Auslandsrundfunk. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2003, 505 Seiten.

Wieder ist – nach Gründung der (damals sechs) öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten 1948/49, ih-

rem Zusammenschluss zur Arbeitsgemeinschaft 1950 und dem Sendebeginn des Nachkriegsfernsehens 1952 beim damaligen Nordwestdeutschen Rundfunk – ein 50-jähriges Jubiläum anzuzeigen: 1953 – also auch vor 50 Jahren – begann der Auslandsrundfunk der Bundesrepublik Deutschland mit seinen Sendungen. Am 3. Mai kündete die Ansage »Hier ist die Deutsche Welle« von einer neuen Sendestation, die ihr »Programm im Auftrag der Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland« sende. Um welches Programm es sich dabei handeln sollte, machte kein geringerer als Bundespräsident Theodor Heuss deutlich, der die Auftaktssendung mit einer Ansprache bereicherte. Der neue Sender sollte ein Bild der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Deutschlands geben, was aber in aufrichtiger und taktvoller Weise geschehen müsse. Da die Alliierten nur erlaubt hatten, in deutscher Sprache zu senden, sprach der Bundespräsident speziell die Auslandsdeutschen an, denen die Deutsche Welle die besonderen Probleme Deutschlands – acht Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs – erläutern werde. Anfang der 60er Jahre entstanden mit Deutscher Welle (DW) über Kurzwelle und Deutschlandfunk (DLF) über (vor allem) Langwelle gleich zwei Auslandsstationen durch ein Bundesgesetz.

Zum Auslandsrundfunk Deutschlands, im engeren Sinne über Kurzwelle, liegen zwei gewichtige Darstellungen vor, die jeweils auf ihre Weise neben der historischen Entwicklung vor allem die juristische Verfasstheit behandeln. Frauke Pieper irrt leider, wenn sie gleich in ihrer Einleitung ausführt, dem DLF sei 1960 »die Veranstaltung von Rundfunk für die DDR und das europäische Ausland übertragen« worden (S. 1), da der Originaltext, auf den sich die Autorin laut ihrer entsprechenden Fußnote stützt, »von Rundfunk für Deutschland und das europäische Ausland« spricht. Es geht um die Zeit, in der das Kürzel »DDR« derart verpönt war, dass es kaum in irgendwelchen Schriftstücken vorkam, geschweige denn in einem amtlichen Dokument der Bundesrepublik. Von diesem Lapsus abgesehen, bietet Pieper einen soliden Überblick vom Ende der 20er Jahre, als der deutsche Weltrundfunksender begann, über die Funktionalisierung der Kurzwelle im Dienst der nationalsozialistischen Propaganda, bis zu den langen Diskussionen um die Wiederaufnahme von Sendungen für das Ausland in den 50er Jahren, der Verabschiedung des entsprechenden Bundesrundfunkgesetzes und den danach folgenden Gesetzesnovellierungen. Dem historischen Abriss folgen Kapitel zur DW »im Gefüge der Verfassung«, »Funktionsbereich«, »Organisation«, »Finanzierung« und »Aufsicht«. Abschließend werden die »Ergebnisse der Arbeit« (S. 219) resümiert: In diesem Zusammenhang spricht Frauke Pieper vom »Schutzbereich der Rundfunkfreiheit des Grundgesetzes« (ebd.), obwohl in der Verfassung nur von der »Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk« die Rede ist. Ansonsten attestiert sie dem Gesetzgeber, auch für den Auslandsrundfunk gültige Organisationsprinzipien eingehalten zu haben und der DW, dass sie »zur Abwehr staatlicher Einflussnahme (...) grundrechtsberechtigt« ist (ebd.).

Der Kommentar zum »Deutschen-Welle-Gesetz« (DWG) von 1997 nimmt sich, nachdem zunächst der Gesetzestext präsentiert und das Zustandekommen des Gesetzes geschildert worden ist, die einzelnen Paragraphen vor. Die Erläuterungen beginnen mit der generellen »amtlichen Begründung« und setzen sich anschließend mit den einzelnen Bestimmungen auseinander, um herauszufiltern, ob das Gesetz von 1997 einen staatsferner konstruierten Auslandsrundfunk als den von 1960 zulässt. Wie zu erwarten war, muss die Beurteilung ambivalent ausfallen. In der Dokumentation, die keinen Zweifel daran aufkommen lässt, dass der Auslandsrundfunk angesichts der Globalisierung an Bedeutung gewinnt, werden in einem Anhang die Satzung der DW und ihre Finanzordnung, die Geschäftsordnungen von Rundfunkrat bzw. Verwaltungsrat sowie die Richtlinien der DW für Werbung und Sponsoring, außerdem die Verwaltungsvereinbarung über den Deutschen Auslandskanal abgedruckt. Dass mit letzterem DW, ARD-Rundfunkanstalten und ZDF ein deutschsprachiges Fernsehprogramm zur Verbesserung der »medialen Außenrepräsentanz Deutschlands« begründeten, erschließt sich leider nur durch die Präambel, nicht durch die Textüberschrift, wie es eigentlich sein sollte.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Simone Tippach-Schneider

Das große Lexikon der DDR-Werbung.

Kampagnen und Werbesprüche, Macher und Produkte, Marken und Warenzeichen.
Berlin: Schwarzkopf und Schwarzkopf 2002,
475 Seiten.

»Der Meister spricht von Malimo, denn Malimo hat Weltniveau.« Diese Sentenz hatten Werbefachleute der DDR einer Trickfilmfigur in den Mund gelegt. Seit 1966 erfüllte »Meister Malimo« den Auftrag, Werbung für Erzeugnisse aus dieser Textilie zu machen. Seit Mitte der 60er Jahre trat in den Medien des Arbeiter- und Bauern-Staates auch »Pneumant-Pit« auf: »Ein guter Tip vom Reifen-Pit« war seine Losung. Unvergessen ist bis zum heutigen Tag ein spaßiger Werbevogel namens »Minol-Pirol«, der schon seit 1962 die Autofahrer ermahnte und erheiterte. Diese und andere Werbefiguren zieren das Cover des »großen Lexikons der DDR-Werbung«, allen voran das »Messmännchen«, eine ambulante Weltkugel mit Hut und Pfeife. Die 1964 als Wahrzeichen der Leipziger Messe entwickelte Figur stand bald nicht nur für dieses Schaufenster des Sozialismus, sondern steht bis heute als Megasympol für die Warenkultur der DDR.

Der voluminöse Band erzählt die Geschichte der ostdeutschen Warenkultur in rund 600 gut lesbaren Artikeln, illustriert durch nicht weniger als 500 Abbildungen und ergänzt durch einen Katalog von 500 Warenzeichen. In dem Band finden sich nicht nur die wichtigsten Warennamen und die mit ihnen verknüpften Werbeslogans und Werbekampagnen, sondern auch eine Vielzahl von Fachbegriffen und Werbemitteln. Eine Besonderheit dieses Kompendiums ist die Tatsache, dass es der Autorin gelungen ist, die

Kurzbiographien von 120 Werbefachleuten der DDR zusammenzutragen und damit öffentlich zugänglich zu machen. Ein solches, historisches Handbuch ist einzigartig; für Westdeutschland fehlt eine vergleichbare Fleißarbeit leider.

Dass die eingangs vorgestellten Werbefiguren allesamt in den 60er Jahren geboren wurden, ist kein Zufall. Das entsprach dem internationalen Trend: Die Personalisierung der Werbebotschaften dürfte auf die rasante Ausweitung der Produktkommunikationen seit Ende der 50er Jahre zurückzuführen sein. Sympathische Werbefiguren mit »menschlichem« Antlitz vermochten das Dickicht der komplexen Botschaften rasch und nachhaltig auf den Punkt zu bringen. Die 60er Jahre können so als das goldene Jahrzehnt der öffentlichen Produktkommunikation in der DDR gelten. Das von Walter Ulbricht geförderte »Neue Ökonomische System« (NÖS) räumte der Werbung und ihren Protagonisten neue Spiel- und Gestaltungsräume ein, die diese zu nutzen wussten: »Neue Erzeugnisse wurden hergestellt, Produktnamen und Warenzeichen eingeführt sowie verstärkt Werbekampagnen gestartet.« Nicht zuletzt die beachtlichen Ergebnisse dieses Aufschwunges einer sozialistischen Warenkultur, der bereits mit dem V. Parteitag der SED von 1958 seinen Anfang nahm, dokumentiert dieser Band.

Die Warenkultur, die sich in der DDR entfalten konnte und die dieses Lexikon in anregenden und überschaubaren Portionen präsentiert, erweist sich jedoch nur partiell als neu. In ihrem leider allzu knappen einleitenden Überblick »über einhundert Jahre Werbung in der DDR« – eine freilich missverständliche Formulierung – verweist die Autorin auf die Wurzeln jedweder moderner Produktkommunikation, die im 19. Jahrhundert liegen.

Das Ende der Werbung in der DDR kam übrigens bereits anderthalb Jahrzehnte vor dem politischen Exitus des sozialistischen Staates. Mehrfach findet sich in dem Band das spektakuläre »Werbeverbot« von 1975, dekretiert durch den Ministerrat, thematisiert. Um finanzielle Ressourcen einzusparen, so hieß es, dürfe fortan kein Geld mehr für Werbung im Inland ausgegeben werden.

Die eher frugale Waren- und Werbelandschaft der DDR lässt sich mit der schillernden und überbordenden Produktopographie der Bundesrepublik nur unter bestimmten, vor allem kulturgeschichtlich inspirierten Fragestellungen vergleichen. Gleichwohl: Wer die zahlreichen Formen werblicher Äußerungen in der DDR wahrnimmt, die uns gerade dieser Band so eindringlich vor Augen führt, kann ermessen, dass nicht zuletzt auch das Werbeverbot der 70er Jahre noch einmal erheblich zu einer Verarmung der öffentlichen Kommunikationskultur in der DDR beigetragen hat.

Übergreifende Fragestellungen werden in dem Band nicht thematisiert. Das »große Lexikon der DDR-Werbung« ist das empfehlenswerte detailfreundige Werk einer kenntnisreichen Autorin. Es wird nicht nur zu einem unabdingbaren Nachschlagewerk zur Konsum- und Warenkultur des zweiten deutschen Staates avancieren, sondern zu einem Lesebuch, angefüllt mit amüsanten und interessanten Ge-

schichten und Anekdoten rund um die »Werbebranche« der DDR.

Silke Satjukow, Jena

Thomas Flemming

Kein Tag der deutschen Einheit.

17. Juni 1953.

Berlin: be.bra verlag 2003, 168 Seiten.

Dass die Ereignisse am 17. Juni 1953 in (Ost)Berlin und zahlreichen anderen Orten in der DDR keinen »Tag der deutschen Einheit« markieren, ist hinlänglich bekannt und auch, dass Arbeiter an diesem Tag das Heft des Handelns an sich rissen und weitere Bevölkerungskreise von ihren Forderungen nach Veränderungen überzeugen konnten. Deswegen sprach 1973 eine Publikation des Mainzer Spartacus-Verlags, hinter dem sich eine Gruppierung »Bolschewiki – Leninisten« verbarg, vom »Arbeiteraufstand« und von einer »politischen Erhebung gegen die stalinistische Bürokratie«. Den Begriff vom »Arbeiteraufstand«

(über)nahm 1982 das »Deutschland Archiv« in seinen von Ilse Spittmann und Karl Wilhelm Fricke herausgegebenen Sammelband. Diesen Terminus findet sich in einer Reihe weiterer danach erschienener Publikationen zum 17. Juni 1953 wieder.

Der Titel »Kein Tag der deutschen Einheit« lässt zwar keine Schlüsse zu, um was es bzw. wogegen es damals ging, nämlich gegen erhöhte Arbeitsnormen, die merkliche finanzielle Einbußen in den Lohntüten zur Folge hatten, und sich später anschließende Parolen nach einem Rücktritt der DDR-Regierung und Neuwahlen.

Anlässlich des 50. Jahrestags des Aufbruchs publiziert, zeichnet Flemming den Gang der Dinge nach, beginnend mit dem Kapitel »Zwei Tage im Juni«, in dem er zunächst eine Zusammenfassung der Ereignisse – festgemacht an vier Stationen – liefert. Der Autor konzentriert sich dabei auf Berlin, und zwar auf die Baustelle des Krankenhauses Friedrichshain (auf der die Revolte begann, um sich über die Stalinallee auf weitere Stadtbezirke auszubreiten), das Haus der Ministerien (in dem die Aufbrüher – wenn auch irrtümlich – die Regierung vermuteten) und Berlin-Karlshorst (wo die Sowjetische Militäradministration ihren Sitz hatte und Ulbricht mit Genossen sich in Sicherheit gebracht hatten); schließlich Moskau (das mit Diadochenkämpfen um das Erbe des am 5. März 1953 gestorbenen Stalin befasst war).

Es folgen Abschnitte, die im Vorfeld und im Umkreis des 17. Juni auch auf die Rolle der Medien eingehen. Der Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS) Berlin, seine Verbindungen zum Ostbüro der SPD sowie dessen Sendungen für die »Ostzone« werden dabei eigens erwähnt wie auch – allerdings nur am Rande – diejenigen des Nordwestdeutschen Rundfunks, der zu dieser Zeit mit einem eigenen Funkhaus in (West)Berlin vertreten war. Dass der RIAS natürlich nicht den Aufstand angeheizt und zum Generalstreik aufgerufen hat, wie gelegentlich behauptet wurde,¹ sondern nur seiner journalistischen Berichterstattungspflicht in Nachrichten und Kom-

mentaren beispielsweise von Programmdirektor Eberhard Schütz und Chefredakteur Egon Bahr nachkam, wird allzu deutlich. Andererseits hätte, so ist Fleming natürlich beizupflichten, sich der Aufstand ohne den RIAS nicht auf die DDR insgesamt ausgeweitet, da die DDR-Medien, allen voran der Rundfunk mit der Übertragung eines Volksfestes vom Prenzlauer Berg, eine heile Welt vorgaukelten.

Das Buch verdeutlicht aber auch, wie sehr damals die Macht Walter Ulbrichts auf der Kippe stand und er – eine Ironie der Geschichte – sich gerade wegen des Aufstands über die Zeiten hat retten können – trotz kurzfristig anderer Überlegungen der Sowjetischen Besatzungsmacht, die durch ihr militärisches Eingreifen den Aufstand schließlich blutig beendete. Dies wie anderes dem Leser gleich mehrere Male zu präsentieren, hätte das Lektorat verhindern können, das sich laut Impressum der Verlag offenbar (noch) leistet.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

¹ Vgl. Wilfried Loth: Die Teilung der Welt 1941 – 1955. München 1980, S. 300.

Christian Filk / Michael Grisko (Hrsg.)

Einführung in die Medienliteratur.

Eine kritische Sichtung.

Siegen: Börschen Verlag 2002, 237 Seiten.

In den vergangenen Jahren sind mehrere Überblicke zur Medienliteratur bzw. der Geschichte der Medien in Rezensionenzeitschriften und Jahrbüchern erschienen, außerdem als selbständige Veröffentlichungen. Wird eine weitere Übersicht benötigt? Die Herausgeber meinen, in ihrer – etwas langatmigen auf der nicht paginierten Seite 6 festgehaltenen – Begründung darauf hinweisen zu müssen, dass es einer »kritischen Sichtung vorhandener Publikationen« bedürfe, die der Untertitel des Buches ankündigt. Sie wollen eine »ausgewählte Übersicht über einschlägige Veröffentlichungen zu medienwissenschaftlichen Fragestellungen zur Verfügung« stellen und zwar zur Geschichte und Gegenwart. Nach dem als erstes Kapitel firmierenden Vorwort werden in weiteren fünf Kapiteln einzelne Bereiche zusammengefasst, übergeordnete wie spezielle Aspekte nacheinander abgehandelt: u. a. Kommunikations- und Medienwissenschaft, Medientheorie und -philosophie; Medienchronik und -geschichte (Kapitel 2); Printmedien, Radio und Fernsehen sowie Computer und Multimedia (Kapitel 3); Medienpolitik, -recht und -ökonomie (Kapitel 4); Empirische Kommunikationsforschung, Mediensoziologie und -psychologie (Kapitel 5); Medienpädagogik, -didaktik und -kunst (Kapitel 6). Die einzelnen Kapitel und Unterkapitel werden durch unterschiedlich lange Überblicke eingeleitet und sodann um Einzel- und Sammelbesprechungen vertieft, ergänzt um eine Auswahlbibliographie zum behandelten Thema. Neben einem Verzeichnis der Autorinnen und Autoren wäre auch ein Gesamtregister aller Publikationen, die annotierend, kommentierend oder rezensierend vorgestellt werden, wünschenswert gewesen. So ließen sich beispielsweise die beiden Chroniken von Schütz

und Kopper zur Medienpolitik in der Bundesrepublik schneller auffinden, statt sie zunächst – freilich vergebens – unter »Medienchronik und Mediengeschichte« zu suchen und sie dann – erfolgreich – unter »Medienpolitik« zu finden. Einige Querverweise hätten dem Informationswerk nicht geschadet.

Ansgar Diller, Frankfurt am Main

Asa Briggs / Peter Burke

A Social History of the Media.

From Gutenberg to the Internet.

Cambridge: Polity Press 2002, 374 Seiten.

Zwei hoch renommierte Fachleute, Peter Burke, Professor für Kulturgeschichte an der Universität Cambridge sowie Verfasser zahlreicher einschlägiger Studien zum Thema, und Asa Briggs, vor allem als Autor einer mehrbändigen Geschichte der British Broadcasting Corporation (BBC) hervorgetreten, nahmen das Wagnis auf sich, eine Geschichte der Medien von der Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert bis zum Auftreten des Internet als massenhaft verbreitetem Kommunikationsmittel auf gut 300 Seiten vorzulegen. Burke zeichnet verantwortlich für die Kapitel 1 bis 3, die die Phase von Gutenberg bis zur Französischen Revolution umfassen. Briggs ist für die Kapitel 4 bis 8 verantwortlich und beginnt mit der Effizienzsteigerung des Druckwesens seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts durch die technischen Innovationen des Industriezeitalters. Sie ermöglichten es, die steigende Nachfrage nach Lesestoff zu befriedigen, die ihrerseits durch die ökonomische wie soziale Dynamik dieser Epoche in Gang gesetzt wurde. Im Mittelpunkt stehen bei ihm die Medien, die im Gefolge der elektronischen Verteiltechniken im 20. Jahrhundert zur vollen Entfaltung kamen: Telefon sowie Radio und Fernsehen und in jüngster Zeit das Internet.

Die Autoren lassen in der Einleitung des Buches offen, was sie genauer unter einer »Sozialgeschichte« der Medien verstehen, auf jeden Fall mehr als eine die schichtenspezifische Nutzung beschreibende Geschichte ihres Gebrauchs. Ihre Darstellung offenbart ein Konzept, das die Wechselwirkung zwischen der Verbreitung der technisch vermittelten Kommunikation einerseits und sozioökonomischem wie mentalem Wandel andererseits unterstellt, ohne dass sie jedoch »Schnittstellen« näher charakterisierten. Dabei gelingt Burke eine sehr viel dichtere Beschreibung der parallel laufenden Entwicklungen, als dies bei Briggs der Fall ist. Burke hebt auch hervor, dass die mündliche wie auch die visuelle Kommunikation neben der schriftlichen bis ins 18. Jahrhundert nicht unterschätzt werden dürften und betont immer wieder die gegenseitige Abhängigkeit der oralen und der sich stetig ausbreitenden literalen Kommunikation. Deren Ausbreitung effektivierte Wirtschaft und Verwaltung. Diese wiederum vereinheitlichten die gesamten Lebensverhältnisse, trugen dazu bei, das autonome – lesende! – Subjekt zu entfalten und die Sphäre des Öffentlichen zu erweitern. Ohne sich auf kausale Begründungszusammenhänge festzulegen, versteht er die Erfindung des Buchdrucks und die

massenhafte Verbreitung von Druckerzeugnissen eher als Katalysator denn als Urheber («originator») gesellschaftlicher Veränderungen und politischer Umstürze wie die Französische Revolution.

Auch wenn man Burke zugute hält, dass seine Aufgabe letztlich einfacher war, weil er den übersichtlicheren Zeitraum zu behandeln hatte, fällt Briggs' Darstellung demgegenüber auch deshalb ab, weil er sich mehr auf eine Beschreibung der Medienentwicklung und die sie im engeren Sinne beeinflussenden Faktoren beschränkt, die Basistechnologien (Perfektionierung der Drucktechnik im 19. Jahrhundert, Entfaltung der drahtlosen Kommunikation im 20. Jahrhundert), die Medienorganisation und die Medienwirtschaft. Insbesondere die Abhängigkeit eines großen Teils der Inhalteanbieter von der Werbung gilt ihm als gestaltprägend und entscheidender Motor für Veränderungen. Bezüge zum sozialen Kontext der jeweiligen Epoche sind seltener, sie sind in einer immer komplexer werdenden Welt sehr viel schwerer herzustellen als in der Zeit des »Ancien régime«. Briggs interessieren die Nutzung, die sozialen Gebrauchsweisen der Medien weniger: Insofern kann bei den von Briggs verantworteten Teilen auch kaum von einer sozialgeschichtlichen Perspektivierung gesprochen werden.

Wer sich rasch einen konzisen Überblick über fünf Jahrhunderte Mediengeschichte verschaffen will, ist dennoch mit dem Band gut bedient. Er muss jedoch beachten, dass Briggs und Burke ausschließlich englischsprachige Literatur konsultieren mit der Folge, dass etwa auf spezifisch deutsche Entwicklungen z.B. auf dem Gebiet des Rundfunks, soweit sie nicht von angelsächsischen Autoren bearbeitet wurden, nicht eingegangen wird.

Edgar Lersch, Stuttgart

**DGB-Bildungswerk (Hrsg.) /
Jörg Becker / Werner Oesterheld (Red.)
Radio.**

Kommunikation in Afrika.

Düsseldorf: DGB-Bildungswerk 2002, 60 Seiten.

Diese Broschüre versammelt Vorträge, die im Frühjahr 2002 auf einer Fachtagung des »Nord-Süd-Netzes« des Bildungswerkes des Deutschen Gewerkschaftsbundes zum Thema »Radio in Afrika« gehalten wurden. 17 Beiträge gehen der Bedeutung des Mediums Hörfunk (und in Exkursen auch anderer Medien) in einer Weltregion nach, die in den industrialisierten Ländern meist nur mit Kriegen und Katastrophen Schlagzeilen macht und von der rasanten Entwicklung des Internets bisher infrastrukturbedingt weitgehend ausgeschlossen ist. Das Radio hat in Afrika nach wie vor eine große Bedeutung und überflügelt darin selbst noch das Fernsehen. Es ist in Afrika »auch heute noch das gesellschaftlich relevanteste Medium«, wie die Einleitung zusammenfasst. Denn der Hörfunk ist in der Tat auch für arme und marginalisierte Afrikaner zugänglich und kann potenziell für Prozesse der gesellschaftlichen Emanzipation, kulturellen Teilhabe und Demokratisierung eingesetzt werden.

Das Heft bietet zu diesen Themen kurze exemplarische Artikel und Essays, die hervorragend illustriert sind. Grundsätzliche Einführungen wie zu »mündlichen Kulturen und Radio« im subsaharischen Afrika (Edith Broszinsky-Schwabe) werden ergänzt durch Beiträge zu »Afrikas Kommunikationsmedien im Zeitalter der digitalen Revolution« (Abdurahman H. H. Aden), Oppositionsradios (Harald Kuhl), alternativen Community-Sendern (Hanno Heidrich, Friedrich W. Zimmermann) oder dem berühmten Beispiel von Radio-Télévision Libre des Milles Collines, dem propagandistischen Hassradio der Hutu-Bevölkerungsgruppe Ruandas, dessen Propaganda vor rund zehn Jahren nicht unwesentlich zum Genozid an den Tutsi beigetragen hat (Esther Mujawo Keiner).

Sehr treffend sind Andreas Fickers Ausführungen zur mangelnden Akzeptanz des an sich ja sehr innovativen batterielosen Kurbelradios in Afrika, das vor einigen Jahren mit großen Hoffnungen eingeführt wurde. Viele Menschen in der Region empfinden das Kurbelgerät tatsächlich jedoch als technologischen Rückschritt: Wer es benutzt, zeige bloß, dass er sich keine Batterien leisten könne, so die landläufige Meinung (S. 40). Diese paradoxe Ablehnung durch die Zielgruppe ist ein eindringliches Beispiel für die Bedeutung ethnografisch-kulturwissenschaftlich orientierter Marktforschung im Vorfeld von Produkteinführungen. Überraschend (aber auch ein wenig zweifelhaft, wenn man die Rezeptionsgeschichte seines Werkes in den 60er und 70er Jahren kennt) ist der Wiederabdruck eines alten Aufsatzes aus der Feder des Systemkritikers und Revolutionstheoretikers Frantz Fanon über den radiophonischen Unabhängigkeitskampf in Algerien. Möglicherweise ist die Beschäftigung mit Fanon derzeit schlicht wieder chic.

Inwieweit Botswana, Lesotho und Namibia Teil der »Südafrikanischen Republik« sind, wie ein Satz im Beitrag von Hans Dieter Klee (zu »Afrikas Medien im Griff der Global Players und der eigenen Macht-haber«, S. 26) vermuten lässt oder hier nur eine etwas ungenaue Redaktion hineingespielt hat, muss ungewiss bleiben. Auch ist die Unterschrift eines Bildes auf der Folgeseite, die »eifrige BBC-Hörer bei der Unabhängigkeitserklärung von Somalia (1993)« dokumentiert, fragwürdig – Somalia ist bereits seit 1960 unabhängig. Da ist wohl die Sezession der international nicht anerkannten Republik Somaliland gemeint. Und ob der äthiopischstämmige Unternehmer Paul Samarah mit WorldSpace nun ein »Satellitenfernsehen« (S. 27) betreibt oder nicht doch Noah Samara Initiator eines Satellitenradios unter diesem Namen ist (S. 34), bleibt ungeklärt. Auch sollte bekannt sein, dass 1932 keineswegs »BBC World« zu senden begann – das ist seit 1991/95 das kommerziell betriebene britische Auslandsfernsehen –, sondern der »Empire Service«, aus dem später der heutige Auslands Hörfunk »BBC World Service« wurde. Diese rundfunkhistorische Detailkritik kann allerdings nicht den insgesamt positiven Eindruck der durchweg leistungswerten Publikation schmälern.

Oliver Zöllner, Köln

Bibliographie

Zeitschriftenlese 87 (1.7. - 31.12.2002)

Alexander, Georg: Das Geheimnis der roten Schuhe: zehn Jahre »Montagskino im ZDF«. In: ZDF Jahrbuch 2001. Mainz 2002. S. 96-97.

Andriopoulos, Stefan: 8. März [1929] – Okkulte und technische Television. In: 1929 – Beiträge zur Archäologie der Medien / hrsg. von Stefan Andriopoulos und Bernhard J. Dotzler. Frankfurt am Main 2002. S. 31-53.

Zum Beginn des Fernsehversuchsprogramms in Deutschland.

ARD-Raumfahrtexperte Günter Siefarth – »Mr. Apollo« – gestorben. In: WDR print. Nr 316. 2002. S. 13.

Günter Siefarth (1929 - 2002), seit 1954 Mitarbeiter des WDR in vielen Bereichen (Regionales, Sport), seit 1962 Redakteur für wissenschaftlich-technische Sendungen, besonders bekannt geworden durch seine Raumfahrt-Übertragungen (Apollo-Mondlandung 1969) und als Moderator der ARD-Wahlsendungen (Hochrechnungen), zuletzt 1988 - 1992 stellvertretender Produktionsdirektor des WDR; Biermann, Elke (EB), Heinz-Josef Hubert (Hu): Die Legende; Heinz Werner Hübner: Günter Siefarth hatte ein sicheres Gespür für Qualität.

Averbeck, Stefanie: Ernest Manheim gestorben: * 27. Januar 1900 Budapest, † 28. Juli 2002 Kansas City. In: Publizistik. Jg. 47. 2002. H. 4. S. 466-467.

Amerikanischer Kommunikationssoziologe.

Bassiner, Klaus: Die »SOKO«-Familie. In: ZDF Jahrbuch 2001. Mainz 2002. S. 105-106.

Berg-Gipfel. HR-Intendant bilanzierte seine Amtszeit. In: Fernseh-Informationen. Jg. 53. 2002. H. 8. S. 10-11.

Referierte Zusammenfassung der Bilanz seiner neunjährigen Amtszeit, die Klaus Berg am 16. August 2002 vor dem Rundfunkrat des Hessischen Rundfunks anlässlich seines Ausscheidens aus dem Amt gezogen hat.

Bernard, Birgit: Der Westdeutsche Rundfunk als Arbeitgeber für Künstler 1927 - 1933. In: Geschichte im Westen. Jg. 17. 2002. H. 1. S. 25-47.

Bernold, Monika: Tele-Authentifizierung: Fernsehfamilien, Geschlechterordnung und Reality-TV. In: Johanna Dorer, Brigitte Geiger (Hrsg.) Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft: Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden 2002. S. 216-234.

Zur Darstellung der Familie (Fernsehfamilie) im österreichischen Fernsehen am Beispiel der Serie »Familie Leitner« (1958 ff), der Samstagabend-Show »Wünsch dir was« (1969 - 1972) und der Reality TV-Show »Taxi Orange« (österreichische Fassung von »Big Brother«).

Biener, Hansjörg: 15 Jahre Radio for Peace International. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 18. S. 15.

Biener, Hansjörg: 40 Jahre WINB Red Lion. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 20. S. 22.

World Inter-National Broadcasters in Red Lion (USA) ist ein privater Auslandssender. Er verzichtet weitgehend auf Eigenproduktionen und verkauft seine Sendezeiten an jeden Interessierten. Die wichtigsten Sendezeitkäufer sind seit jeher religiöse Organisationen.

Bießmann, Gudrun: Werner Koch – Ein Literat im Fernsehen. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 183-212.

Werner Koch (1926 - 1992), 1961 - 1992 Kulturredakteur, Leiter Abteilung Kultur, Leiter Programmgruppe Geschichte/Zeitgeschichte im Westdeutschen Fernsehen.

Blaes, Ruth: ZFP: Drei Buchstaben – ein Markenzeichen: Zentrale Fortbildung der Programm-Mitarbeiter von ARD und ZDF. In: Media-Perspektiven 2002. H. 11. S. 568-574.

Zum 25-jährigen Bestehen des Fortbildungsinstituts von ARD und ZDF.

Bleicher, Joan Kristin: Multimediales Schreiben: Anmerkungen zum Gesamtwerk von Dieter Wellershoff. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 123-138.

Zu den Hörspielen von Dieter Wellershoff; Zur Multimedialität des »Neuen Realismus«; Die Fernsehspiele Wellershoffs.

Blöbaum, Bernd: Journalismus während der Besatzungszeit. In: Publizistik. Jg. 47. 2002. H. 2. S. 170-199.

»Während der Besatzungszeit von 1945 bis 1949 wurden in Deutschland vor allem durch die Pressepolitik der Alliierten wichtige Anstöße für eine Modernisierung des Journalismus gegeben.«; Probleme einer Beschreibung des Journalismus 1945 - 1949; Ausgangsbedingungen für die Entwicklung des Journalismus 1945 - 1949; Journalismus 1945 - 1949: Journalistische Organisationen, Journalistische Rollen, Journalistische Programme.

Bolik, Sibylle: Joachim Walther. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 369-389.

Über die Arbeit des Autors für den Rundfunk der DDR. Im Mittelpunkt stehen seine Hörspiele.

Breitenborn, Uwe: Das DFG-Forschungsprojekt »Programmgeschichte des DDR-Fernsehens – komparativ«. In: Info 7: Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 17. 2002. H. 2. S. 96-97.

Culbert, David: The 1932 radio log: a complete listing of every American broadcasting station. In: Historical journal of film, radio and television. Vol. 22. 2002. Nr. 4. S. 525-542.

Cummings, Richard H.: Geheimdienstlicher Unterbau von Radio Free Europe und Radio Liberty. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 13/14. S. 24-26.

Die Anfänge von Radio Free Europe; Die Anfänge von Radio Liberty; Die Geburt von RFE/RL

Davies, Alan: Radio im Spanischen Bürgerkrieg von 1936 bis 1939. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 23/24. S. 20-22.

Überblick über die Untergrundsender beider Parteien im Spanischen Bürgerkrieg.

Fischer, Jörg-Uwe: »Beim Aufbau und beim Raten – alle machen mit«: ein Aufbauwettbewerb des Deutschen Fernsehfunks und des Nationalen Aufbauwerks 1957: (Fotos aus dem Deutschen Rundfunkarchiv). In: Info 7: Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 17. 2002. H. 2. S. 101-104.

Führer, Karl Christian: Neue Literatur zur Geschichte der modernen Massenmedien Film, Hörfunk und Fernsehen. In: Neue politische Literatur. Jg. 46. 2001. H. 2. S. 216-243.

Sammelbesprechung aktueller medienhistorischer Forschungsarbeiten.

50 Jahre Funkkorrespondenz. Mit Beiträgen von Joachim Kardinal Meisner u.a.. In: Funkkorrespondenz. 2002. Sonderausgabe. S. 1-30.

Gebuhr, Thomas: Theodor W. Adorno: Medienkritik als Gesellschaftskritik: (Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute). In: Medien & Kommunikationswissenschaft; M&K. Jg. 50. 2002. H. 3. S. 402-422.

Giessen, Hans W.: Harold A. Innis: »Kommunikation« als Schlüsselbegriff zum Verständnis der Menschheitsgeschichte?: (Klassiker der Kommunikations- und Medienwissenschaft heute). In: Medien & Kommunikationswissenschaft; M&K. Jg. 50. 2002. H. 2. S. 261-273.

Leben und Werk; Die kommunikationstheoretischen Aussagen von Harold A. Innis.

Glässgen, Heinz: Gesellschaftliche Kommunikation. Eine Instanz kirchlicher Medienarbeit: 50 Jahre Funkkorrespondenz. In: Funkkorrespondenz. 2002. H. 49. S. 3-4.

Gödden, Walter: Gestern gelesen, heute gesendet: im Dschungel des Fernsehgeschäfts. In: »Wenn man aufhören könnte zu lügen«: der Schriftsteller Paul Schallück (1922- 1976). Hrsg. im Auftr. d. Literaturkommission für Westfalen von Walter Gödden und Jochen Grywatsch. Bielefeld 2002. S. 281-289.

Über Paul Schallücks Fernsehspiele.

Gurt, Michael: Alles echt? Fälle – Menschen – Urteile: eine kurze Geschichte der Gerichtsshows. In: Medien und Erziehung. Jg. 46. 2002. H. 5. S. 310-311.

Kurzer Überblick über die Entwicklung des Formats in Deutschland von »Wie würden Sie entscheiden« (ZDF, 60er Jahre) bis zu »Das Jugendgericht«, »Das Strafgericht« und »Das Familiengericht« (RTL, 2001/2002).

Heimann, Klaus: Autoren als Discjockey?. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 317-368.

Über das intermediale literarische Werk Peter Faekes. Faেকে war von 1965 bis 1990 Literaturredakteur beim Hörfunk des Westdeutschen Rundfunks. Im Mittelpunkt des Beitrags steht – abgesehen von Faেকে (literarischer) Hörfunkarbeit – das intermediale Kowalski-Projekt, das Faেকে sowohl als Hörfunkunterhaltungssendung (»Die Fred-Kowalski-Show«, 1973-1974) als auch als fünfteiliges Roman-

projekt (Bd 1: »Das unaufhaltsame Glück der Kowalskis«, 1982) verwirklicht bzw. geplant hat.

Heubner, Thomas L.: Mit dem Sportfunk unterwegs: (Fotos aus dem Deutschen Rundfunkarchiv). In: Info 7: Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 17. 2002. H. 1. S. 40-42.

Zur Sportberichterstattung (Hörfunk und Fernsehen) in der DDR am Beispiel eines Porträts des Reporters Wolfgang Hempel.

Hömberg, Walter: Nachrichten-Dichter: Journalismus zwischen Fakten und Fälschung. In: Medien und Mittler sozialer Kommunikation: Beiträge zu Theorie, Geschichte und Kritik von Journalismus und Publizistik: Festschrift für Hans Wagner. Hrsg. von Ute Nawratil, Philomen Schönhagen, Heinz Starkulla jr. Leipzig 2002. S. 289-306.

Mit Fallbeispielen vom Grubenhund des Arthur Schütz (1911) bis Michael Born (1994 ff.).

Hoff, Hannes: H.-J. Hüttenrauch: Der kreative Ausnahme-Redakteur. In: WDR print. Nr 316. 2002. S. 13.

Nachruf auf den Fernseh-Unterhaltungsredakteur des WDR und Programmchef des Westdeutschen Werbefernsehens (1980 - 1994).

Horn, Sabine: »Jetzt aber zu einem Thema, das uns in dieser Woche alle beschäftigt.«: die westdeutsche Fernsehberichterstattung über den Frankfurter Auschwitz-Prozeß (1963 - 1965) und den Düsseldorfer Majdanek-Prozeß (1975 - 1981) – ein Vergleich. In: 1999: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts. Jg. 17. 2002. H. 2. S. 13-43.

Hüther, Jürgen: Fritz Stückrath (1902 - 1974): (Wegbereiter der Medienpädagogik. 8). In: Medien und Erziehung. Jg. 46. 2002. H. 6. S. 391-394.

Zur Person; Kinosucht und Kinoschelte; Von der Filmbewahrung der 50er Jahre ... zur Fernseherziehung der 60er Jahre.

Hüther, Jürgen: Die Kinoreformer 1907 - 1920: (Wegbereiter der Medienpädagogik. 6). In: Medien und Erziehung. Jg. 46. 2002. H. 4. S. 248-251.

Hüther, Jürgen: Die Schulfilmer: (Wegbereiter der Medienpädagogik. 7). In: Medien und Erziehung. Jg. 46. 2002. H. 5. S. 320-323.

Im Gegensatz zu den medienerzieherischen Zielen der Kinoreformbewegung (Erziehung zu den Medien) verfolgte die Schulfilmbewegung (1919 - 1933/34) vor allem mediendidaktische Ziele (Erziehung mit den Medien, Einsatz von Medien zur Verbesserung des Schulunterrichts).

Kallio, Kari: Die frühen Zeiten des Rundfunks: Der Poulsen Lichtbogensender. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 17. S. 35.

»Die Jahre zwischen 1900 und 1920 sind eher als eine Zeit der Innovation für die Techniken der Tonaufzeichnung (Schellack-Schallplatten etc.) als für Rundfunkübertragungen bekannt. Nachdem Funksender schon bald als zu laut und Wechselstromgeneratoren als zu teuer abgelehnt wurden, dominierten lange Zeit verschiedene Varianten der von [Valdemar] Poulsen erfundenen Lichtbogensender die Erfindungen der Radiotelefonie und der frühen Rundfunktechnik.«

Kallio, Kari: Die Geschichte des DXings: die schwedischen DX-Pioniere in Europa. In: Radio-Kurier –

weltweit hören. 2002. H. 13/14. S. 22-23.

Zusammenfassung der Memoiren des schwedischen DXers Jan Eric Räf.

Kammann, Uwe: Déjà vu. Wirklich? Eine Ausstellung zum Fernsehen – nicht ohne Glück. In: epd medien. 2002. H. 100. S. 3-7.

Über die Ausstellung »Fernsehen macht glücklich« im Filmmuseum Berlin zur 50-jährigen Geschichte des deutschen Fernsehens.

Kammann, Uwe: Spätschoppen: der Fall Werner Höfer. In: Die Herren Journalisten: die Elite der deutschen Presse nach 1945 / hrsg. von Lutz Hachmeister und Friedemann Siering. München 2002. S. 213-237.

Über Werner Höfers journalistische Vergangenheit im Dritten Reich (»Fall Karlobert Kreiten«) und die Diskussion darüber im Nachkriegsdeutschland innerhalb und außerhalb des WDR.

Karst, Karl: Verwehte Spuren: Erinnerung an Hans Rothe. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 77-98.

Über die Hörspiele des Dramatikers Hans Rothe (1894 - 1977).

Keilacker, Margarete: Geteilte Sichten. Das Fernsehjubiläum in historischer Betrachtung. In: Fernseh-Informationen. Jg. 53. 2002. H. 12. S. 15-20.

Bericht über die Tagung »Fernsehgeschichte als Zeitgeschichte / Zeitgeschichte als Fernsehgeschichte« am 5./6. Dezember 2002 in Hamburg.

Klaus, Elisabeth: Aufstieg zwischen Nähkränzchen und Männerkloster: Geschlechterkonstruktionen im Journalismus. In: Johanna Dorer, Brigitte Geiger (Hrsg.) Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft: Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden 2002. S. 170-190.

Zur historischen Entwicklung der beruflichen Rolle von Frauen im Journalismus.

Klotz, Sebastian: 27. Juli [1929] – Der Lindberghflug von Brecht, Hindemith, Weill (1929) als Rundfunkproblem. In: 1929 – Beiträge zur Archäologie der Medien / hrsg. von Stefan Andriopoulos und Bernhard J. Dotzler. Frankfurt am Main 2002. S. 268-287.

Knott-Wolf, Brigitte: Vielleicht Vorbild für Vielfalt. Föderalismus-TV: Die ARD feiert 50 Jahre deutsches Fernsehen. In: Funkkorrespondenz. 2002. H. 51. S. 3-7.

Koch, Lars: Das Fernsehbild der Wehrmacht am Ende der fünfziger Jahre – Zu Fritz Umgelters Fernsehmulti Am grünen Strand der Spree. In: Waltraud »Wara« Wende (Hrsg.) Geschichte im Film: mediale Inszenierungen des Holocaust und kulturelles Gedächtnis: Dokumentation eines Symposiums am 29. und 30. November 2001 an der Rijksuniversiteit Groningen. Stuttgart, Weimar 2002. S. 78-93. Analyse der ersten Episode des Multi »Das Tagebuch des Jürgen Wilms«.

Kopper, Gerd G.: Franz Dröge gestorben. In: Publizistik. Jg. 47. 2002. H. 4. S. 468-469.

Kommunikationswissenschaftler (1937 - 2002).

Krause, Leonhardt: In Oriente. Udo Reiter: MDR-Intendant bis zur Rente. (Medien-Köpfe. 3). In: epd medien. 2002. H. 51. S. 6-9.

Krug, Hans-Jürgen: Gründer-Geschichten. Die NWDR-Rolle – Wie das Fernsehen anfang. 50 Jahre Fernsehen. In: Fernseh-Informationen. Jg. 53. 2002. H. 11. S. 23-26.

Krug, Hans-Jürgen: Zwischen Leipzig und Leipzig: über den Hörfunkautor Erich Loest. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 139-181.

Frühe Radioerfahrungen; Hörspiele für den Rundfunk der DDR; Hörspiele aus Leipzig für bundesdeutsche Sender; Bundesdeutsche Hörspiele; Hörspiele für Sachsenradio und Mitteldeutschen Rundfunk; Lesungen für bundesdeutsche Sender; Funkrezensionen; Kommentare, Diskussionen, Interviews und kleine Rundfunkarbeiten; Feature.

Kümmel, Albert: 13. Juli [1929] – Papierfluten: Zeitungswissenschaft als Schwelle zu einer universitären Medienwissenschaft. In: 1929 – Beiträge zur Archäologie der Medien / hrsg. von Stefan Andriopoulos und Bernhard J. Dotzler. Frankfurt am Main 2002. S. 224-252.

Zum Stand der frühen Zeitungs-, Medien- und Kommunikationswissenschaft in Deutschland anlässlich der Eröffnung des Forschungsinstituts für internationales Pressewesen am 13. Juli 1929.

Kutsch, Arnulf: Zum Verhältnis zwischen Karl Bücher und Karl d'Ester: ein Beitrag zur Frühgeschichte der Zeitungswissenschaft in Deutschland. In: Medien und Mittler sozialer Kommunikation: Beiträge zu Theorie, Geschichte und Kritik von Journalismus und Publizistik: Festschrift für Hans Wagner. Hrsg. von Ute Nawratil, Philomen Schönhagen, Heinz Starkulla jr. Leipzig 2002. S. 125-153.

Labenski, Jürgen: Romy Schneider und James Dean im neuen, alten Glanz: 30 Jahre ZDF-Rekonstruktionen und Restaurierungen – über 200 Kinoklassiker gerettet. In: ZDF Jahrbuch 2001. Mainz 2002. S. 98-99.

Langenstein, Gottfried: Zehn Jahre ARTE. In: ZDF Jahrbuch 2001. Mainz 2002. S. 163-164.

Langner, Manuela: Sendeanlage Burg. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 21. S. 35.

Lersch, Edgar: Radio-Netze. In: Das Netz: Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme / Hrsg. v. Klaus Beyrer und Michael Andritzky. Eine Publikation der Museumsstiftung Post und Telekommunikation. Heidelberg 2002. S. 243-250.

Über die Netzfunktion (kommunikative und integrative Funktion) des deutschen Rundfunk(programm)s von den Anfängen bis in die 50er Jahre.

Liess, Maike: Abwasch ade!. In: WDR print. Nr 316. 2002. S. 12.

Zum Abschied von Ute Remus vom WDR und ihrer Hörfunk-Frauensendung »Abwasch«.

Ludwig, Kai: Besuch in Königs Wusterhausen. In: Radio-Kurier – weltweit hören. 2002. H. 15/16. S. 16-18.

Überblick über die Geschichte des Senders Königs Wusterhausen und die Bestände des dortigen Funktechnischen Museums.

Meiser, Hans: »Alltäglich, abgedroschen, selbstverständlich«?: ein persönlicher Rückblick auf acht Jahre »Hans Meiser«. In: Talk auf allen Kanälen: Angebote, Akteure und Nutzer von Fernsehgesprächssendungen / Jens Tenschler; Christian Schicha (Hrsg.) Wiesbaden 2002. S. 253-260.

Rückblick auf die erste Daily Talk-Show (»Hans Meiser«, RTL) im deutschen Fernsehen.

Meyen, Michael: Kollektive Ausreise?: zur Reichweite ost- und westdeutscher Fernsehprogramme in der DDR. In: Publizistik. Jg. 47. 2002. H. 2. S. 200-220.

»Die Bedeutung des Westfernsehens in der DDR ist überschätzt worden. Das Fernsehen der DDR hat mit seinen 20-Uhr-Angeboten zumindest bis Ende 1988 im Jahresdurchschnitt stets etwas mehr ostdeutsche Zuschauer erreicht als die bundesdeutschen Programme ... Der vorliegende Beitrag ... zeigt die überragende Bedeutung der Alltagsstrukturen für die Kommunikationsbedürfnisse der DDR-Bürger sowie die Dominanz des Wunsches nach Unterhaltung. Das DDR-Fernsehen ... ermöglichte Alltagsfluchten, parasoziale Beziehungen und die Arbeit an der eigenen Identität, es lieferte Gesprächsstoff, Vorbilder und Verhaltensmodelle.«

Milev, Rossen: Europäische Medienchronik. In: Internationales Handbuch für Medien. Hrsg. vom Hans-Bredow-Institut für Medienforschung an der Universität Hamburg. 26. Aufl. 2002/2003. Baden-Baden 2002. S. 162-188.

1609 - 2001.

Müller, Susanne: Fünf Jahre Kinderkanal: ein Glückwunsch. In: ZDF Jahrbuch 2001. Mainz 2002. S. 173-175.

Nawratil, Ute, Philomen Schönhagen: Die »Lokomotive d'Esther« qualmt unermüdlich.: zum 65. Geburtstag von Hans Wagner. In: Publizistik. Jg. 47. 2002. H. 2. S. 222-224.

Kommunikationswissenschaftler, Mitbegründer der »Münchener Schule der Zeitungswissenschaft«.

Pleitgen, Fritz: Der WDR und Westfalen: Vortrag auf dem Westfalentag am 22. September 2001 in Dortmund. In: Heimatpflege in Westfalen. Jg. 15. 2002. H. 3/4. S. 1-7.

Zur strukturellen (Studios, Fensterprogramme usw.) und personellen (westfälische Mitarbeiter) Einbindung Westfalens in den Westdeutschen Rundfunk und zur Darstellung Westfalens im Programm des WDR, auch unter historischem Aspekt von der Westdeutschen Funkstunde Münster 1924 bis zu den vier westfälischen »Lokalzeiten« heute.

Pöttker, Horst: Gerhard Maletzke zum 80. Geburtstag. In: Publizistik. Jg. 47. 2002. H. 2. S. 221-222.

Kommunikationswissenschaftler, geb. (6.1.1922) Universität Hohenheim, Medienforschung Süddeutscher Rundfunk.

Pokahr, Katrin (kp): Zehn Jahre ARD-Morgenmagazin. In: WDR print. Nr 315. 2002. S. 11.

Premierensendung war am 13. Juli 1992.

Ries-Augustin, Ulrike: Der WDR und seine Geschichte. In: Vom Stadtboten zur Informationsgesellschaft: Post- und Kommunikationsgeschichte in Paderborn und Ostwestfalen-Lippe / hrsg. von Norbert Börste im Auftr. der Stadt Paderborn. Paderborn 2002. S. 175-181.

Unter besonderer Berücksichtigung des WDR in Westfalen und seiner regionalen Berichterstattung aus und über Westfalen.

Roether, Diemut: Pink war gestern. 50 Jahre »tageschau«-Design, inklusive Nagelbrett. In: epd medien. 2002. H. 99. S. 3-5.

Rüden, Peter von / Hans-Ulrich Wagner: NWDR-Geschichte. T. 1 - 2. In: Fernseh-Informationen. Jg. 53. 2002. H. 8. S. 14-18, H. 12. S. 21-24.

Kommentierte Dokumente zur Organisationsgeschichte des frühen Fernsehens in Deutschland (NWDR) 1948 - 1953.; 1. Hans-Ulrich Wagner: »Start eines Fernsehversuchsbetriebs.« Nestels und Hesslings erste Schritte; 2. Hans-Ulrich Wagner: »Man muß Köln berücksichtigen.« Zum Fernsehstart beim NWDR Köln; »Überbrückungsprogramm«; Weihnachtsfeierabend im Funkhaus.

Schaudig, Michael: Des Meisters Werk und Stimme: Gerhart Hauptmann im zeitgenössischen Radio: ein Beitrag zur Frühgeschichte des deutschen Hörfunks. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 13-75.

Hauptmanns Verhältnis zum Hörfunk; Hörspieladaptionen von Werken Hauptmanns in der Weimarer Republik; Texte Hauptmanns für den Hörfunk; Hörfunkreden in der Weimarer Republik; Hörfunkreden im Dritten Reich; Gerhart Hauptmanns radiophone Karriere, ein Resümee.

Scheffler, Ingrid: Horst Bieneks Medienliteratur als eine phänomenologische Beschreibung der Zeit. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) Schriftsteller und Rundfunk. Konstanz 2002. S. 259-282.

Über die Darstellung des Themas Zeit in Bieneks Romanen, Lyrik, Hörspielen, Fernseh- und Kinofilmen.

Scheffler, Ingrid: Literatur- und Kulturvermittlung des NWDR-Köln im Prozess regionaler Identitätsbildung (1945 - 1955). In: Westfälische Forschungen. Jg. 52. 2002. S. 267-299.

Scheffler, Ingrid: Zwischen Journalismus und Literatur: der Schriftsteller Paul Schallück im Hörfunk des NWDR/WDR. In: »Wenn man aufhören könnte zu lügen«: der Schriftsteller Paul Schallück (1922 - 1976). Hrsg. im Auftr. d. Literaturkommission für Westfalen von Walter Gödden und Jochen Grywatsch. Bielefeld 2002. S. 247-259.

»Paul Schallück war einer der meistbeschäftigten Schriftsteller im NWDR/WDR, der beim Hörfunk und seit Mitte der 60er Jahre auch beim Fernsehen bis in die 70er Jahre hinein für den Sender arbeitete ... Mindestens 164 Rundfunkarbeiten unterschiedlichster Genres, davon ungefähr knapp die Hälfte im NWDR/WDR erstgesendet, sind nachweisbar.«

Schneider, Birgit: 8. März [1929] – Die kunstseidenen Mädchen: Test- und Leitbilder des frühen Fernsehens. In: 1929 – Beiträge zur Archäologie der Medien / hrsg. von Stefan Andriopoulos und Bernhard J. Dotzler. Frankfurt am Main 2002. S. 54-79.

Über die Versuchsfilm (»Menschen am Sonntag«, »Wochenende«) und die Testsendungen des frühen deutschen Fernsehens.

Schröder, Hermann-Dieter: Chronik der Medienentwicklung in Deutschland 2001. In: Medien & Kommunikationswissenschaft; M&K. Jg. 50. 2002. H. 3. S. 461-468.

Schulz, Brigitte: Fundgrube: Gelantineplatten und Megabytes: ein Blick ins Deutsche Rundfunkarchiv. In: Info 7: Information und Dokumentation in Archiven, Mediotheken, Datenbanken. Jg. 17. 2002. H. 2. S. 94-95.

Semeria, Stefano: Die Daytime Talkshow: zur Erfindung eines Genres in den USA und dessen Adaption

in Deutschland. In: Jens Tenschler, Christian Schicha (Hrsg.) *Talk auf allen Kanälen: Angebote, Akteure und Nutzer von Fernsehgesprächssendungen*. Wiesbaden 2002. S. 161-180.

Stappers, James G.: Kommunikation ist nicht gleich Kommunikation: aber Kommunikation ist sicher auch nicht gleich communication. In: *Medien und Mittler sozialer Kommunikation: Beiträge zu Theorie, Geschichte und Kritik von Journalismus und Publizistik: Festschrift für Hans Wagner*. Hrsg. von Ute Nawratil, Philomen Schönhagen, Heinz Starkulla jr. Leipzig 2002. S. 177-195.

Zur begrifflichen Definition von Kommunikation und Kommunikationswissenschaft in der Entwicklung des Faches. Von der Zeitungswissenschaft zur Kommunikationswissenschaft.

Starkulla, Heinz: Theorie und Typologie der getarnten (Feind-)Propaganda. In: *Medien und Mittler sozialer Kommunikation: Beiträge zu Theorie, Geschichte und Kritik von Journalismus und Publizistik: Festschrift für Hans Wagner*. Hrsg. von Ute Nawratil, Philomen Schönhagen, Heinz Starkulla jr. Leipzig 2002. S. 453-476.

Typologie der weißen Propaganda und der Tarnpropaganda (schwarze und graue Propaganda).

Stolte, Dieter: Dauerauftrag im Wechsel der Zeiten. Versuch einer Bilanz nach 20 Jahren Intendant des ZDF. In: *ZDF Jahrbuch 2001*. Mainz 2002. S. 61-65.

Taylor, Timothy D.: Music and the rise of radio in 1920s America: technological imperialism, socialization, and the transformation of intimacy. In: *Historical journal of film, radio and television*. Vol. 22. 2002. Nr. 4. S. 425-443.

Über die Bedeutung des frühen Radios, speziell der Radiomusik für die Gesellschaft und das Alltagsleben am Beispiel USA in den 20er Jahren.

Tetzner, Karl: Fernsehen bei Olympischen Sommerspielen. Ein persönlicher Rückblick. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 53. 2002. H. 8. S. 21-24.

1936 erste Gehversuche in Berlin; London, Helsinki und Melbourne: Fehlende Weltübertragung Tokio 1964: fast direkt; München 1972: Die TV-technische Perfektion.

Tetzner, Karl: Das Fernsehen hat eine lange Geschichte. Einige technische Anmerkungen. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 53. 2002. H. 12. S. 27-28.

Toshiro, Sone: The Olympic host broadcaster: history and evolving role in the new era: a survey of media and daily life. In: *NHK broadcasting studies: an international annual of broadcasting science / ed. and publ. by NHK Broadcasting Culture Research Institute, Tokyo*. Bd 1. 2002. S. 109-154.

Über die Funktionen einer gastgebenden Rundfunkorganisation bei großen internationalen Sportveranstaltungen.

Vieweg, Christine: Früher Vogel fängt den Wurm. 10 Jahre Morgenmagazin bei ARD und ZDF. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 53. 2002. H. 7. S. 7-10.

Vollberg, Susanne: Besonderheiten des (DDR-)Alltags. Außenseiter – Spitzenreiter feierte 30-Jähriges. In: *Fernseh-Informationen*. Jg. 53. 2002. H. 7. S. 11-13.

»Außenseiter – Spitzenreiter« ist eine Unterhal-

tungssendereihe [seit 1972] des (DDR-)Fernsehens, die ausgefallene Zuschauerfragen beantworten will.

Vor 50 Jahren in Ostberlin: Gründung des Staatlichen Rundfunkkomitees. In: *Radio-Kurier – weltweit hören*. 2002. H. 19. S. 13.

Wagner, Hans-Ulrich: Hartmut Geerken – der Rundfunkautor, das interaktive Hörspiel und die Trilogie »Maßnahmen des Verschwindens«. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) *Schriftsteller und Rundfunk*. Konstanz 2002. S. 283-315.

Walser, Martin: Rundfunk, Politik, Literatur: Martin Walsers frühe Erfahrungen beim Süddeutschen Rundfunk zwischen 1949 und 1957. Martin Walser; Interview: Edgar Lersch; Reinhold Viehoff. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) *Schriftsteller und Rundfunk*. Konstanz 2002. S. 213-257.

Wandtke, Artur-Axel: Einige Aspekte zur Urheberrechtsreform im Dritten Reich. In: *UFITA: Archiv für Urheber- und Medienrecht*. 2002. Bd 2. S. 451-474.

Watson, Iarfhlaith: Irish-language broadcasting: history, ideology and identity. In: *Media, culture and society*. Vol. 24. 2002. Nr 6. S. 739-757.

Zur Geschichte und zu den Programmen der gälischsprachigen irischen Radio- und Fernsehsender Raidió na Gaeltachta (RnaG), Network 2, 2FM, TG4 und TV3 seit 1972.

Weber, Beate: »Wetten, dass...?« – ein Show-Dinosaurier wird 20!. In: *ZDF Jahrbuch 2001*. Mainz 2002. S. 102-103.

Wessels, Wolfram: Ernst Schnabel. In: Jörg Hucklenbroich, Reinhold Viehoff (Hrsg.) *Schriftsteller und Rundfunk*. Konstanz 2002. S. 99-122.

1945 - 1949 Chefdramaturg und Abteilungsleiter Wort, 1951 - 1955 Intendant des NWDR Hamburg, 1961 - 1964 Hrsg. des 3. Programms, 1965 - 1970 der »Literarischen Illustrierten« des Fernsehens von NDR und SFB.

Wied, Kristina: Einst Wahlparty, heute Wahlshow?: empirische Befunde zur Entwicklung der abendlichen Berichterstattung zu Bundestagswahlen im ZDF von 1965 bis 1998. In: *ZfK – Zeitschrift für Kommunikationsökologie*. Jg. 4. 2002. H. 1. S. 57-65.

Wilke, Jürgen: Deutsch-Deutsche Militärpropaganda im Kalten Krieg. In: *Medien und Mittler sozialer Kommunikation: Beiträge zu Theorie, Geschichte und Kritik von Journalismus und Publizistik: Festschrift für Hans Wagner*. Hrsg. von Ute Nawratil, Philomen Schönhagen, Heinz Starkulla jr. Leipzig 2002. S. 73-105.

Zur Militärpropaganda der Nationalen Volksarmee (NVA) der DDR und der Bundeswehr über die Massenmedien Flugblatt, Presse, Rundfunk.

Wulff, Hans J.: Journalismus & Medien im Film: Zeitungs-, Reporter- und Medienfilme. In: *Medien & Politik*. Hrsg.: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik. Johannes Gawert u.a. Frankfurt am Main 2002. (Medien praktisch. Texte. Sonderh. 5. 2002). S. 46-55.

Rudolf Lang, Köln

Mitteilungen des Studienkreises Rundfunk und Geschichte

Radio-Mythen und -Realitäten 34. Jahrestagung des Studienkreises

Die Entstehung des Radios und deren Begründung wollte der Studienkreis Rundfunk und Geschichte auf seiner 34. Jahrestagung am 27. und 28. März beim Sender Freies Berlin (SFB) hinterfragen. Mit dem Thema: »Die Idee des Radios. Mythen – Rekonstruktionen – Wirklichkeiten 1910 - 1930« wurden bisherige Forschungsergebnisse kurzerhand erst einmal zum Mythos erklärt, um den Weg zu anderen Ansätzen frei zu machen. Infrage gestellt werden sollten ältere institutionengeschichtliche Rekonstruktionen, die sich in einem »politik- und bürokratiegeschichtlichen Kontext« (Lersch) bewegen und die deutsche Radioentwicklung zudem stark mit dem Entstehen des Nationalsozialismus verknüpfen. Anstelle der vertrauten Rekonstruktionen trat die »gesellschaftliche Dynamik«, die »den überraschend kurzfristigen Erfolg des neuen Mediums in den 20er Jahren ermöglichte«. Der Tagungs-dramaturgie hätte es gut getan, wären solche Überlegungen von Prof. Dr. Edgar Lersch, Südwestrundfunk Stuttgart, nicht erst im Schlussreferat aufgetaucht. Besondere Hilfe versprachen sich die Organisatoren dabei von den ausländischen Gästen, da im internationalen Vergleich neue Erkenntnisse gewonnen werden sollten.

Der Rahmen dafür war historisch geprägt: Die ca. 70 Teilnehmer tagten auf Einladung des SFB im Berliner Haus des Rundfunks. SFB-Intendant Horst Schättle resümierte in einer Abendrunde kurz vor der Fusion mit dem Ostdeutschen Rundfunk Brandenburg: »Rosenbauer und ich wollten die Fusion. Wir waren uns aber bewusst, dass es große Probleme beim Personal und bei den Gremien gibt.« Ansonsten viele kritische Schlagwörter an die Adresse anderer: »Chancen verspielt«, »Inkompetenz«, »Blockierungen«.

Von Fröschen und Störchen

Der Tagungseinstieg erinnerte zunächst an eine Biologie-Konferenz: Privatdozent Dr. Kaspar Maase, Universität Tübingen, ging das Thema aus der »Froschperspektive« an: »Wir halten die Froschperspektive für erforschens- und beachtenswert, ohne damit die Weltsicht der Störche für illegitim zu erklären.« Zur Aufklärung: Er meinte damit seine Orientierung an Nutzungserwartungen und Nutzenbilanzen (im Unterschied zu »einer an Apparaten, Entwürfen und Theorien sich orientierenden Medienwissenschaft«), be-

trachtete also das Eingebundensein des Radios in die Struktur des Alltags. Seine Leitfrage: »Welchen Platz im Mediennutzungsrepertoire konnte das Radio einnehmen, im Wettbewerb mit den Leistungen, die andere Medien versprochen oder bereits boten?« Maase widersprach dem »Mythos«, das Radio habe in den Anfangszeiten das Publikum ob seines Unterhaltungsfaktors angezogen; in dieser Hinsicht sei das Grammophon dem neuen Medium bis in die 30er Jahre überlegen gewesen. Seiner Meinung nach schätzten die potentiellen Nutzer den Rundfunk, um »sich bequem und zeitökonomisch auf den Stand von Informiertheit zu bringen, der in einer modernen Gesellschaft und der enger zusammenrückenden Welt notwendig war« (»Ohr der Welt«, »Öffnung des Heims für die Welt«). Hinzu komme »die spezifische Verknüpfung des Informationsversprechens« mit den »ästhetisch-emotionalen Erfahrungen, vor allem der Musik«. Doch »kein Hörer (wollte) ein Programm, das nur aus Information bestand«.

Das teuflische »Massenmedium«

Für Prof. Dr. Helmut Schanze, Universität Siegen, hingegen gehört »zu den hartnäckigen, erfolgreichen und zugleich fatalen Mythenbildungen des 20. Jahrhunderts« der »scheinbar unlösbare Zusammenhang von Rundfunk, Medium und Masse am Beginn der (deutschen) Rundfunkgeschichte«. Zudem sei die »These vom Krieg als dem Vater aller Medien« ebenso zu befragen, wie »die Plötzlichkeit und Gleichzeitigkeit«, in der um 1922/23 in ganz Europa und in den USA, faktisch weltweit der Rundfunk entstand. Den zentralen Begründungszusammenhang sieht Schanze im Begriff der »Masse« und »einer untergründigen Angst vor ihr«, die zur angeblichen Regulierungsnotwendigkeit des »Massenmediums« Rundfunk führt. Den ca. 100 000 deaktivierten Militärfunkern, die das neue Medium zur demokratischen Mitsprache nutzen wollten, wurde diese aus einem etatistischen »Obrigkeitsdenken« heraus verweigert. Die Geschichte der Rundfunkregulierung offenbare dann auch den »ganzen Abscheu der Intellektuellen vor der Masse«. Das kulturkritische Potential werde eingeschnürt »als ob es vom Teufel wäre, und nicht, wie bei der Buchdruckerkunst, vom lieben Gott.« – Tagungsleiter Prof. Dr. Reinhold Viehoff (Universität Halle) hatte die Lacher auf seiner Seite, als er nach soviel »Obrigkeitstheorie« als »Obrigkeit« einschritt und auf die Einhaltung der Redezeit drängte.

Erfrischend und entspannend präsentierten Joseph Hoppe und Herzblut-Rundfunktechniker Ottmar Rücker, Deutsches Technikmuseum Berlin, die technischen Anfänge des Radios um Heinrich Hertz. An Original- und nachgebastelten Geräten flogen die so entscheidenden Funken wenige Millimeter; zu bestaunen waren das Modell eines Antennenturms, der in der Wirklichkeit ca. 300 m hoch war und zunächst der Übermittlung von Überseetelegrammen diente.

Mehrsprachige Programme unbeliebt

Auch Dr. Ursula Ganz-Blättler und Dr. Edzard Schade, Universitäten Genf und Zürich, hatten sich einen Mythos vorgenommen, der da heißt: Die Schweiz sei ein Hort interkultureller Verständigung. Die »Hirten« (60 Prozent Deutsch, 30 Französisch, 8 bis 9 Italienisch) bestätigten in der Rundfunkgeschichte zunächst einmal, dass bei ihnen – im Unterschied zu Deutschland – »Probieren über Regulieren« geht. Die der West- und Südschweiz nachgesagte »mediterrane Leichtigkeit des Seins« ließe sich jedoch höchstens in Genreeinsatz und Moderation nachweisen. Hinsichtlich der sprachübergreifenden Vermittlung fanden die beiden Wissenschaftler heraus: Es gab seit Beginn des Rundfunks Sprachkurse und Hörbilder aus anderen Sprachregionen. Hinzu kamen Kulturprogramme als Gemeinschaftsproduktion sowie mehrsprachige Reportagen durch einen einzigen Reporter. Der Mythos vom Programmaustausch der Regionalsender als Wegbereiter sprach- und kulturübergreifender Verständigung stimme nur teilweise, vielmehr setzte der Rundfunk unter Sparszwang auf Simultanbroadcasting (1926 bis 1930). Mehrsprachige Programme waren jedoch in der Bevölkerung unbeliebt und die – auch gebührenbedingten – Teilinteressen der lokalen Radiogesellschaften behinderten den Aufbau eines international konkurrenzfähigen Rundfunks in der Schweiz. Deshalb blieben die Kommunikationsräume letztlich sprachregional, die nationale Verständigung erfolgte erst 1931 durch »Nationalisierung als Befriedigungsstrategie«.

Regionale Entstehungsgeschichten

Temperamentvoll informierte Prof. Dr. Michele Hilmes, University of Wisconsin, Madison, über die Radio-Ursprünge der 20er Jahre in den USA und die Diskussionen darüber, welchen Beitrag das Medium zur Lösung der Zeitprobleme leisten könne. Dort waren schon vor 1917 aus der Amateurfunk-Bewegung Keimzellen eines Rundspruchs entstanden. Mit der Bekanntgabe der Ergebnisse der Präsidentenwahlen ging dann am 2. November 1920 die erste Rundfunksendung über den Äther. Insgesamt ist die Entste-

hungszeit in den USA durch ein regional orientiertes Rundfunkchaos gekennzeichnet, das erst 1927 durch die Gründung der Federal Radio Commission (FRC) geordnet werden konnte.

Auch in Großbritannien, so berichtete Prof. Dr. Paddy Scannell, University of Westminster, London, war das Radio zunächst lokal und regional aktiv. Die BBC baute seit 1922 Stationen auf, beginnend mit London, Birmingham und Manchester. Doch nach einer kurzen Phase (1923 - 1926) der dezentralen Organisation des Rundfunks, die der Referent auch im Hinblick auf die engen Kontakte der Radiostationen zur Hörerschaft anschaulich schilderte, setzten sich mit der Gründung der BBC als nationaler Institution 1927 die zentralistischen Tendenzen durch: Zwei landesweite Programme wurden 1930 installiert. Auch dadurch war es möglich, die BBC als Instrument nationaler Identitätsförderung aufzubauen. Bis in die späten 30er Jahre traten aktuelle Informationssendungen im Programm zurück, doch zeigte bereits der Generalstreik 1926 – als keine Zeitungen erschienen – Chancen und Risiken der drahtlosen Nachrichtenverbreitung.

Langer Anfang mit Hörervereinen

In Frankreich kümmerte sich der Staat erst Anfang der 30er Jahre darum, ein Rundfunknetz aufzubauen, berichtete René Duval, Journalist, Rundfunkpolitiker und ausgewiesener Rundfunkhistoriker. Zuvor förderten die Funkvereine »je nach Umständen, Freundschaften oder Beziehungen (...) entweder private Sendegesellschaften oder sie gründeten zusammen mit einer Regionaldirektion der Post, die ihnen die nötige technische Hilfe leistete, eine staatliche Regionalgesellschaft, für deren Programm sie unter Mitwirkung der Hörer verantwortlich zeichneten. Über ein Jahrzehnt lang verwalteten Hörervereine die staatlichen Sendegesellschaften, sorgten für ihre Entwicklung und belieferten sie mit Sendungen, während manchmal in der gleichen Stadt private Sendegesellschaften mit ihnen um den Gunst der Hörer wetteiferten. Dies führte zu einem nie enden wollenden Kampf, bei dem die staatlichen Gesellschaften von der um ihre Hoheitsrechte besorgten Post unterstützt wurden.«

Länderübergreifender Vergleich

Ein vorläufiges Resümee zog Edgar Lersch unter dem Titel »War der Rundfunk tatsächlich nicht bestellt?«, verbunden mit einem »Plädoyer für eine länderübergreifende vergleichende Rundfunkgeschichtsforschung«. Einige seiner Feststellungen:

- Das Engagement der Post- bzw. Telegrafeneinrichtungen schwankte zwischen »Motor der Ent-

wicklung«, da beim »Ausbau der Funktelefonie auch eigene finanzielle Vorteile winkten«, und »Bedenkenträger«.

- Aktuelle Politik wurde (mit Ausnahme der USA) »aus dem Angebot ferngehalten, weil es angesichts der allenthalben bestehenden tiefgehenden Spaltung der Gesellschaft keine Vorbilder für (...) sogenannte binnenplurale Angebote und deren Kontrolle gab«.

- In zahlreichen europäischen Ländern begann alles mit »einer kleinräumigen, regionalen Rundfunkorganisation und einem besonderen Programmangebot, das abweicht von den hegemonialen Ansprüchen der Hochkultur«. Im Unterschied dazu war das Rundfunksystem der Weimarer Republik »von Anfang an auf dem Weg zu einer nationalen Volksbildungsanstalt«.

- Unübersehbar »ist seit Ende der 20er Jahre ein Trend zur Zentralisierung der Rundfunkeinrichtungen«, da zentrale Programme »auch in den demokratischen Ländern effizienter die Idee der nationalen Integration propagieren« konnten.

Dies alles kann allerdings nicht über die Schwierigkeiten hinwegtäuschen, die bei einem länderübergreifenden Vergleich, wenn er denn ernsthaft betrieben werden soll, auftauchen. Es fehlen sowohl Kriterien als auch die Erfahrungen weiterer Länder, beispielsweise aus Russland, bei dem sich allenfalls an Lenins »An alle!« erinnert wird.

Die Realitäten des Studienkreises

Von allen Mythen befreit kamen die Mitglieder ganz schnell wieder in der »Wirklichkeit« an, als es um ihre eigenen Belange ging. In der Mitgliederversammlung problematisierte Vorsitzender Prof. Dr. Reinhard Viehoff die Altersstruktur des Vereins (ein Blick in den Tagungsraum zeigte allerdings im Unterschied zu manchen vorangegangenen Tagungen erstaunlich viele jüngere Teilnehmer); zurückgehendes Engagement der Journalisten und Techniker aus der Praxis und mangelnde finanzielle Unterstützung aus den öffentlich-rechtlichen Rundfunk- sowie den Landesmedienanstalten. Auf der Positivseite: Die Zeitschrift »Rundfunk und Geschichte«, die Jahrestagung (wechselnd zwischen »groß« und »klein«), die nunmehr jährlich bei UVK erscheinenden Jahrbücher, das (im letzten Jahr mit vielen Verschiebungen dann doch wieder stattgefunden) Forschungskolloquium, die Website. Viehoff berichtete auch von neuen kooperativen Mitgliedschaften und Spenden öffentlich-rechtlicher Rundfunkanstalten für den 1969 gegründeten Verein, der derzeit ca. 360 Mitglieder zählt.

Die Mitgliederversammlung wählte Prof. Dr. Edgar Lersch (Südwestrundfunk, Stuttgart) zum neuen Vorsitzenden, Stellvertreter sind die Pro-

fessoren Dr. Rüdiger Viehoff (Universität Halle) und Dr. Rüdiger Steinmetz (Universität Leipzig). Ihnen ist eine glückliche Hand zu wünschen, um in diesen ganz entmythologisierten, an »nackten Tatsachen« orientierten Zeiten, in denen selbst Rundfunkarchive einen schweren Stand haben, einen solchen »altewürdigen« Verein nicht nur zu erhalten. Die nächste Jahrestagung soll 2004 in der »Kindermedienstadt« Erfurt stattfinden.

Margarete Keilacker, Leipzig

Aus dem Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden während der Mitgliederversammlung am 27. März 2003 in Berlin

»Rundfunk und Geschichte«: die Zeitschrift ist zu unserem eigentlichen Markenzeichen geworden. Sie ist berühmt für ihre Seriosität, ihre Genauigkeit und ihr wissenschaftliches Niveau. Alles verdankt sie den beiden Redakteuren Ansgar Diller vom Deutschen Rundfunkarchiv Frankfurt am Main und Edgar Lersch vom Südwestrundfunk Stuttgart. Ihr Bestand scheint in absehbare Zukunft gesichert, wenn wir weiter mit der ehrenamtlichen Arbeit dieser beiden Studienkreismitglieder rechnen können.

Wir haben vor drei Jahren beschlossen, sogenannte kleine und große Jahrestagungen immer im Wechsel durchzuführen. Die große Jahrestagung zu Rundfunk und digitale Medien vor zwei Jahren in Halle ist im vergangenen Jahr durch eine kleine Jahrestagung in Potsdam-Babelsberg fortgesetzt worden. Kleine Jahrestagungen stellen kein thematisch umfangreiches Programm in den Vordergrund, wie die großen Jahrestagungen – auch diese hier in Berlin –, sondern betonen die Arbeit der Fachgruppen und bieten ihnen ein Forum. Ich denke, diese neue Regel hat sich schon jetzt bewährt, sie erlaubt ein stringentes Programm und eine entsprechende einheitliche Planung für die große Jahrestagung. Und sie konzentriert und motiviert die Arbeit der Fachgruppen durch den Termin der kleinen Jahrestagung. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass wir es geschafft haben, die Fachgruppe Musik zu revitalisieren. Thomas Münch von der Musikhochschule in Würzburg, fachlich dem Radio und seiner Musikvermittlung außerordentlich zugetan, leitet jetzt die Fachgruppe. Die Fachgruppe Literatur hat ebenfalls seit dieser zurückliegenden Periode eine neue Leitung durch Ingrid Scheffler von der Fachhochschule Köln, die Fachgruppe Archive wird weiterhin durch Edgar Lersch, die Fachgruppe Technik vorübergehend kommissarisch durch Ansgar Diller, und die Fachgruppe

Rezeption durch Walter Klingler vom Südwestrundfunk Baden-Baden geleitet. Besonders die Fachgruppe Rezeption hat ja weit über den Studienkreis hinaus inzwischen an Bedeutung und Renommee gewonnen, und ich bin froh, dass wir als Studienkreis immer noch die eigentliche Heimat dieser Fachgruppe sind und etwas an ihren Erfolgen dadurch partizipieren

Regelmäßige Periodika gehören zu einer wissenschaftlichen Vereinigung wie das Salz in die Suppe. Ohne sie bliebe ein fader Nachgeschmack. Inzwischen ist es gelungen, durch gemeinsame Anstrengungen im Vorstand ein »Jahrbuch für Mediengeschichte« herauszugeben. Der zweite Band – zum Thema »Schriftsteller und Rundfunk« – ist in diesem Frühjahr erschienen, der dritte Band befindet sich in Vorbereitung. Ein regelmäßig erscheinendes Jahrbuch herauszugeben ist für einen Verein unserer Größenordnung immer ein Risiko, das nur gemindert werden kann, wenn – in Zukunft – mehr Mitglieder als bisher das Jahrbuch erwerben.

Das Forschungskolloquium ist weiterhin auf gutem Wege. Es wird jetzt durch das studentische Mitglied im Vorstand, Sebastian Pfau, Universität Halle, und von mir organisiert. Die Einladungen für das kommende Kolloquium im November 2003 in Baden-Baden sind in Vorbereitung und gehen im Mai an die Institute und Universitäten.

Die Effektivität der Vorstandsarbeit ist in den zurückliegenden zwei Jahren gut gewesen, was sich auch darin ausdrückt, dass wir erfolgreich besuchte und öffentlich bemerkte Jahrestagungen organisiert haben (Halle, Potsdam) und jetzt eine sehr gute vor uns haben; und dass wir auch schon die Jahrestagung 2004 in Erfurt und die Jahrestagung 2005 bei der Deutschen Welle in Bonn sehr weit vorbereitet haben, spricht für diese Einschätzung.

(...)

Wir befinden uns in einer Phase des Generationenumbruchs. Wir brauchen eine Revitalisierung der Mitgliedschaft, nach meinem Eindruck vor allem in zwei Gruppen: bei den jüngeren Mitgliedern und bei den Rundfunkanstalten. Nach meinem Wissen sind in den letzten zwei Jahren vielleicht ein knappes Dutzend jüngere Mitglieder – darunter zahlreiche junge Studierende aus Halle – dem Studienkreis beigetreten. Ich denke, dass wir noch stärker als in der Vergangenheit an den Universitäten und vor allem im Zusammenhang des Forschungskolloquiums jüngere Mitglieder werben müssen. Wenn es uns nicht gelingt, jetzt eine gewisse aktive Nachrückergeneration zu gewinnen für die Forschungsziele und -interessen dieser wissenschaftlichen Vereinigung, dann wird es sehr schwer, die mittlere Generation, die in zwei Jahren den Vorstand

übernehmen muss, von der Sinnhaftigkeit einer solchen Aufgabe zu überzeugen; denn dann ist kein Resonanzraum da, den ein Vorstand und den ein Verein eben auch braucht, neben einer Satzung und neben den Jahresbeiträgen. Von Beginn an waren Mitglieder aus den Rundfunkanstalten im Studienkreis prominent und zahlreich vertreten. Das ist zurückgegangen. Wir müssen beobachten, dass der Verein für Redakteure aus dem Bereich der Kultur und Politik kaum von Interesse zu sein scheint, dass auch aus dem Bereich der Technik – Sende- und Studioteknik – kaum Mitglieder aus den Rundfunkanstalten nachgewachsen sind. Ich denke, wir müssen wieder attraktiver in den Rundfunkanstalten werden. Eine Möglichkeit, die naheliegt, ist, dass unsere Mitglieder aus den Rundfunkanstalten versuchen, in ihrem persönlichen Umfeld vielleicht eine Kollegin oder einen Kollegen ganz direkt und gezielt anzusprechen.

Das Problem, das wir in den vergangenen zwei Jahren nicht haben lösen können und das deshalb für die nächste Vorstandsperiode nach meiner Auffassung weiter vorangetrieben und am besten auch gelöst werden muss, ist die Kooperation mit anderen wissenschaftlichen Vereinigungen, die gleiche oder ähnliche Interessen haben wie wir. Wir müssen uns politisch-strategische Gedanken machen und Lösungen finden für die Integration der verschiedenen wissenschaftlichen Vereinigungen, die im weiteren Umfeld der Rundfunkgeschichte angesiedelt sind. Ich denke, dass der Raum für mehrere wissenschaftliche Vereinigungen und Forschergruppen in diesem Segment zu eng ist (Gesellschaft für Medienwissenschaft, FG Kommunikationsgeschichte in der DGPK).

Die finanzielle Lage des Studienkreises ist nicht gut, das heißt, sie könnte besser sein, sie sollte auch besser sein. Dazu müssen wir in den nächsten zwei Jahren ebenfalls verstärkte Anstrengungen unternehmen, um weitere Quellen einer ständigen Unterstützung zu erschließen. Ich glaube, dass es in diesem Zusammenhang sehr wichtig ist, dass wir in den nächsten zwei Jahren versuchen, die jeweiligen Landesmedienanstalten als Mitglieder – korporativ oder individuell – zu gewinnen. Auch an einer Beitragserhöhung, die dann auf Wunsch den Bezug des Jahrbuches einschließt, werden wir kaum vorbeikommen.

Diese Desiderate sind keine Krisenzeichen. Sie sind eher das Perpetuum mobile von wissenschaftlichen Vereinigungen unserer Größe und unseren Zuschnitts. Gleichwohl sollten wir – das gehört als Mahnung dazu – ihre Bedeutung nicht unterschätzen.«

Reinhold Viehoff, Halle

Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv

Neu in der Buchreihe des DRA

Tondokumente zur Kultur- und
Zeitgeschichte 1936 - 1938.
Zusammengestellt und bearbeitet
von Walter Roller
(= Veröffentlichungen des Deutschen
Rundfunkarchivs, Bd. 17).
Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2002,
558 Seiten.

Tonaufnahmen können im 20. Jahrhundert dazu
beitragen – ergänzend zu Text- und Bilddoku-
menten –, politische und kulturelle Ereignisse in
Erinnerung zu rufen sowie Personen durch ihre
Stimme zu vergegenwärtigen.

In diesem dritten Band des Bestandsver-
zeichnisses des Deutschen Rundfunkarchivs
sind alle Wort-Tondokumente zusam-
mengesellt, die für den Zeitraum von Anfang 1936 bis
Ende 1938 vorhanden sind. Neben politischen
Ansprachen und Sportreportagen sind auch
Hörspiele und Rezitationen, Unterhaltungssen-
dungen und Nachrichten, die der Rundfunk ver-
breitete, sowie Aufnahmen der Schallplattenin-
dustrie nachgewiesen. Im Mittelpunkt stehen
naturgemäß Tonaufnahmen, die das nationalso-
zialistische Deutschland dokumentieren, aber
auch solche aus Österreich, Frankreich, Groß-
britannien und der Sowjetunion sowie Sendun-
gen beispielsweise des Deutschen Freiheitssen-
ders während des Spanischen Bürgerkrieges.
Insgesamt spiegeln die über 1 300 Tondoku-
mente wichtige Bereiche staatlichen Handelns
aus der Zeit vor Beginn des Zweiten Weltkrieges
wider.

Hörspiel 1950 - 1951
Eine Dokumentation.
Zusammengestellt und bearbeitet von
Ulrike Schlieper
unter Mitwirkung von Rolf Geserick,
Susanne Höschel, Bernd Löw,
Carmen Vosgröne und Annette Wosché
und einer Einführung von Hermann Naber
(= Veröffentlichungen des Deutschen
Rundfunkarchivs, Bd. 35).
Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg 2003,
611 Seiten.

Nach der Publikation »Hörspiel 1945 – 1949. Ei-
ne Dokumentation«, die die Stiftung Deutsches
Rundfunkarchiv 1997 in der Reihe ihrer Veröf-
fentlichungen als Band 12 vorgelegt hat, er-

scheint im zeitlichen Anschluss daran die Über-
sicht über die Hörspiele für 1950 und 1951. Sie
wurde in enger Kooperation mit der Arbeitsstelle
Medienforschung an der Universität Osnabrück
erarbeitet.

Im Westen wie im Osten hatte es der Rund-
funk Anfang der 50er Jahre immer noch mit ei-
nem ungeheuren kulturellen Nachholbedarf der
Bevölkerung zu tun. Zwar kam, zumindest in der
Bundesrepublik, dank der Mittel des Marshall-
Plans, der Wiederaufbau langsam in Gang, aber
viele Theater und Opernhäuser waren zerstört,
an provisorischen Spielstätten mussten En-
sembles und Orchester neu gebildet und sub-
ventioniert werden. In dieser Situation kam dem
Rundfunk und vor allem dem Hörspiel eine gro-
ße Bedeutung zu. Für jedermann erreichbar
wurden hier die neuen Stücke von Arthur Miller
und Jean Paul Sartre, von Paul Claudel und
Thornton Wilder, von Albert Camus und Jean
Giraudoux genau so gespielt wie die klassischen
Repertoire-Stücke des Theaters. Und nach und
nach meldeten sich die zeitgenössischen Auto-
ren mit Originalhörspielen zu Wort.

Die Dokumentation enthält Nachweise zu
Hörspielen, die vom Nordwestdeutschen, vom
Bayerischen, Süddeutschen und Hessischen
Rundfunk, vom Südwestfunk sowie von RIAS
Berlin, Radio Bremen und Radio Saarbrücken
und vom Rundfunk der DDR produziert worden
sind. Berücksichtigt wurden in erster Linie Pro-
duktionen der jeweiligen Hörspielredaktionen,
aber auch vielfach Hörspiele aus den Redaktio-
nen für Mundart und Unterhaltung. Viele Produ-
ktionen existieren heute nur noch als Nachweis
auf Karteikarten. Doch erst die Berücksichtigung
aller Produktionen, auch derjenigen, deren Ton-
träger heute verloren sind, ermöglicht einen
umfassenden Blick auf die thematische und for-
male Vielfalt des Genres und seine Entwicklung
zu Beginn der 50er Jahre.

DRA

Neue CDs mit Tonaufnahmen zur Geschichte Deutschlands

Hundert deutsche Jahre 1900 - 2000
Tondokumente und Fotografien
Audio-CD Nr. 27. 2002.

In 26 Originaltonaufnahmen werden »Hundert
deutsche Jahre« erzählt, vom Kaiserreich (1900)
bis zum Jahr 2000, zehn Jahre nach der Wie-

dervereinigung. Dazwischen sind Aufnahmen aus der Weimarer Republik, dem nationalsozialistischen Deutschland und den beiden deutschen Staaten der Nachkriegszeit zu hören mit Reden von Kaiser Wilhelm II., Scheidemann, Hindenburg, Hitler über Ernst Reuter, Walter Ulbricht, Willy Brandt bis zu Helmut Kohl und Gerhard Schröder. Es ist natürlich keine geschlossene Geschichtsdarstellung, wohl aber eine Geschichte Deutschlands in einigen markanten Tonbeispielen.

Die Reichskanzler der Weimarer Republik
in Originaltonaufnahmen
Audio-CD Nr. 28. 2003.

Die zwölf Reichskanzler der Weimarer Republik sind in Vergessenheit geraten. Die heutigen Deutschen haben kein Bild von ihnen vor Augen, geschweige denn ihre Stimme im Ohr. Deshalb sind auf dieser CD zum ersten Mal Tondokumente aller zwölf Kanzler zu hören. Philipp Scheidemann, Gustav Bauer, Hermann Müller, Constantin Fehrenbach, Joseph Wirth, Wilhelm Cuno, Gustav Stresemann, Wilhelm Marx, Hans Luther, Heinrich Brüning, Franz von Papen und Kurt von Schleicher kommen in Rundfunkansprachen, Reichstagsdebatten, Interviews und Wahlkampfreden zu Wort. 24 Originalaufnahmen lassen die Geschichte der Weimarer Republik und ihrer Kanzler lebendig werden, von der Aufbruchstimmung, mit der die Republik am 9. November 1918 ausgerufen wurde, bis hin zu ihrem krisengeschüttelten Untergang im Winter 1932/33.

DRA